Hinweis zu dieser Übersetzung
Dieses Buch ist eine maschinelle Übersetzung des englischen Originaltextes, erstellt mithilfe automatisierter Übersetzungsprogramme. Es wurde weder vom Autor noch von anderen Personen geprüft oder überarbeitet. Daher können Fehler, Ungenauigkeiten, holprige Formulierungen oder Formatierungsprobleme auftreten. Die englische Originalausgabe bleibt die maßgebliche Fassung.

Die Gesetze des Denkens

Eine thematische Zusammenstellung

Avi Sion , Ph. D.

© **Avi Sion , 1990–2013.**

Geschützt durch internationale Urheberrechtsübereinkommen.
Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil dieses Buches darf ohne ausdrückliche Genehmigung des Autors und Verlegers in irgendeiner Form reproduziert, in einem Datenabfragesystem gespeichert oder übertragen werden, ausser im Falle kurzer Zitate mit entsprechender Quellenangabe.

Erstveröffentlichung 2008. Erweiterte Fassung 2014.
Von Avi Sion. Genf, Schweiz.

Informationen zum Bibliothekskatalog:

Sion, Avi.
Die Gesetze des Denkens.
Eine thematische Zusammenstellung.

ISBN: 978-1495973147

Abstrakt

„Die Gesetze des Denkens“ untersucht die deduktiven und induktiven Grundlagen rationalen Denkens. Der Autor erläutert und verteidigt Aristoteles’ drei Gesetze des Denkens – das Gesetz der Identität, das Gesetz des Widerspruchs und das Gesetz des Ausschlusses des Mittleren – und führt zwei weitere ein, die in ihnen implizit enthalten und für sie von entscheidender Bedeutung sind: das vierte Gesetz des Denkens, das Induktionsprinzip, und das fünfte Gesetz des Denkens, das Deduktionsprinzip.

Bei diesem Buch handelt es sich um eine thematische Zusammenstellung aus früheren Werken* des Autors aus einem Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren.

* Hinweis: Einige Kapitel wurden hier zusammengefasst. Außerdem wurden einige Kapitel in kleinere Abschnitte aufgeteilt.

Inhalt

1. Kapitel Eins 7
   1. Das Gesetz der Identität 7
   2. Das Gesetz des Widerspruchs 9
   3. Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten 12
2. Kapitel Zwei 16
   1. Richtig oder Falsch 16
   2. Zweige der Logik 18
   3. Werkzeuge der Logik 20
   4. Axiome der Logik 21
3. Kapitel Drei 24
   1. Grundlage der Gesetze 24
   2. Funktionen der Gesetze 29
   3. Mehr zum Thema Glaubwürdigkeit 31
4. Kapitel Vier 34
   1. Interne Inkonsistenz 34
   2. Der Fehlschluss des gestohlenen Konzepts 37
5. Kapitel Fünf 41
   1. Definition 41
   2. Das Lügnerparadoxon 43
   3. Das Barbier-Paradoxon 46
6. Kapitel Sechs 49
   1. Das Tetralemma 49
   2. Nagarjunas Fehlinterpretation 52
   3. Weder real noch irreal 54
   4. Der gemeinsame Weg vs. der Mittelweg 59
7. Kapitel Sieben 63
   1. Phänomenologie 63
   2. Wissen basiert auf dem Erscheinungsbild 66
8. Kapitel Acht 71
   1. Erscheinungsbild und andere große Konzepte 71
   2. Materiell, Mental, Intuitiv, Abstrakt 76

9. Kapitel Neun 82
1. Festnahme 82
2. Erläuterungen 84
3. Negation 89
4. Vorwahlen 91
10. Kapitel Zehn 95
1. Logische Einstellungen 95
2. Einheit in der Vielfalt 97
11. Kapitel Elf 102
1. Dialektisches Denken 102
2. Entstehung der Axiome 104
3. Paradoxe Aussagen 106
12. Kapitel Zwölf 112
1. Widerspruch 112
2. Arten des Widerspruchs 114
3. Doppelmoral 116
13. Kapitel Dreizehn 119
1. Sonderstatus der Gesetze 119
2. Motoren des rationalen Denkens 122
3. Cogito, Ergo Sum 123
4. Zur Identität 125
14. Kapitel Vierzehn 127
1. Schein, Sein und Illusion 127
2. Existenz und Nichtexistenz 129
15. Kapitel Fünfzehn 133
1. Pole der Dualität 133
2. Zum Lügnerparadoxon 135
3. Nicht-aristotelische „ Logik “ 137
4. Postmoderne „ Logik “ 140

16. Kapitel Sechzehn 142
1. Negation in der Adduktion 142
2. Positive und negative Phänomene 146
3. Positive Erfahrung geht der Verneinung voraus 149
4. Negation ist eine Absicht 152
17. Kapitel Siebzehn 156
1. Formale Konsequenzen 156
2. Negation und die Gesetze des Denkens 159
3. Pure Experience 163
4. Beständigkeit ist natürlich 165
18. Kapitel Achtzehn 169
1. Das Uniformitätsprinzip 169
2. Das Induktionsprinzip 173
3. Zu Husserl 176
4. Die Flexibilität der Induktion 178
19. Kapitel Neunzehn 181
1. Kurz gesagt 181
2. Gegnerschaft zu den Gesetzen 183
3. Gegenargumente 185
4. Unser Fußweg 187
20. Kapitel Zwanzig 191
1. Ontologischer Status der Gesetze 191
2. Die Notwendigkeit eines Subjekts 193
3. Fuzzy-Logik 194
4. Bleiben Sie bei der Logik 199
21. Kapitel Einundzwanzig 200
1. Höhen und Tiefen des Aristotelismus 200
2. Aristoteles-Bashing 202
3. Aristoteles ' Dynamik 207
22. Kapitel Zweiundzwanzig 210
1. Wie validiert man Logik? 210
2. Der induktive Charakter des Wissens 212
3. Die entscheidende Rolle der Negation 214

23. Kapitel Dreiundzwanzig 216
1. Wahrheit vs. Beweis 216
2. Doppelte Negation 220
24. Kapitel Vierundzwanzig 223
1. Irreführende Symbolik 223
2. Den Einsatz erhöhen 226
25. Kapitel Fünfundzwanzig 229
1. Klarstellungen zur Milderung 229
2. Beispiele 231
3. Handeln statt Reden 233
4. Unpräzise Sprache 234
26. Kapitel 26, Seite 239
1. Kognitive Tugenden 239
2. Die Absurdität der Antithesen 243
27. Kapitel 27, Seite 246
1. Die Gesetze des Denkens anpassen 246
2. Zwei weitere Denkgesetze 254
28. Kapitel Achtundzwanzig 258
1. Zens Anti- ..... Logik 258
2. Die Eitelkeit des Tetralemmas 272
29. Kapitel Neunundzwanzig 281
1. Moderne symbolische Logik 281
2. Die Lehre vom existenziellen Import 292
30. Kapitel 30, Seite 318
1. Das Lügnerparadoxon (Neuauflage) 318
2. Das Russell-Paradoxon (Neuauflage) 333
Hauptreferenzen 364

1. KAPITEL EINS

Entnommen aus *Future Logic* (1990),
Kapitel 2.

DIE GRUNDLAGEN DER LOGIK

Die Logik basiert auf bestimmten „Denkgesetzen“, die erstmals von Aristoteles, einem antiken griechischen Philosophen, formuliert wurden. Wir werden sie hier einzeln beschreiben und später ihre gemeinsame Bedeutung betrachten.

1. Das Gesetz der Identität

Das Identitätsgesetz verlangt, dass wir alle Beweise zunächst einmal für bare Münze nehmen. Aristoteles drückte dieses erste Denkgesetz mit dem Satz „A ist A“ aus, was so viel bedeutet wie „Was ist, ist, was es ist“.
Es gibt drei Arten, wie wir Phänomene betrachten, die Dinge, die vor uns erscheinen, wie auch immer sie erscheinen mögen: oberflächlich betrachtet, als real oder illusionär.
Wir können uns jeder Erscheinung sicher sein, dass sie ist, was sie ist. (i) *Etwas* hat sich uns präsentiert, ob wir es danach als real oder illusorisch beurteilen, und (ii) dieses Etwas weist *eine bestimmte Konfiguration auf* , ob wir es danach richtig oder falsch beschreiben und interpretieren. Das Gegenwärtige ist gegenwärtig, das Abwesende ist abwesend.

Jede Erscheinung ist an sich objektiv gegeben und besitzt einen bestimmten Inhalt oder eine spezifische Beschaffenheit. Wir können und sollten sie – und tun dies üblicherweise auch – zunächst mit einer unvoreingenommenen Haltung der Empfänglichkeit und der Aufmerksamkeit für Details betrachten. Jede Erscheinung ist an sich neutral; die Einstufung einer Erscheinung (in diesem weiten Sinne) als „Realität“ oder „Illusion“ ist eine spätere Frage.

Diese Aussage ist lediglich ein Eingeständnis, dass jedes Phänomen zumindest minimal existiert und bestimmte Eigenschaften aufweist, *ohne Aussagen über den Ursprung und die Bedeutung* dieser Existenz oder dieser Eigenschaften zu treffen. Sobald wir etwas *auch nur denken können* , ist es zumindest „offenbar“. Es bedarf in diesem Stadium keiner Annahmen über das Wesen des Seins und des Wissens im Allgemeinen, noch detaillierter Kategorisierungen, Beschreibungen oder Erklärungen derselben.

So betrachtet, sind *alle* Phänomene für sich genommen evidente Daten, die zumindest Beachtung verdienen. Die Welt der Erscheinungen bietet uns somit *etwas, womit wir arbeiten können, verlässliche Daten,* mit denen wir das Gebäude des Wissens errichten können – eine Art Ausgangspunkt. Wir brauchen keine Unterscheidungen wie die zwischen dem Physischen/Materiellen und dem Mentalen, zwischen Sinnesdaten und Halluzinationen oder zwischen konkreten Wahrnehmungen und abstrakten Begriffen zu treffen; diese sind erst später entstanden.

Das Gesetz der Identität ist somit lediglich eine Anerkennung der Welt der Erscheinungen, ohne deren letztendlichen Wert zu beurteilen. Es definiert „die Welt“ *so umfassend* , dass es unmöglich ist, ihm eine andere „Welt“ entgegenzusetzen. Wenn wir eine andere „Welt“

beanspruchen, *erweitern wir lediglich* die hier definierte. Wir können die Welt der Erscheinungen lediglich in zwei Bereiche unterteilen, einen der „Realität“ und einen der „Illusion“; doch diese Bereiche *können sich niemals* gegenseitig aufheben.

Hierbei muss man begreifen, dass jedes Urteil die – zumindest teilweise – Akzeptanz einer bestimmten Erscheinung als real voraussetzt. Daran führt kein Weg vorbei; zu behaupten, nichts sei real, bedeutet, die Erscheinung, dass „alles eine Illusion“ sei, für real zu halten. Wir sind zunächst Beobachter, erst dann können wir urteilen.

Realität und Illusion sind Begriffe, die bedeutungsvoller sind als Erscheinung oder Phänomen – sie implizieren eine erfolgte Bewertung. Dieses Werturteil ist die abschließende Charakterisierung des Objekts und erfordert einen komplexeren Prozess, eine Reflexion. Es setzt voraus, dass wir über das unmittelbar Sichtbare hinausgegangen sind. Es impliziert eine breitere Perspektive, mehr empirische Forschung, strengere Argumentation. Doch was wir letztendlich haben, ist immer noch „Erscheinung“, wenn auch in einem weniger abwertenden Sinne als ursprünglich.

Somit sind „real“ und „illusorisch“ letztlich immer nur Erscheinungen. Sie sind, wie die Objekte des Bewusstseins, die sie bewerten, eigenständige Objekte des Bewusstseins. Man könnte sagen, dass etwas Reales im Illusionären und etwas Illusionäres im Realen steckt; was sie gemeinsam haben, ist die Erscheinung. Diese Begriffe verlieren jedoch ihre Bedeutung, wenn wir versuchen, sie allzu ernst zu nehmen.

Auf welcher Grundlage ein Phänomen als real oder illusorisch eingestuft werden kann oder sollte, ist natürlich eine wichtige Frage, die geklärt werden muss. Das ist die zentrale Aufgabe der Logik: präzise Richtlinien für eine

solche Klassifizierung festzulegen. Der erste Schritt besteht jedoch darin, die verfügbaren Beweise, die Phänomenwelt an sich, anzuerkennen: Sie bilden unsere Datengrundlage.

2. Das Gesetz des Widerspruchs

Das Gesetz des Widerspruchs (oder Nicht-Widerspruchs) ist ein Gebot, jegliches scheinbare gleichzeitige Auftreten von Widersprüchen als Illusion und nicht real zurückzuweisen. Dieses zweite Denkgesetz ließe sich auch so formulieren: „Nichts ist gleichzeitig A und Nicht-A“ oder „Was immer ist, ist nicht das, was es nicht ist“.
Wir können von nichts sagen, dass es gleichzeitig anwesend und abwesend ist *:* Was *anwesend ist, ist nicht abwesend* . Wenn die Welt der Erscheinungen einen Inhalt mit einer Identität aufweist, dann hat sie es im Grunde nicht geschafft, nichts darzustellen. Widersprüchliche Erscheinungen können nicht gleichzeitig existieren, übereinstimmen oder sich überschneiden: Sie sind „unvereinbare Extreme“.
Wir können von etwas sagen, dass es etwas anderes ist, in dem Sinne, dass es in einer bestimmten Beziehung zu etwas von sich selbst Verschiedenem steht, aber wir können nicht von etwas sagen, dass es diese Beziehung gleichzeitig hat und nicht hat, am selben Ort und zur selben Zeit.
Es ist offenkundig und daher (gemäß dem vorherigen Gesetz) unbestreitbar, dass Erscheinungen vielfältig, veränderlich und verschieden sind. Phänomene weisen verschiedene Aspekte auf und setzen sich üblicherweise aus unterschiedlichen Elementen zusammen; sie verändern sich häufig und unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht voneinander. Doch in jeder Hinsicht, an jedem Ort und zu jeder Zeit, die wir betrachten, ist die Erscheinung an sich das, was sie ist – *und nicht gleichzeitig anders.*

Das Gesetz des Widerspruchs ist nicht bloß eine Umformulierung des Identitätsgesetzes, wohlgemerkt, sondern geht noch einen Schritt weiter: Es setzt einen Maßstab, um manche Erscheinungen als Illusionen zu entlarven; in gewisser Weise beginnt es zu definieren, was wir unter „Illusion“ verstehen. Es behauptet jedoch nicht, dass alles, was im Bereich der Erscheinungen übrig bleibt, endgültig real ist; noch leugnet es, dass manches davon real ist (wie uns das Identitätsgesetz versichert).

Nach dem Gesetz der Identität wird allem, was erscheint, *eine gewisse Glaubwürdigkeit beigemessen* ; daher könnte man annehmen, dass die Koexistenz von Gegensätzen eine gewisse Glaubwürdigkeit besitzt. An diesem Punkt greift das Gesetz des Widerspruchs ein und besagt: Nein, solche Ereignisse *überzeugen* uns nicht, sobald sie klar erkannt sind. Das erste Gesetz dient weiterhin der Anerkennung eines scheinbaren Widerspruchs; das zweite Gesetz aber verpflichtet uns, diesen Widerspruch aufzulösen.

Das Gesetz des Widerspruchs ist, wie alles andere auch, nur ein Schein unter vielen, doch es erscheint uns *besonders glaubwürdig* und vermag die anfängliche Glaubwürdigkeit aller anderen Überlegungen zu übertrumpfen. Es steht nicht im Widerspruch zur Aussage des Identitätsgesetzes, da dieses für jedes Ereignis offen ist, auch dafür, dass manche Scheinwirkungen stärker sind als andere. Das Gesetz des Widerspruchs ist genau solch eine starke, ja überaus starke Scheinwirkung.

Obwohl uns die Welt der Erscheinungen mitunter Widersprüche präsentiert, erscheinen diese uns *als* unergründliche Rätsel – ihre Unannehmbarkeit liegt in ihrer Natur, ist uns offensichtlich. Wir mögen zwar über eine Welt mit realen Widersprüchen spekulieren und behaupten, diese Position sei in sich schlüssig, selbst wenn sie

widersprüchlich ist. Fakt ist aber: Wann immer wir mit einem konkreten Widerspruch konfrontiert werden (auch mit jenem), sind wir unweigerlich skeptisch – irgendetwas scheint „falsch“ zu sein.

Wir verstehen scheinbare Widersprüche, indem wir die Welt der Erscheinungen als *geschichtet betrachten* . Unsere ersten Eindrücke sind oft oberflächlich; mit zunehmender Erfahrung dringt unser Bewusstsein *tiefer* in die Dinge ein. Obwohl jede Ebene ihre eigene Beschaffenheit hat (Gesetz der Identität), können parallele Ebenen im Widerspruch zueinander stehen. Ein Widerspruch entsteht durch die Überlagerung verschiedener Ebenen (Gesetz des Widerspruchs). So lösen wir den „allgemeinen Widerspruch“ des Widerspruchs selbst auf – wir trennen die widersprüchlichen Elemente voneinander.

(Nebenbei bemerkt: Anstelle der Metapher der „Tiefe“, die das Bewusstsein mit einem Lichtstrahl vergleicht, verwenden wir manchmal auch den Begriff „Höhe“. Hierbei wird angedeutet, dass das Wesen der Dinge höher liegt und wir uns erheben müssen, um mit ihm in Kontakt zu treten.)

Diese Auflösung des Widerspruchs bezieht sich auf die Vielfalt und den Wandel der Erscheinungswelt, die auf die Perspektiven des Bewusstseins zurückzuführen sind. Demnach ist das Auftreten der Phänomene, die wir als „illusorisch“ klassifiziert haben, auf die Grenzen des gewöhnlichen Bewusstseins und dessen Unfähigkeit, alles zu wissen, zurückzuführen. Diese Einschränkung der Bewusstseinskraft kann als ein „Fehler“ unseres Geistes betrachtet werden, und in diesem Sinne ist die „Illusion“ ein „Produkt“ unseres Geistes. Aus diesem Grund betrachten wir das Illusorische in gewisser Weise als „imaginär“ – dies ist unsere Erklärung dafür.

Auf einer objektiveren Ebene können wir Vielfalt und Wandel selbstverständlich als real anerkennen und sie mit Bezug auf die Dimensionen von Raum und Zeit oder auf einheitliche und unveränderliche Wesenheiten erklären. In solchen Fällen können wir den Anforderungen des Widerspruchsgesetzes genügen, ohne den Begriff der „Illusion“ zu verwenden; erst wenn Raum, Zeit und Respekt klar definiert sind, bedeutet ein Widerspruch Illusion.

3. Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten

Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten besagt, dass jegliche scheinbare Abwesenheit von Widersprüchen als Illusion und nicht real zurückgewiesen werden muss. Dieses dritte Denkgesetz ließe sich auch so formulieren: „Nichts ist weder A noch Nicht-A“ oder „Was immer ist, ist entweder etwas oder nicht etwas“.
Wir können von nichts sagen, dass es zugleich weder anwesend noch abwesend ist: *Was nicht anwesend ist, ist abwesend* . Wenn die Erscheinungswelt keinen Inhalt mit einer Identität aufweist, hat sie im Grunde nichts dargestellt. Es gibt keine dritte Alternative zu diesen beiden Ereignissen (daher der Ausdruck „ausgeschlossenes Drittes“): Sie sind erschöpfend.
Wir können durchaus sagen, dass manche Teile oder Aspekte der Welt unseren begrenzten Fähigkeiten unzugänglich sind, aber (wie in der Diskussion über Identität hervorgehoben wurde) können wir keine Welt jenseits der Erscheinungen behaupten: Sobald wir sie erwähnen, schließen wir sie mit ein.
Es mag sein, dass wir weder wissen, ob etwas so oder so ist, noch wissen, ob es nicht so oder so ist. Dies betrifft jedoch nur das Wissen, und in Wirklichkeit ist die Sache entweder

so oder so oder nicht. Was immer wir betrachten, muss in der jeweiligen Hinsicht, am jeweiligen Ort und zur jeweiligen Zeit entweder vorhanden oder nicht vorhanden sein, selbst wenn wir die Dinge nicht ausreichend erkennen können, um dies zu diesem Zeitpunkt oder jemals zu sagen. Es gibt eine Antwort auf jede sinnvolle Frage; Unsicherheit ist ein Zustand des Geistes ohne objektives Äquivalent.

Streng *genommen* sind „Fragen" künstliche Versuche, verborgene Ebenen des Erscheinungsbildes zu antizipieren. So wie die Dinge jetzt erscheinen, wenn nichts sichtbar ist, ist *dies* die (gegenwärtige) „Antwort" der Welt der Erscheinungen; in der Welt der Erscheinungen gibt es keine „Fragen". „Fragen" drücken lediglich unseren Entschluss aus, der Sache weiter nachzugehen und zu versuchen, weitere Ebenen des Erscheinungsbildes aufzudecken; sie sind keine Aussagen über die Realität.

Wenn wir Zweifel – *vereinfacht gesagt* – als eine Art Behauptung betrachten, gebietet uns der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, sie von vornherein als illusorisch einzustufen und anzuerkennen, dass die Dinge in Wirklichkeit eindeutig sind. Problematische Aussagen wie „Es könnte so sein oder auch nicht" sollen nicht behaupten, dass „weder so noch nicht so" *eingetreten sei* , sondern dass das, was tatsächlich eingetreten ist (ob „so" oder „nicht so" – eines von beidem traf sicherlich zu), nicht überzeugend genug war, um unsere Neugier zu befriedigen.

Selbst wenn kein Phänomen auftritt, das eine Idee bestätigt oder widerlegt, muss es irgendwo auf der Welt irgendwann ein solches Phänomen geben. Wir müssen uns auf die Beweise konzentrieren und versuchen, das Auftreten oder Nichtauftreten dieses vermuteten Phänomens zu unterscheiden.

Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten bewirkt somit eine Art Bruch zwischen der „objektiven Welt“ und der „Ideenwelt“ und begründet die Vorrangstellung der ersteren. Dieser Bruch ist jedoch nicht unüberbrückbar, sondern erlaubt uns, unseren Sprachgebrauch so zu erweitern, dass wir neben den bisher erfassten Erscheinungsebenen auch weitere, möglicherweise noch nicht erfasste Ebenen diskutieren können, selbst wenn wir die vorliegenden Beweise anerkennen.

Ein solches Kunststück wird durch unser allgemeines, aus der Erfahrung gewonnenes Wissen ermöglicht, dass sich Erscheinungen in *manchen* Fällen ändern, was aber nicht bedeutet, dass sich jede einzelne Erscheinung ändern *wird* . *Es ist lediglich Ausdruck einer (lobenswerten) prinzipiellen* Offenheit , ohne dass diese im Einzelfall begründet ist.

Wir haben im Grunde unseren Begriff von „Erscheinen“ erweitert, um neben den bisher sichtbaren Erscheinungen auch zukünftige einzuschließen. Bisher gingen wir implizit davon aus, dass Erscheinen die Realität *selbst ist, einschließlich gegenwärtiger Realitäten und Illusionen. Nun reflektieren wir weiter und beschließen, auch unsere Erwartungen an „mögliche“ Erscheinungen als eine Art von Realität* zu begreifen .

Solche hypothetischen Projektionen sind in gewisser Weise auch „scheinbar“. Doch sie sind eindeutig imaginär, Erfindungen des Geistes. Ihr Status als Erscheinungen ist daher unmittelbar der von „Illusionen“; das ist ihr gegenwärtiger Status, unabhängig von ihrem zukünftigen Ausgang. Allerdings sind sie weniger endgültig illusionär als die Phänomene, die nach dem Widerspruchsgesetz so bezeichnet werden; sie behalten einen gewissen Grad an Glaubwürdigkeit.

2. KAPITEL ZWEI

Entnommen aus *Future Logic* (1990),
Kapitel 3 (Teil von Abschnitt 3 ausgelassen).

LOGISCHE BEZIEHUNGEN

1. Richtig oder Falsch

Realität und Illusion sind Eigenschaften von Phänomenen. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf das implizite „Bewusstsein" dieser Phänomene richten, betrachten wir dieses Bewusstsein entsprechend als realistisch oder unrealistisch. Das Bewusstsein selbst, als eine Art besondere Beziehung zwischen einem Subjekt (uns) und einem Objekt (einem Phänomen), ist im Wesentlichen dasselbe; nur fällt die Erscheinung im einen Fall in die Kategorie der Realität, im anderen in die Kategorie der Illusion.
Warum sich manche Gedanken im größeren Kontext als Illusionen erweisen, ist vielfältig. Beispielsweise sehe ich vielleicht in der Ferne eine Gestalt und nehme an, es handle sich um einen Mann. Nähert man sich ihr jedoch, entpuppt sie sich als Baumstumpf. Diese zweite Schlussfolgerung ist vorzuziehen, weil die Erscheinung einer genaueren Betrachtung standhält, sie ist beständiger und wird häufiger bestätigt. Ein Phänomen existiert immer als solches, aber es kann eher im Bereich der Illusion als in der Realität „existieren". Dass ich eine Gestalt gesehen habe, ist unbestreitbar; die einzige Frage ist, ob die damit verbundenen Assoziationen zutreffend sind oder nicht.

„Propositionen“ sind Aussagen, die beschreiben, wie uns Dinge erscheinen. Als bloße *Überlegungen* (oder „hypothetisch“) verstanden, enthalten sie kein Werturteil über die Realität oder Illusion des Erscheinens. Als *Behauptungen* (oder „assertorisch“) verstanden, enthalten sie ein Werturteil darüber, ob das Erscheinen real oder illusionär ist.

Behauptungen müssen entweder „wahr“ oder „falsch“ sein. *Wenn wir eine Aussage bejahen, meinen wir, dass sie wahr ist; wenn wir sie verneinen, meinen wir, dass sie falsch ist.* Unsere Definitionen von Wahrheit und Falschheit müssen sich gegenseitig ausschließen und gemeinsam erschöpfend sein: Was wahr ist, ist nicht falsch; was falsch ist, ist nicht wahr; was nicht wahr ist, ist falsch; was nicht falsch ist, ist wahr.

Streng genommen bezeichnen wir eine Aussage *als wahr* , wenn sie etwas verbal beschreibt, das uns als real erscheint; und *als falsch* , wenn sie etwas verbal beschreibt, das uns als illusionär erscheint. In diesem idealen, absoluten Sinne bedeuten wahr und falsch absolute bzw. keinerlei Glaubwürdigkeit und lassen keine Abstufungen zu.

Die Ausdrücke „wahr“ und „falsch“ werden jedoch auch in *einem weniger strengen Sinne verwendet* , nämlich im Hinblick auf weniger extreme Grade der Glaubwürdigkeit. Hier bezeichnen wir eine Aussage (relativ, praktisch) als wahr, wenn der Eindruck glaubwürdiger ist als jeder widersprüchliche Eindruck; und (effektiv) falsch, wenn der Eindruck nicht der glaubwürdigste unter mehreren widersprüchlichen Eindrücken ist. Wir können hier von mehr oder weniger wahr oder falsch sprechen.

Das oberste Ziel der Logik ist die Erkenntnis der Realität und die Vermeidung von Illusionen. Die Logik interessiert sich nur nebensächlich für die weniger extremen Grade der

Glaubwürdigkeit. Der Bezug auf mittlere Glaubwürdigkeit erlaubt es uns lediglich, Tendenzen einzuschätzen: wie nahe wir uns dem Realismus annähern oder wie weit wir uns von ihm entfernen. Zu beachten ist, dass die zweite Definition von Wahrheit und Falschheit einfach umfassender ist; sie schließt die erste als spezielle Grenzfälle ein.
Aussagen, die sich derzeit weder als wahr noch als falsch einordnen lassen, gelten als *„problematisch“* . Beide Definitionen von Wahrheit und Falschheit weisen Lücken auf. Das erste System erfasst nicht alle Aussagen mit mittlerer Glaubwürdigkeit; das zweite System ignoriert Situationen, in denen alle widersprüchlichen Erscheinungen gleichermaßen glaubwürdig sind.
Wenn wir uns tatsächlich nicht für die eine oder andere Option entscheiden können, befinden wir uns in einem Dilemma: Sind alle Alternativen als wahr zu bezeichnen, verstoßen wir gegen den Widerspruchssatz; sind sie alle als falsch zu bezeichnen, verstoßen wir gegen den Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Daher müssen wir vorerst ein Urteil aussetzen, und obwohl wir einen Ansatzpunkt haben, fehlt uns eine Aussage.

2. Zweige der Logik

Die Begriffe Wahrheit und Falschheit werden im Laufe dieser Abhandlung immer deutlicher. In gewisser Weise stellt die gesamte Logik eine Definition dessen dar, was wir unter ihnen verstehen – was sie sind und wie man zu ihnen gelangt. Wir werden auch lernen, wie wir mit problematischen Aussagen umgehen und sie schrittweise in Behauptungen umwandeln.

Die Aufgabe, Wahrheit und Falschheit im Einzelfall zu unterscheiden, ist genau das, worum es in der Logik geht. Sicher ist jedoch, dass dies prinzipiell möglich ist.
Würde man das Denken als nicht eng mit den Phänomenen verbunden betrachten, auf die es sich bezieht, wäre es von vornherein disqualifiziert. In diesem Fall wäre die fragliche skeptische Aussage selbst bedeutungslos und widersprüchlich. Die einzige Möglichkeit, diesen Konflikt und dieses Paradoxon aufzulösen, besteht darin, die gegenteilige These zuzulassen, nämlich dass manche Gedanken gültig sind; diese These, da sie die einzig in sich schlüssige der beiden ist, gilt somit als bewiesen.
Dies ist ein sehr wichtiges Grundprinzip, das uns die Logik für jede Diskussion über Erkenntnis liefert. *Wir können den letztendlichen Realismus (einigen) Wissens nicht konsequent leugnen.* Wir können logisch keine Erkenntnistheorie akzeptieren, die Wissen faktisch widerlegt. *Dass* wir wissen, ist unbestreitbar; *wie* wir wissen, ist eine andere Frage.

Logische Prozesse werden als *deduktiv* (oder analytisch) bezeichnet, sofern sie unbestreitbare Ergebnisse von keinerlei oder absoluter Glaubwürdigkeit liefern; und als *induktiv* (oder synthetisch), sofern ihre Ergebnisse differenzierter und von mittlerer Glaubwürdigkeit sind. Deduktive Logik befasst sich mit Wahrheit und Falschheit in ihrem strengen Sinne; induktive Logik hingegen mit Wahrheit und Falschheit in ihrem weniger strengen Sinne.
Diese Unterscheidung ist zunächst von gewisser Zweckmäßigkeit, verliert aber letztlich an Schärfe. Die Logik beginnt mit deduktiven Prozessen, da diese einfacher erscheinen; im Laufe ihrer Entwicklung zeigt sich jedoch, dass ihre Ergebnisse auf weniger tiefgründige Wahrheiten übertragbar sind. Ebenso beginnt die induktive Logik mit

bescheidenen Zielen, erkennt aber schließlich, dass die Deduktion nur einen Grenzfall darstellt.
Wie wir sehen werden, erfordern beide Zweige der Logik die Intuition logischer Beziehungen und setzen die Kenntnis anderer Phänomene voraus. Beide befassen sich sowohl mit konkreten Wahrnehmungen als auch mit abstrakten Begriffen. Beide beziehen die drei Fähigkeiten Erfahrung, Vernunft und Vorstellungskraft mit ein; lediglich ihre Schwerpunktsetzung unterscheidet sich geringfügig. Letztlich lässt sich keine klare Trennlinie zwischen ihnen ziehen.

3. Werkzeuge der Logik

Im Folgenden werden drei logische Relationen erläutert, auf die wir in dieser Studie häufig Bezug nehmen werden: Implikation, Unvereinbarkeit und Vollständigkeit. Der Kürze halber bezeichnen wir Aussagen mit Buchstaben wie P oder Q; ihre Negationen heißen notP (oder nonP) bzw. notQ.
a. ***Implikation*** . Eine Aussage (P) impliziert eine andere (Q), wenn es nicht möglich ist, dass die erstere wahr und die letztere falsch ist. Wenn also P wahr ist, muss auch Q wahr sein; und wenn Q falsch ist, muss auch P falsch sein – per Definition. Daraus folgt nicht, dass P wiederum aus Q impliziert wird, noch ist diese Möglichkeit ausgeschlossen. Diese Beziehung lässt sich als „Wenn P, dann Q“ oder ebenso als „Wenn nicht Q, dann nicht P“ ausdrücken. Wir können verneinen, dass Q in P implizit enthalten ist, indem wir die Formel „Wenn P, dann nicht Q“ oder „Wenn nicht Q, dann nicht P“ verwenden.
Wenn wir Ausdrücke wie „daraus folgt“, „dann“, „deshalb“, „daher“, „sodass“, „folglich“, „es setzt voraus, dass“ verwenden, suggerieren wir eine implizite Beziehung.

b. ***Unvereinbarkeit*** (oder Widersprüchlichkeit oder gegenseitiger Ausschluss). Zwei Aussagen (P, Q) sind unvereinbar, wenn sie nicht beide wahr sein können. Diese Beziehung wird auch als „ausschließende Disjunktion" bezeichnet und durch die Formel „P oder Q" ausgedrückt. Wenn also eine der Aussagen wahr ist, ist die andere falsch. Die Möglichkeit, dass beide falsch sind, wird weder ausgeschlossen noch bejaht. Diese Beziehung kann formuliert werden als „Wenn P, dann nicht Q" oder ebenso als „Wenn Q, dann nicht P". Die Verneinung einer solchen Beziehung würde ausgedrückt als „Wenn P, dann nicht Q" oder „Wenn Q, dann nicht P".

Wir können auch von mehr als zwei Aussagen sagen, dass sie unvereinbar sind; das heißt, wenn eine von ihnen wahr ist, müssen alle anderen falsch sein (obwohl sie durchaus alle falsch sein könnten).

c. ***Vollständigkeit*** . Zwei Aussagen (P, Q) heißen vollständig, wenn nicht beide falsch sein können. Diese Beziehung wird auch „inklusive Disjunktion" genannt und durch die Formel „P und/oder Q" ausgedrückt. Wenn also eine der Aussagen falsch ist, ist die andere wahr. Die Möglichkeit, dass beide wahr sind, wird weder ausgeschlossen noch behauptet. Diese Beziehung kann formuliert werden als „Wenn nicht P, dann Q" oder ebenso als „Wenn nicht Q, dann P". Die Verneinung einer solchen Beziehung lautet: „Wenn nicht P, dann nicht Q" oder „Wenn nicht Q, dann nicht P".

Wir können auch von mehr als zwei Aussagen sagen, dass sie erschöpfend sind; das heißt, wenn alle bis auf eine von ihnen falsch sind, muss die verbleibende wahr sein (obwohl sie durchaus alle wahr sein könnten).

Wir stellen fest, dass Implikation und ihre Verneinung gerichtete Relationen sind, während Unvereinbarkeit und

Vollständigkeit sowie deren Verneinungen symmetrische Relationen darstellen.
Ihnen allen liegt das Konzept der Konjunktion zugrunde, also die Frage, ob man das eine mit oder ohne das andere sagen kann. Folglich sind diese Ausdrücke miteinander verbunden; jeder lässt sich durch jeden anderen ausdrücken. Zum Beispiel könnte „P impliziert Q“ auch als „P ist unvereinbar mit nichtQ“ oder als „nichtP und Q schließen sich gegenseitig aus“ formuliert werden.

4. Axiome der Logik

Wir können die Denkgesetze bezüglich der Wahrheit oder Falschheit von (assertorischen) Aussagen nun wie folgt neu formulieren. Diese Prinzipien (oder die grundlegendsten unter ihnen) können als Axiome der Logik betrachtet werden, wobei jedoch unsere späteren Ausführungen (Kap. 20) zu ihrer Entwicklung zu berücksichtigen sind.
a. ***Das Identitätsgesetz*** : Jede Behauptung impliziert ihre eigene Wahrheit. Diese Selbstimplizierung ist jedoch lediglich eine Behauptung und beweist die Aussage nicht für sich.
Allgemeiner gesagt: Was aus einer wahren Aussage impliziert wird, ist ebenfalls wahr; und was aus einer falschen Aussage impliziert wird, ist ebenfalls falsch. (Allerdings kann eine Aussage durchaus aus einer falschen Aussage impliziert werden und dennoch wahr sein; und eine Aussage kann durchaus eine wahre Aussage implizieren und dennoch falsch sein.)
b. ***Das Gesetz des Widerspruchs*** : Wenn eine Aussage wahr ist, dann ist ihre Verneinung falsch; wenn die Verneinung wahr ist, dann ist die Aussage falsch. Sie können

nicht beide wahr sein. (Daraus folgt, dass zwei Aussagen, die tatsächlich beide wahr sind, widerspruchsfrei sind.)
Ein Sonderfall ist: Jede Aussage, die impliziert, dass sie falsch ist, ist falsch (dies wird als Selbstwiderspruch bezeichnet und widerlegt die Aussage; allerdings haben nicht alle falschen Aussagen diese Eigenschaft).
Allgemeiner gesagt: Wenn sich zwei Aussagen gegenseitig ausschließen, impliziert die Wahrheit der einen die Falschheit der anderen, und darüber hinaus impliziert jede Aussage, die die Falschheit der anderen impliziert, ebenfalls falsch.

c. ***Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten*** : Wenn eine Aussage falsch ist, dann ist ihre Verneinung wahr; wenn die Verneinung falsch ist, dann ist die Aussage wahr. Sie können nicht beide falsch sein. (Daraus folgt, dass, wenn zwei Aussagen tatsächlich beide falsch sind, sie nicht erschöpfend sind.)
Ein Sonderfall ist: Jede Aussage, deren Negation impliziert, dass sie selbst falsch ist, ist wahr (dies wird Selbstevidenz genannt und beweist die Aussage; allerdings haben nicht alle wahren Aussagen diese Eigenschaft).
Allgemeiner gesagt: Wenn zwei Aussagen zusammen erschöpfend sind, impliziert die Falschheit der einen die Wahrheit der anderen und darüber hinaus, dass jede Aussage, die die andere impliziert, ebenfalls wahr ist (wobei Aussagen, die die andere implizieren, dennoch falsch sein können).
Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass jede Aussage in sich selbst wahr und in ihrer Negation falsch ist; sie kann entweder wahr oder falsch sein: beides und keines von beidem ist möglich. In Sonderfällen, wie wir sehen werden, kann eine Aussage darüber hinaus widersprüchlich oder selbstverständlich sein.

Manche dieser Prinzipien sind offensichtlich, andere erfordern mehr Nachdenken und werden später begründet. Sie sind hoffentlich zumindest leicht verständlich; das genügt für unsere unmittelbaren Bedürfnisse.

Es sei nebenbei bemerkt, dass jedes der Gesetze eine der zuvor eingeführten logischen Relationen veranschaulicht. Identität veranschaulicht Implikation, Widerspruch veranschaulicht Unvereinbarkeit, ausgeschlossener Dritter veranschaulicht Vollständigkeit.

Obwohl wir hier die logischen Beziehungen vor den Denkgesetzen eingeführt haben (der Klarheit halber und weil wir die gleiche Sprache sprechen), sollte es offensichtlich sein, dass konzeptionell die umgekehrte Reihenfolge genauer wäre.

Zunächst entstehen die Intuitionen von Identität, Widerspruch und ausgeschlossenem Dritten, mit den zugrunde liegenden Begriffen (visuelle Bilder, mit ihren Bewegungsdynamiken) von Gleichheit („zusammengehören“), Konflikt („getrennt halten“) und Begrenzung („einschränken“). Anschließend entwickeln wir, ausgehend von diesen Beispielen, die konkreteren Konzepte von Implikation, Unvereinbarkeit und Erschöpfung.

3. KAPITEL DREI

Entnommen aus *Future Logic* (1990),
Kapitel 20 (Abschnitte 1-3).

GLAUBWÜRDIGKEIT

1. Grundlage der Gesetze

Wir begannen unsere Untersuchung mit der Vorstellung der Denkgesetze – des Identitätsgesetzes, des Widerspruchsgesetzes und des Gesetzes vom ausgeschlossenen Dritten – als Grundlage der Logik. Im weiteren Verlauf werden wir feststellen, dass diese Grundprinzipien in Argumentations- und Validierungsprozessen immer wieder herangezogen werden. Doch in welchem Sinne sind sie „Gesetze"?

a. Viele Logiker waren versucht, diese Gesetze mit den *Axiomen* der Geometrie oder den obersten Postulaten der Naturwissenschaften zu vergleichen. Nach dieser Auffassung handelt es sich um in sich widersprüchliche Hypothesen, die jedoch einem endgültigen Beweis nicht zugänglich sind und aus denen alle anderen logischen Aussagen abgeleitet werden.

Diese Ansicht enthält zwar einen wahren Kern, ist aber in vielerlei Hinsicht unzutreffend. Das gesamte Konzept der „Systematisierung" von Wissen, also dessen Einteilung in Axiome und Ableitungen, ist selbst ein von der Logik entwickeltes und validiertes Instrument. Die von der Logik bereitgestellten Informationen lassen sich erst *im Nachhinein*

auf diese Weise ordnen; ohne Zirkelschlüsse ist eine direkte Anwendung nicht möglich. Wäre die Logik auf einem so schwachen Fundament, könnten wir alternative Logiken entwickeln (und einige haben es tatsächlich versucht), so wie die euklidische Geometrie oder die Newtonsche Mechanik durch andere ersetzt wurden.

Logik geht der Methodik voraus. Die Idee, dass etwas von etwas anderem „abgeleitet" werden kann, beruht in ihrer Glaubwürdigkeit auf den Erkenntnissen der „Denkgesetze". Die „Denkgesetze" sollten nicht als allgemeine Prinzipien betrachtet werden, die auf Einzelfälle *angewendet werden* , da der Anwendungsprozess selbst von ihnen abhängt.

Vielmehr müssen wir *jedes einzelne Auftreten* von Identität, Widerspruch und ausgeschlossenem Dritten als *an sich zwingend* , als ein unreduzierbares Primärprinzip unabhängig von jeglichem Rückgriff auf übergeordnete Prinzipien betrachten. Die Prinzipien sind dann lediglich Aussagen, die uns daran erinnern, *dass* dieser Zwang auftritt; sie sind nicht seine Quelle. Das bedeutet, dass die „Denkgesetze" keine allgemeinen Prinzipien im üblichen Sinne sind, sondern Erkenntnisse darüber, dass „solche Ereignisse existieren". Die Logik ist somit keine systematische Anwendung bestimmter Axiome, sondern *eine Aufzeichnung jener Ereignisse, die* für uns diesen zwingenden Charakter besitzen.

Beachten Sie dies gut. *Jedes* einzelne Ereignis ist für sich genommen eindeutig; erst danach können wir Aussagen über „alle" dieser Ereignisse formulieren. Wir wissen im Voraus nicht, was unter „alle" zu verstehen ist, wie könnten wir also die Gesetze auf irgendetwas „anwenden"? Streng genommen können diese Gesetze keine „Verallgemeinerungen" sein, da eine Verallgemeinerung voraussetzt, dass man über Vorwissen *verfügt* .

Wir müssen also anerkennen, dass *zunächst* spezifische Ereignisse der Identität, des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten mit einer eigenen Kraft auftreten, erst dann können wir sagen: „Dies und jene sind *die Arten von* Situationen“, in denen wir diese absolute Gewissheit erfahren, und erst zuletzt können wir die Informationen *im weitesten Sinne* in Form von Axiomen und Ableitungen ordnen.

Dennoch bleibt es wahr, dass die Denkgesetze an sich eine überzeugende Kraft besitzen. Es ist unmöglich, diese Gesetze in Zweifel zu ziehen, ohne implizit Zweifel an der eigenen Behauptung zu wecken. Sophismen verschleiern stets ihre eigenen Implikationen und berufen sich stillschweigend auf die Denkgesetze, um unsere Leichtgläubigkeit zu gewinnen. Wir könnten daher ebenso behaupten, dass die Prinzipien als Einheiten an sich vollkommen überzeugend und endgültig sind – vorausgesetzt, wir behaupten *auch* , dass jede ihrer „Anwendungen“ gleichermaßen unzweifelhaft ist. Es läuft auf dasselbe hinaus.

Die vorherige Position ist jedoch zutreffender, da sie erklärt, wie Menschen, die mit den Gesetzen des Denkens nicht vertraut sind, dennoch durchaus logisch denken können – und wie wir auch die hier vorgebrachten Argumente zu den Gesetzen des Denkens verstehen können. Die Widersprüchlichkeit von Leugnungen der Gesetze des Denkens ist ein Beispiel für diese Gesetze, aber nicht deren gesamte Grundlage.

b. Was ist also dieser erwähnte „Zwang“? Es ist offensichtlich, dass Menschen nicht gezwungen werden, logisch zu denken, so wie physische Körper zu bestimmten Verhaltensweisen gezwungen werden. Das ist eine Tatsache: Wir machen Fehler, und diese scheinen manchmal

„freiwillig“, manchmal zufällig zu sein. Wäre das Denken ein mechanistisches Phänomen, bräuchten wir jedenfalls keine logischen Richtlinien. Wir können bestenfalls behaupten, dass wir in perfekter Übereinstimmung mit diesen Gesetzen denken *können, sollten und es manchmal auch tun* .

Die Antwort auf diese Frage lag bereits in der obigen Diskussion. Es ist oder scheint offensichtlich, dass sich Dinge präsentieren und einen bestimmten Inhalt besitzen (Identität), dass diese Präsentationen sich von ihrer Abwesenheit unterscheiden (Widerspruch) und dass es keinen anderen Bezugspunkt gibt (ausgeschlossenes Drittes). Da sich diese Aussagen auf Erscheinungen an sich beziehen, ist es unerheblich, ob wir „es *ist* offensichtlich“ oder „es *scheint* offensichtlich“ sagen.

Die Begriffe Realität und Erscheinung sind in Bezug auf das Phänomenale identisch; der Begriff der Illusion ist nur als Unterkategorie des Phänomenalen sinnvoll. Diese Gesetze gelten daher *stets* , ob wir es mit Realitäten oder Illusionen zu tun haben. Wir können das, was wir „sehen“ (falls wir überhaupt etwas sehen), falsch interpretieren oder bewusst darüber lügen, aber *dass* wir „gesehen“ haben und *was* wir „gesehen“ haben, sind reine Daten. Somit präsentiert sich uns der „Zwang“ als ein intrinsischer Bestandteil der phänomenalen Welt, der wir begegnen.

Die praktische Bedeutung dessen lässt sich anhand des Widerspruchsgesetzes verdeutlichen. Wir sagen damit im Grunde, dass alles, was widersprüchlich erscheint, auch widersprüchlich ist. Diese Aussage mag überraschen, da wir unsere Meinung zu Widersprüchen manchmal ändern.

Um dies zu verstehen, betrachten wir zwei Phänomene, P1 und P2, die scheinbar im Widerspruch zueinander stehen; nennen wir dieses Phänomen C1. Eine Möglichkeit, C1

aufzulösen, besteht darin, anzunehmen, dass eines oder beide Phänomene, P1 und P2, eine Illusion sind. Bei genauerer Betrachtung könnte sich jedoch herausstellen, dass die beiden Phänomene nicht im Widerspruch zueinander stehen; nennen wir diesen Widerspruch C2. Somit haben wir nun zwei neue Phänomene, C1 und C2, die scheinbar im Widerspruch zueinander stehen; nennen wir diesen neuen Widerspruch C3.

Die Frage ist, ob C3 impliziert, dass C1 und/oder C2 illusionär sind. Die Antwort lautet: Nein – was sich bei genauerer Betrachtung herausstellte, war keine Revision von C1, sondern eine Revision von P1 und/oder P2. Somit betrifft C2 nicht exakt dieselben Phänomene P1 und P2, sondern ein leicht anderes Phänomenpaar mit denselben Namen.

Daher können C1 und C2 (außer im weitesten Sinne) niemals als illusionär bezeichnet werden, da sie nie im Widerspruch zueinander standen, weil sie nicht dasselbe Phänomenpaar beschreiben. Ebenso wenig kann C3 nun als fehlerhaft angesehen werden, da sich das von ihm beschriebene Phänomenpaar verändert hat.

Das bedeutet, dass unsere „Intuition“ des Widerspruchs ausnahmslos richtig ist, *und zwar genau für die ihr vorliegenden Daten* . Ein ähnliches Argument lässt sich auch auf andere logische Beziehungen anwenden. Die zusammenhängenden Phänomene mögen unklar sein, und wir mögen Phänomene verwechseln (sie für gleich halten, obwohl sie verschieden sind) – aber auf jeder Ebene der Erscheinung ist die logische Beziehung zwischen Phänomenen „zwanghaft evident“, unumstößlich festgelegt, *gegeben* .

Mit anderen Worten: *Logische Beziehungen sind unter den Phänomenen eine Kategorie, die stets real ist* ; in ihrem Fall

sind Erscheinung und Wirklichkeit eins, und es gibt keine Illusionen. Die Denkgesetze werden als Imperative dargestellt, um uns zur genauen Beobachtung und Prüfung *der zugehörigen Phänomene anzuregen* , und nicht, um zu suggerieren, dass die *logischen* Intuitionen des Denkens irrtumsfähig seien, sobald man sich bemüht, die Beziehung zu erkennen.

Dies ist kein Anspruch auf allwissende Vorhersehung, sondern eine Genauigkeit im Einzelfall. In jeder Situation offenbaren sich ihre logischen Aspekte in dem Maße, wie wir die Dinge genau betrachten. Wohlgemerkt, wir müssen nicht wissen, *wie* die Intuition funktioniert, um zu wissen und zu beweisen, *dass* sie gut funktioniert. Wir haben sie „Intuition“ genannt, um anzudeuten, dass es sich um eine direkte Form des Bewusstseins handelt, die durchaus eher konzeptuell als perzeptuell sein mag, aber diese beschreibenden Fragen sind zweitrangig.

Hinsichtlich der Denkgesetze gibt es daher keinen Grund, sich zu fragen, ob es sich um tierische Instinkte handelt, die durch die Struktur des Geistes bedingt sind, oder ob sie auch Ereignisse außerhalb des Geistes beeinflussen. In beiden Fällen würden wir die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass sie illusionär und nicht real sind. Wenn wir behaupten, der Geist sei verzerrend, stellen wir diese Behauptung selbst infrage.

Der Verstand ist zweifellos begrenzt. Es ist allgemein bekannt, dass mentale Zustände, seien sie struktureller, psychologischer oder willentlicher Natur, uns daran *hindern können* , Phänomene im Hinblick auf ihre logische Beziehung zu vergleichen – das bedeutet aber nicht, dass der Vergleich scheitern kann, wenn die Elemente zusammengeführt *werden* .

Störungen des Nervensystems, Persönlichkeitsstörungen, Trunkenheit, Erschöpfung – all das kann diese Intuitionen nur hemmen, niemals verändern. Was Ausflüchte und Lügen angeht: Wir mögen uns selbst oder andere täuschen, um ein bestimmtes Verhalten zu rechtfertigen oder aus Verbundenheit mit einem Dogma – doch das sind nachträgliche Eingriffe.

2. Funktionen der Gesetze

Die Denkgesetze beziehen sich auf die Glaubwürdigkeit oder Vertrauenswürdigkeit von Phänomenen. Sie klären Sachverhalte in drei Stufen. Auf der Ebene der Identität werden Erscheinungen anerkannt und als Datengrundlage genutzt. Auf der Ebene des Widerspruchs lernen wir, klar zwischen realen und illusionären Erscheinungen zu unterscheiden. Auf der Ebene des ausgeschlossenen Dritten führen wir eine gemäßigtere Sichtweise ein, ohne jedoch die vorherigen Erkenntnisse zu ignorieren. Genauer gesagt, sind ihre Funktionen folgende:
Das erste Gesetz räumt jedem Gedanken, sei er auch nur kurzzeitig, eine Mindestglaubwürdigkeit ein; die vorhandenen Beweise werden berücksichtigt. Besteht der Gedanke jedoch aus bedeutungslosen Worten oder ist er übermäßig vage oder unklar, so ist es, als sei nichts geschehen, und die Glaubwürdigkeit schwindet (bis eine Verbesserung erfolgt). In dem Maße, in dem ein Gedanke Sinn, Präzision und Klarheit besitzt, behält er eine gewisse Glaubwürdigkeit.
Das zweite Gesetz stellt alle Gedanken infrage, die Widersprüche hervorrufen, und erhöht dadurch die Glaubwürdigkeit aller Gedanken, die diesen Test bestehen. Ist ein Gedanke in sich widersprüchlich (sei es als Ganzes

oder aufgrund der Widersprüche seiner Teile), sinkt seine Glaubwürdigkeit auf null, und die Glaubwürdigkeit der Verneinung wird extrem hoch. Sind zwei oder mehr Gedanken jeweils in sich schlüssig, aber miteinander unvereinbar, ist der Glaubwürdigkeitsverlust kollektiv und daher individuell weniger endgültig.

Das dritte Gesetz setzt Grenzen für alle verbleibenden Gedanken (solche mit einer Glaubwürdigkeit größer als null und kleiner als die volle Glaubwürdigkeit gemäß den beiden vorherigen Gesetzen): Wenn spezielle Wege gefunden werden, ihre Glaubwürdigkeit zu erhöhen oder zu verringern, dürfen die Gesamtergebnisse in keinem Fall gegen das Prinzip des ausgeschlossenen Dritten (sowie natürlich gegen das Widerspruchsverbot) verstoßen. Wie wir sehen werden, sind die Prozesse der Bestätigung und Widerlegung von Hypothesen Methoden, mit denen die Logik die Glaubwürdigkeit weiter spezifiziert.

Wir sehen also, dass das Identitätsgesetz im Wesentlichen der *Erfahrung* im weitesten Sinne Glaubwürdigkeit verleiht, einschließlich konkreter Wahrnehmungen und abstrakter begrifflicher Einsichten. Das Widerspruchsgesetz rechtfertigt im Wesentlichen die logischen Intuitionen der *Vernunft* . Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten richtet sich im Wesentlichen gegen die Projektionen der *Vorstellungskraft* . Diese Arbeitsteilung ist nicht exklusiv – alle drei Gesetze greifen in jeder Phase –, aber sie ist in gewisser Weise relevant.

Die Glaubwürdigkeit eines Phänomens ist demnach ein Maß dafür, wie gut es sich in das Gesamtbild der Erscheinungswelt einfügt; sie ist eine Komponente der Phänomene, so wie Körper Gewicht haben. Diese Eigenschaft ist in manchen Fällen fest, in den meisten Fällen

jedoch variabel – ein Ergebnis der Wechselwirkungen der Phänomene selbst.
Die Denkgesetze sind jedoch nur die ersten Schritte in der Untersuchung von Glaubwürdigkeit. Die Logik ist ein fortwährendes Unterfangen, das nach zusätzlichen oder ergänzenden Normen sucht. Wie wir sehen werden, entwickelt sich die Logiktheorie, indem sie verschiedene Situationen betrachtet und vorhersagt, welche Schlussfolgerungen in den jeweiligen Situationen möglich sind.
Im weiteren Sinne liefern Philosophie und Wissenschaft als Ganzes mehr oder weniger einfache, praktische Maßstäbe zur Bestimmung der relativen Glaubwürdigkeit von Phänomenen. Solche Normen sind jedoch für den Logiker nicht von unmittelbarem Interesse und stellen für ihn (relativ gesehen) spezifische Weltanschauungen dar. Die Logik muss sich – zumindest anfangs – mit den zwei grundlegendsten Kategorien Realität und Illusion begnügen.

3. Mehr zum Thema Glaubwürdigkeit

Jedes Phänomen erscheint uns mit einem gewissen Grad an *Glaubwürdigkeit* , als inhärenter Bestandteil seiner Erscheinung; dies ist Ausdruck des Identitätsgesetzes. Diese anfänglich intuitive Glaubwürdigkeit kann durch das Widerspruchsgesetz aufgehoben oder ins Extreme gesteigert werden; oder sie kann durch verschiedene (noch zu zeigende) Techniken innerhalb der Grenzen des Widerspruchsgesetzes und des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten schrittweise erhöht oder verringert werden.
Glaubwürdigkeit ist somit primär ein Aspekt der Phänomenwelt, und der Grad der Glaubwürdigkeit eines spezifischen Phänomens hängt davon ab, welche anderen

Phänomene in der Erscheinungswelt zu diesem Zeitpunkt seiner Entwicklung vorhanden sind. Da Phänomene auf diese Weise interagieren und sich gegenseitig in ihrer Glaubwürdigkeit beeinflussen, kann Glaubwürdigkeit als Maß dafür betrachtet werden, wie gut oder schlecht ein Phänomen in das Gesamtbild passt.

„Realität" und „Illusion" sind lediglich die Extreme von Glaubwürdigkeit und Unglaubwürdigkeit; sie sind Phänomene, die entweder völlig oder gar nicht überzeugen. Wir können uns nicht auf einen Bereich jenseits der Erscheinungen beziehen, weder im Guten noch im Schlechten, ohne ihn dadurch in die Welt der Erscheinungen einzubeziehen.

Woher wissen wir, dass alle Erscheinungen letztlich real oder trügerisch sein müssen? Woher wissen wir, dass *mittlere* Glaubwürdigkeit nicht in manchen Fällen ein Dauerzustand sein kann, gleichrangig mit den Extremen von Glaubwürdigkeit und Unglaubwürdigkeit? Diese Frage haben wir in unseren Ausführungen zu den Gesetzen des Denkens im Großen und Ganzen wie folgt beantwortet. Wir werden im weiteren Verlauf noch genauer darauf eingehen.

Realität und Illusion bilden eine Dichotomie der tatsächlichen Erscheinungen: Alles Widersprüchliche ist für sie eine Illusion, alles andere hingegen ist real genug. Mittlere Glaubwürdigkeit spielt erst dann eine Rolle, wenn wir versuchen, zukünftige Erscheinungen vorherzusehen, hat aber in der gegebenen Welt kein Äquivalent. Im Bereich konkreter und abstrakter Erfahrungen besitzen Dinge entweder keine oder praktisch uneingeschränkte Glaubwürdigkeit; erst durch die künstliche Dimension mentaler Projektionen entsteht mittlere Glaubwürdigkeit.

Wissen ist nichts anderes als das Bewusstsein von Erscheinungen; gewissermaßen die Kehrseite des

Erscheinungsgeschehens. Aus dieser Perspektive betrachtet, ohne Ansprüche auf etwas anderes als das Phänomenale zu erheben, ist Wissen stets eine getreue Wiedergabe dessen, wie die Dinge erscheinen. Wir können Wissen selbst als realistisch, unrealistisch oder hypothetisch bezeichnen, jedoch nur insofern, als wir verstehen, dass sich dies auf *die Art der* Erscheinung bezieht, die es widerspiegelt. Diese Charakterisierungen beziehen sich primär nicht auf das Wissen selbst, sondern auf seine Objekte.

Der Unterschied zwischen Wissen (im engeren Sinne von Realitätskenntnis) und Meinung (im Sinne von praktisch Bekanntem) besteht somit lediglich im Grad der Glaubwürdigkeit, die *ihren Objekten* (zum jeweiligen Zeitpunkt) zukommt; wir können keinen wesentlichen, strukturellen Unterschied zwischen ihnen feststellen. Dennoch ist diese Unterscheidung bedeutsam: Es ist von großer Bedeutung, dass die Objekte unterschiedlich stark von Überzeugungen geprägt sind.

Veränderungen oder Unterschiede in Erscheinung und Meinung lassen sich bis zu einem gewissen Grad durch Variationen unserer Perspektive sowie der Breite und Tiefe unseres Bewusstseins *erklären . Diese Erklärung hebt jedoch nicht die Vorrangstellung der Phänomene in all ihren Aspekten auf.*

In der Praxis wird die durchschnittliche Glaubwürdigkeit oft nicht geduldig akzeptiert, sondern wir nutzen unsere vermeintliche Weisheit, um uns eher in die eine oder andere Richtung zu orientieren, je nachdem, welche Idee am schlüssigsten erscheint. Doch eine gegenteilige Funktion der Weisheit ist die Fähigkeit, Alternativen oder die entfernte Möglichkeit vorgeschlagener Alternativen zu erkennen und so aufgeschlossen zu bleiben. Der intelligente Mensch kann

Positionen beziehen, wo andere zögern, und Probleme erkennen, wo andere Gewissheiten sehen.

4. KAPITEL VIER

Entnommen aus *Future Logic* (1990),
Kapitel 31 (Abschnitte 1 und 2).

PARADOXIEN

Ein sehr wichtiges Gebiet der Logik ist die Paradoxielehre, denn sie liefert uns ein wirkungsvolles Werkzeug, um einige der grundlegendsten Gewissheiten dieser Wissenschaft zu begründen. Sie erlaubt es uns, Erkenntnistheorie und Ontologie den Status echter Wissenschaften zuzuerkennen, anstatt sie als bloße spekulative Abschweifungen abzutun. Diese elegante Lehre kann als Teil der Axiomenlehre betrachtet werden.

1. Interne Inkonsistenz

Betrachten wir die hypothetische Form „Wenn P, dann Q“, die ein wesentlicher Bestandteil der Sprache der Logik ist. Sie wurde definiert als „P und nichtQ ist eine unmögliche Konjunktion“.
Es ist ein Axiom, dass die Konjunktion einer beliebigen Aussage P und ihrer Negation nonP unmöglich ist; daher können eine Aussage P und ihre Negation nonP nicht gleichzeitig wahr sein. Eine offensichtliche Folgerung daraus, die sich ergibt, wenn man nonP anstelle von P als die zu betrachtende Aussage ansieht, ist, dass die Konjunktion einer beliebigen Aussage nonP und ihrer Negation not-nonP

unmöglich ist; daher können eine Aussage P und ihre Negation nonP nicht gleichzeitig falsch sein.
Das Identitätsgesetz lässt sich also wie folgt formulieren: „Für jede Aussage gilt: ‚Wenn P, dann P' ist wahr, und ‚Wenn nicht P, dann nicht P' ist wahr." Die Gesetze des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten lauten: „Für jede Aussage gilt: ‚Wenn P, dann nicht-nicht P' ist wahr (P und nicht P sind unvereinbar), und ‚Wenn nicht-nicht P, dann P' ist wahr (nicht P und P schließen sich gegenseitig aus)."
Betrachten wir nun die paradoxen Aussagen „Wenn P, dann nichtP" oder „Wenn nichtP, dann P". Solche Aussagen scheinen auf den ersten Blick offensichtlich unmöglich, notwendigerweise falsch, also Antinomien zu sein.
Doch betrachten wir ihre Bedeutungen genauer. Die erste Aussage lautet: „P und (nicht nicht)P ist unmöglich", was schlichtweg „P ist unmöglich" bedeutet. Die zweite Aussage lautet: „NichtP und nicht P ist unmöglich", was schlichtweg „NichtP ist unmöglich" bedeutet. In dieser definierenden Form erscheinen diese Aussagen nicht länger widersprüchlich! Sie zeigen uns lediglich, dass die Aussage P bzw. NichtP, je nach Fall, einen inhärenten Fehler, einen inneren Widerspruch, eine Selbstverneinung enthält.
Daraus ergibt sich, dass es Aussagen geben kann, die logisch widersprüchlich sind und ihre eigene Negation logisch stützen. Wir führen daher die folgenden Definitionen an: Eine Aussage ist ***widersprüchlich,*** wenn sie sich selbst verneint, d. h. ihre eigene Negation impliziert. Eine Aussage ist demnach ***selbstevident,*** wenn ihre Negation widersprüchlich ist, d. h. wenn sie durch ihre eigene Negation impliziert wird.
Die Aussage „Wenn P, dann nichtP" besagt also, dass P widersprüchlich (und somit logisch unmöglich) ist und dass nichtP selbstverständlich (und somit logisch notwendig) ist.

Ebenso besagt die Aussage „Wenn nichtP, dann P“, dass nichtP widersprüchlich und P selbstverständlich ist.
Das Vorhandensein von Paradoxien ist kein Hinweis auf einen formalen Fehler. Das *Paradoxon* selbst, die hypothetische Aussage, ist nicht antinomial. Es kann wahr oder falsch sein, wie jede andere Aussage. Angenommen, es ist seine Prämisse, die antinomial und falsch ist, da sie sich selbst verneint; die Konklusion ist dann wahr.
Wenn die paradoxe Aussage „Wenn P, dann nichtP“ wahr ist, dann ist ihre widersprüchliche Aussage „Wenn P, dann nichtP“, was „P ist nicht unmöglich“ bedeutet, falsch; und wenn die letztere wahr ist, ist die erstere falsch. Ebenso kann „Wenn nichtP, dann P“ durch „Wenn nichtP, dann P“, was „nichtP ist nicht unmöglich“ widerlegt werden.
Die beiden Paradoxien „Wenn P, dann nichtP“ und „Wenn nichtP, dann P“ widersprechen sich, da sie die Notwendigkeit von Unvereinbarkeiten, nämlich nichtP bzw. P, implizieren. Obwohl solche Aussagen einzeln betrachtet nicht antinomial sind, ist ein doppeltes Paradoxon, also eine Situation, in der beide paradoxen Aussagen gleichzeitig wahr sind, logisch unzulässig.
Im Gegensatz zu positiven hypothetischen Aussagen können negative hypothetische Aussagen keine Paradoxien ausdrücken. Die Aussagen „Wenn P, dann nicht P“ und „Wenn nicht P, dann nicht P“ sind *weder* sinnvoll noch logisch denkbar und können niemals wahr sein. Solche Aussagen sind formal falsch. Da eine Formulierung wie „Wenn P, dann nicht Q“ in Bezug auf eine positive Konjunktion als „{P und nicht Q} ist möglich“ definiert ist, können wir ohne Antinomie weder P für Q einsetzen (um zu sagen: „{P und nicht P} ist möglich“) noch nicht P für P und Q (um zu sagen: „{nicht P und nicht nicht P} ist möglich“).

Daraus folgt, dass die Aussage „Wenn P, dann nichtP“ nicht die kleingeschriebene Form „Wenn P, nicht-dann P“ impliziert, und die Aussage „Wenn nichtP, dann P“ nicht die kleingeschriebene Form „Wenn nichtP, nicht-dann nichtP“ impliziert. Das heißt, im Kontext von Paradoxien verhalten sich hypothetische Aussagen ungewöhnlich und nicht wie kontingenzbasierte Aussagen.
Dies sollte uns nicht überraschen, da Widersprüchliches logisch unmöglich und Selbstverständliches logisch notwendig ist. Da paradoxe Aussagen inkontingente Thesen und Antithesen beinhalten, unterliegen sie den für solche Grundlagen spezifischen Gesetzen.
Die Implikationen und die Konsistenz all dessen werden jetzt untersucht.

2. Der Fehlschluss des gestohlenen Konzepts

Paradoxe Aussagen kommen in der Praxis tatsächlich vor; darüber hinaus liefern sie uns einige äußerst wichtige Erkenntnisse. Hier einige Beispiele:

- Die Leugnung oder gar der Zweifel an den Gesetzen der Logik verbirgt einen Rückgriff auf ebendiese Axiome und impliziert, dass eher die Leugnung als die Behauptung zu glauben ist;
- Die Leugnung der Fähigkeit des Menschen, irgendeine Realität objektiv zu erkennen, stellt selbst einen Anspruch auf die Kenntnis einer realen Tatsache dar;
- Die Leugnung der Gültigkeit der menschlichen Wahrnehmung, seiner Begriffskraft oder seines Denkvermögens – all diese skeptischen Behauptungen setzen die Nutzung und das Vertrauen in ebendiese Fähigkeiten voraus, die in Zweifel gezogen werden;

- Die prinzipielle Ablehnung jeglicher Verallgemeinerung, Notwendigkeit oder Absolutheit ist selbst ein Anspruch auf eine allgemeine, notwendige und absolute Wahrheit.
- Die Leugnung der Existenz von „Universalien“ umgeht nicht das Problem der Universalien selbst, da sie sich auf etwas selbst beruft, nämlich auf „Universalien“, „nicht“ und „existieren“.

Weitere Details zu diesen und anderen Paradoxien finden sich im gesamten Text. Das Aufdecken von Paradoxien ist somit eine häufig angewandte und wichtige logische Technik. Die Schriftstellerin Ayn Rand legte großen Wert auf diese Methode, skeptische Philosophien zurückzuweisen, indem sie aufzeigte, dass *diese implizit auf Konzepte zurückgreifen, die sie explizit zu verneinen versuchen* ; sie nannte dies den „Fehlschluss des gestohlenen Konzepts“.

Um die Funktionsweise von Paradoxien zu verstehen, kann man sie im Kontext eines Dilemmas betrachten. Eine selbstverständliche Aussage P könnte man so formulieren: „Ob P bejaht oder verneint wird, sie ist wahr.“ Eine absolute Wahrheit ist etwas, das sich unabhängig von unseren anfänglichen Annahmen als wahr erweist.
Dies kann als konstruktives Argument formuliert werden, dessen linker Teil die axiomatische Aussage der Identität von P mit sich selbst ist und dessen rechter Teil das Paradoxon des Selbstwiderspruchs von nonP; die untergeordnete Prämisse ist das Axiom des vollständigen Widerspruchs zwischen den Antezedenzien P und nonP; und die Schlussfolgerung ist die absolute Wahrheit des Konsequens P.

Wenn P, dann P — und — wenn nicht P, dann P

aber entweder P oder nichtP
daher P.

Eine destruktive Version kann ebenso gut formuliert werden, indem man die kontrapositiv Form der Identität verwendet, 'Wenn nonP, dann nonP', als linkes Horn, mit dem gleichen Ergebnis.

Wenn nonP, dann nonP — und — wenn nonP, dann P
aber entweder nicht-nichtP oder nichtP
daher nicht-nichtP, das heißt P.

Die Schlussfolgerung 'P' bedeutet hier, dass P logisch notwendig ist, nicht nur, dass P wahr ist; dies folgt aus der formalen Notwendigkeit der Nebenprämisse, der Disjunktion von P und Nicht-P, vorausgesetzt, die rechte Prämisse ist wohlbegründet.
Eine andere Möglichkeit, Paradoxien zu verstehen, besteht darin, sie im Hinblick auf Wissenskontexte zu betrachten. Liest man das Paradoxon „Wenn nicht P, dann P“ als „Alle Kontexte mit nicht P sind Kontexte mit P“ und die Identität „Wenn P, dann P“ als „Alle Kontexte mit P sind Kontexte mit P“, so lässt sich folgern, dass „alle Kontexte P enthalten“, was bedeutet, dass P logisch notwendig ist.
Auf ähnliche Weise können wir das Paradoxon „Wenn P, dann nichtP“ auflösen und zur Schlussfolgerung „nichtP“ gelangen, oder besser noch: P ist unmöglich. Der Prozess der Auflösung eines Paradoxons durch Herausarbeiten seiner impliziten kategorischen Schlussfolgerungen kann als *Dialektik bezeichnet werden* .
Es sei nebenbei bemerkt, dass die vereinfachte Darstellung eines einfachen Dilemmas in einem einzigen Satz nun verständlicher wird. Der zusammengesetzte Satz „Wenn P,

dann {Q und nichtQ}“ bedeutet einfach „nichtP“; „Wenn nichtP, dann {Q und nichtQ}“ bedeutet „P“; „Wenn (oder ob) P oder nichtP, dann Q“ bedeutet „Q“; und „Wenn (oder ob) P oder nichtP, dann nichtQ“ bedeutet „nichtQ“. Solche Sätze könnten auch als paradoxe Sätze kategorisiert werden, obwohl der erzeugte Widerspruch eine andere These betrifft. Man sollte jedoch bedenken, dass die beiden oben genannten Formen nicht mit den weniger bedeutenden, negativen hypothetischen Relationen „Ob P oder nichtP, (nicht-dann nicht) Q“ bzw. „Ob P oder nichtP, (nicht-dann nicht) nichtQ“ verwechselt werden sollten, die nicht paradox sind, es sei denn, es gibt Bedingungen, unter denen sie zu positiven hypothetischen Relationen werden.

5. KAPITEL FÜNF

Entnommen aus *Future Logic* (1990),
Kapitel 32.

DOPPELPARADOXIEN

1. Definition

Wir haben gesehen, dass logische Aussagen der Form „Wenn P, dann nichtP“ (was gleich „nichtP“ ist) oder „Wenn nichtP, dann P“ (was gleich „P“ ist) vollkommen zulässig sind. Sie bedeuten, dass die Prämisse widersprüchlich und logisch unmöglich ist und die Konklusion selbstverständlich und logisch notwendig ist. Als Aussagen an sich sind sie keineswegs antinomial; es ist einer ihrer Bestandteile, der absurd ist.

Obwohl jede dieser Aussagen für sich genommen formal durchaus akzeptabel und wahr sein kann, können sie niemals beide wahr sein: Sie sind unvereinbare Gegensätze, und ihre Verbindung ist formal unmöglich. Denn wären sie jemals beide wahr, so wären sowohl P als auch Nicht-P implizit wahr.

Wir müssen daher zwischen *einem einfachen Paradoxon* , das (genauer als bisher angenommen) die Form „wenn P, dann nichtP; aber wenn nichtP, dann nichtP; woraus nichtP“ oder die Form „wenn nichtP, dann P; aber wenn P, dann nichtP; woraus P“ hat, und *einem doppelten Paradoxon , das die Form „wenn P, dann nichtP, und* wenn nichtP, dann P“ hat , unterscheidet.

Ein einfaches Paradoxon liegt, um es zu wiederholen, innerhalb der Grenzen der Logik, ein doppeltes Paradoxon hingegen außerhalb dieser Grenzen. Ersteres kann durchaus zutreffen; letzteres deutet stets auf einen Denkfehler hin. Man könnte jedoch einwenden, dass doppelte Paradoxien in der Praxis häufig genug vorkommen! Das macht sie aber nicht richtig, genauso wenig wie das Auftreten anderer Fehlerarten in der Praxis sie wahr macht.

Doppelparadoxien entstehen, wie wir sehen werden, durch einen versteckten *Begriffsmissbrauch* . Es handelt sich um Sophistik par excellence, da wir die oberflächliche Illusion einer sinnvollen Aussage erhalten, die zu vernunftwidrigen Ergebnissen führt. Bei genauerer Betrachtung erkennen wir jedoch, dass ein Fehlschluss vorliegt, etwa Mehrdeutigkeit oder Äquivokation, was bedeutet, dass der scheinbare Widerspruch in Wirklichkeit nie eingetreten ist.

Die Logik verlangt, dass *eine oder beide* der hypothetischen Aussagen, die das Doppelparadoxon (oder Paradoxon auf Paradoxon) bilden, *falsch sind* . Während ein einfaches Paradoxon durch kategorische Schlussfolgerung *aufgelöst wird, ohne den Zusammenhang zwischen Antezedens und Konsequenz zu leugnen, wird ein Doppelparadoxon aufgelöst* , indem gezeigt wird, dass eines oder beide der beteiligten einfachen Paradoxien unwahr oder nicht existent sind. Man beachte den Unterschied in der Problemlösung: Die Auflösung „erklärt“ das einfache Paradoxon, während die Auflösung das Doppelparadoxon „wegerklärt“.

Das doppelte Paradoxon *zeigt,* dass wir einen Fehler begehen; der Widerspruch selbst ist Indiz und Beweis genug, dass wir eine falsche Annahme getroffen haben. Unsere Fähigkeit, logische Zusammenhänge intuitiv richtig zu erfassen, wird nicht infrage gestellt, weil das erste Urteil voreilig und ohne eingehende Betrachtung der beteiligten

Begriffe war. Sobald die Konzepte geklärt sind, fällt das Urteil des Verstandes selbst ein Urteil, das seine vorherige Annahme des Zusammenhangs widerlegt.
Man muss verstehen, dass jedes doppelte Paradoxon (wie jedes einfache Paradoxon) *uns etwas lehrt* . Solche Ereignisse dürfen nicht als Bedrohung der Vernunft betrachtet werden, die die Logik als Ganzes infrage stellt, sondern lediglich als Lektionen. Sie sind Informationsquellen; sie offenbaren uns bestimmte logische Regeln der Begriffsbildung, die wir sonst nicht bemerkt hätten. Sie zeigen uns die Grenzen der sprachlichen Korrektheit auf.
Wir werden zwei klassische Beispiele für Doppelparadoxien betrachten, um zu veranschaulichen, wie sie aufgelöst werden können. Jedes Beispiel erfordert eine gesonderte Betrachtung. Sie eignen sich hervorragend als Übungen.

2. Das Lügnerparadoxon

Ein antikes Beispiel für ein doppeltes Paradoxon ist das bekannte „Lügnerparadoxon“, das von Eubulides, einem Griechen der Megarischen Schule aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., entdeckt wurde. Es lautet: „Spricht ein Mann, der sagt, er lüge, die Wahrheit?“ Die Schlussfolgerung scheint zu sein: Wenn er lügt, spricht er die Wahrheit, und wenn er nicht lügt, spricht er die Wahrheit.
Der zugrundeliegende Denkfehler besteht darin, dass die Aussage *durch Bezugnahme auf sich selbst definiert wird* . Das Lügnerparadoxon verdeutlicht, dass solche Konzepte unzulässig sind.
Das Wort „jetzt“ (das den Satz selbst als sein Subjekt definiert) bezieht sich auf etwas, das noch nicht existiert und dessen scheinbare Existenz erst dadurch ermöglicht wird.

Somit ist das Wort im vorliegenden Fall tatsächlich ohne konkrete Bezugspunkte. Zwar ist „jetzt“ in der Regel bedeutungstragend, da es in anderen Situationen präzise Bezugspunkte hat; hier wird es jedoch verwendet, bevor wir überhaupt etwas haben, worauf wir als Gegenstand des Diskurses verweisen können. Es sieht aus und klingt wie ein Wort, ist aber nicht mehr als das.

Eine modernere und klarere Version dieses Paradoxons lautet: „Diese Aussage ist falsch“, denn sie verdeutlicht die indikative Funktion des Wortes „jetzt“ im Wort „dies“.

Das Wort „dies“ begleitet unsere Zeigegesten und setzt voraus, dass bereits etwas vorhanden ist, worauf man zeigen kann. Es kann nicht aus dem Nichts einen Bezugspunkt für sich selbst schaffen. Dies ist die wichtige Lektion, die uns das Lügnerparadoxon lehrt. Wir können das Wort „dies“ durchaus verwenden, um auf ein anderes Wort „dies“ zu zeigen, aber nicht auf sich selbst. So kann ich Ihnen problemlos sagen: „dieses ‚dieses‘, das in der Aussage ‚Diese Aussage ist falsch‘ vorkommt“, weil mein „dies“ einen Bezugspunkt hat, wenn auch ein leeres Symbol; das ursprüngliche „dies“ hingegen ist bedeutungslos.

Des Weiteren scheint diese Version zu implizieren: „Wenn die Aussage wahr ist, ist sie falsch, und wenn sie falsch ist, ist sie wahr.“ Bei genauerer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass der Ausdruck „die Aussage“ bzw. „sie“ in Prämissen und Konklusion unterschiedliche Bedeutungen hat.

Wenn wir der Argumentation halber annehmen, dass diese Implikationen folgendermaßen lauten: Wenn diese Aussage falsch ist, dann ist diese Aussage wahr; und wenn diese Aussage wahr ist, dann ist diese Aussage falsch – wobei „dies“ im Sinne der *Selbstreferenz* jeder These zu verstehen ist –, dann sehen wir, dass die Thesen in Wirklichkeit nicht

ein und dasselbe Subjekt haben und nur scheinbar im Widerspruch zueinander stehen.
Formal gesehen sind sie es nicht, genauso wenig wie die Aussagen „P1 ist wahr“ und „P2 ist falsch“ für beliebige P1 und P2 im Widerspruch zueinander stehen. Die Implikationen sind logisch nicht erforderlich, und somit lösen sich die beiden Paradoxien auf. Es gibt keinen Selbstwiderspruch, weder in „Diese Aussage ist falsch“ noch natürlich in „Diese Aussage ist wahr“; sie sind schlichtweg bedeutungslos, da die verwendeten Indikative ohne Bezug sind.
Alternativ können wir diese Implikationen auch so lesen: Wenn „diese Aussage ist falsch“ wahr ist, dann ist jene Aussage falsch; und wenn jene Aussage falsch ist, dann ist jene Aussage wahr – wobei das erste „dies“ als Selbstreferenz und die folgenden „dass“ als Verweise auf die ursprüngliche Aussage und nicht auf die späteren Thesen selbst verstanden werden. Anders ausgedrückt: Wenn „diese Aussage ist falsch“ wahr ist, dann ist „diese Aussage ist falsch“ falsch, und wenn „diese Aussage ist falsch“ falsch ist, dann ist „diese Aussage ist falsch“ wahr.
Hier sind die Gegenstände der Thesen identisch, doch die Implikationen scheinen nicht mehr nötig, wie deutlich wird, wenn wir das Symbol P für „Diese Aussage ist falsch“ einsetzen. Der paradoxe Charakter ist verschwunden: Er bestand nur so lange, wie „Diese Aussage ist falsch“ impliziert zu sein schien oder „Diese Aussage ist wahr“ zu implizieren schien; sobald der Gegenstand vereinheitlicht ist, lösen sich beide Paradoxien auf.
Wir können das Problem nicht umgehen, indem wir das Lügnerparadoxon als Allgemeingültigkeit formulieren. Der Satz „Ich lüge immer“ lässt sich einfach mit „Manchmal lügst du (wie im Fall von ‚Ich lüge immer‘), aber manchmal

sprichst du die Wahrheit“ widerlegen; er führt lediglich in indikativischer Form zu einem doppelten Paradoxon. Ebenso lässt sich der Satz „Alle Sätze sind falsch“ problemlos mit „Manche, manche nicht“ widerlegen.
Man beachte jedoch, dass beide genannten allgemeinen Aussagen in sich widersprüchlich sind; sie führen zu Paradoxien. Daraus folgt, dass beide falsch sind: Man kann weder behaupten, „immer zu lügen“, noch dass es „keine wahren Aussagen gibt“. Dies ist ein gewöhnlicher logischer Schluss und durchaus legitim, da logische Alternativen existieren.
Was diese Alternativen betrifft: Die Aussage „Ich lüge nie“ ist an sich nicht widersprüchlich, außer für die Person, die absichtlich sagt: „Ich lüge immer“. Die Aussage „Alle Aussagen sind wahr“ ist ebenfalls an sich nicht widersprüchlich, aber sie ist unvereinbar mit der logischen Erkenntnis, dass manche Aussagen widersprüchlich sind, und ist daher falsch. In diesem Fall kann also nur die kontingente Aussage „Manche Aussagen sind wahr, manche falsch“ aufrechterhalten werden.

3. Das Barbier-Paradoxon

Das Barbier-Paradoxon lässt sich wie folgt formulieren: „Wenn ein Barbier jeden in seiner Stadt rasiert, der sich nicht selbst rasiert, rasiert er sich dann selbst oder nicht? Wenn er sich selbst rasiert, rasiert er sich nicht; wenn er sich selbst nicht rasiert, rasiert er sich selbst.“
Dieses doppelte Paradoxon entsteht durch die Verwechslung der Ausdrücke „rasiert sich nicht selbst“ und „wird von jemand anderem als sich selbst rasiert“.
Wir können die Einwohner einer jeden Stadt in drei große Gruppen einteilen: (a) Menschen, die sich nicht selbst

rasieren, sondern von anderen rasiert werden; (b) Menschen, die sich weder selbst rasieren noch von anderen rasiert werden; (c) Menschen, die sich selbst rasieren und nicht von anderen rasiert werden. Die Prämisse ist, dass unser Barbier alle Personen der Gruppe (a) rasiert. Es wird stillschweigend, aber nicht explizit, angenommen, dass niemand zur Gruppe (b) gehört, also niemand einen Bart trägt oder sich nicht rasieren muss. Die Prämisse sagt uns jedoch in jedem Fall nichts über die Gruppe (c) aus.

Als Nächstes unterteilen wir jede der vorhergehenden Gruppen in zwei Untergruppen: (i) Personen, die andere rasieren, und (ii) Personen, die andere nicht rasieren. Es ist klar, dass jede der sechs resultierenden Kombinationen logisch akzeptabel ist, da es keinen Einfluss darauf hat, wen ich rasieren kann, wer mich rasiert. Offensichtlich betrifft nur Gruppe (i) Barbiere, und unsere Prämisse kann so verstanden werden, dass unser Barbier der einzige Barbier im Ort ist.

Nun können wir uns mit der gestellten Frage befassen. Unser Barbier kann nicht in Gruppe (a)(i) fallen, da er sich nicht von anderen rasieren lässt. Er könnte in Gruppe (b)(i) fallen, wenn er einen Bart tragen dürfte oder kahl wäre; nehmen wir der Argumentation halber aber an, dass dies nicht der Fall ist. Dadurch fällt er immer noch in Gruppe (c)(i), was bedeutet, dass er sich selbst rasiert (anstatt sich von anderen rasieren zu lassen), obwohl er auch andere rasiert.

Es liegt also kein doppeltes Paradoxon vor. Dieses entstand nur, weil wir fälschlicherweise annahmen, dass „Er rasiert alle, die sich *nicht* selbst rasieren“ „Er rasiert einige (wie sich selbst), die sich selbst rasieren“ ausschließt . Doch *„X rasiert Y“ widerspricht formal nicht „X rasiert Nicht-Y“* ; es gibt keine Grundlage für die Annahme, dass die Kopula

„rasieren“ obvertierbar ist, sodass „X rasiert Y“ „X rasiert Nicht-Y nicht“ impliziert.
Wenn die Prämisse so umformuliert würde: „Er rasiert sich all diese *und* Wenn wir *nur* diejenigen einschließen, die sich nicht rasieren (um „er rasiert sich“ auszuschließen), hätten wir immer noch die Möglichkeit zu sagen „er rasiert sich überhaupt nicht“. Würde man die Prämisse weiter ausdehnen und einschränken, indem man darauf besteht, dass „er sich irgendwie rasiert oder rasiert wird“, wäre sie schlichtweg widersprüchlich (im Sinne eines Paradoxons).
Man könnte das oben Gesagte noch weiter ausführen, etwa indem man Menschen berücksichtigt, die sich in anderen Städten rasieren, oder indem man zwischen immer, manchmal/manchmal nicht und nie unterscheidet. Aber ich denke, der Punkt ist klar. Die Lehre aus dem „Barbier-Paradoxon“ ist, dass ohne klare Kategorisierungen Mehrdeutigkeiten entstehen können (wie die zwischen „rasiert“ und „wird rasiert“), die den Anschein eines doppelten Paradoxons erwecken.

6. KAPITEL SECHS

Entnommen aus *Buddhist Illogic* (2002),
Kapitel 1 und 2.

1. Das Tetralemma

Das westliche philosophische und wissenschaftliche Denken basiert auf der aristotelischen Logik, deren Grundprinzipien die drei „Denkgesetze" sind. Diese lassen sich kurz wie folgt zusammenfassen: „A ist A" (Identität), „Nichts ist zugleich A und Nicht-A" (Widerspruchssatz) und „Nichts ist weder A noch Nicht-A" (Ausschluss des Mittleren). Wohlgemerkt, es handelt sich dabei nicht um bloße Hypothesen, sondern um unumstößliche Prämissen allen rationalen menschlichen Denkens [1].

Religionen wie Judentum, Christentum und Islam, die diese Gesetze zwar in weiten Teilen ihrer Lehren anerkennen und ihnen Lippenbekenntnisse zollen, haben sie in ihrem Bestreben, ihre heiligen Texte zu interpretieren und ihre Doktrinen ihren Anhängern plausibel erscheinen zu lassen, oft ignoriert. Dies gilt insbesondere für mystische Strömungen innerhalb dieser Religionen, doch ließen sich zahlreiche Beispiele aus den etablierten Schriften anführen. Ähnliches lässt sich über einige Aspekte der buddhistischen Philosophie sagen.

---

[1] Siehe mein *Werk Future Logic* (Genf: Autor, 1996. Rev. ed.), Kap. 2 und 20, sowie spätere Aufsätze zu diesem Thema (veröffentlicht auf meiner Website www.thelogician.net).

Das *Tetralemma* [2]ist eine Ableitung der Denkgesetze und bezieht sich auf zwei beliebige Begriffe oder Aussagen, bezeichnet mit A und B, sowie deren Gegensätze nicht-A und nicht-B. Vier Kombinationen dieser vier Begriffe sind denkbar: „A und B“ (beide), „nicht-A und nicht-B“ (keines von beiden), „A und nicht-B“ und „nicht-A und B“ (nur eines von beiden). Gemäß der aristotelischen Logik sind diese vier Aussagen miteinander unvereinbar (*nur eine von ihnen kann wahr sein* , denn wären zwei oder mehr Aussagen wahr, wären auch „A und nicht-A“ oder „B und nicht-B“ oder beide wahr, was sich widerspricht) und erschöpfend (*mindestens eine von ihnen muss wahr sein* , denn wären alle verneint, wären auch „nicht A und nicht-A“ oder „nicht B und nicht-B“ oder beide wahr, was dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten widerspricht).
Nagarjuna ersetzt nun B durch A (er betrachtet also den Fall B = A) und behauptet, dass die vier oben genannten logischen Kombinationsmöglichkeiten in diesem Spezialfall gelten – sodass „A und A (=B)“, „Nicht-A und Nicht-A (=Nicht-B)“, „A und Nicht-A (=Nicht-B)“ und „Nicht-A und A (=B)“ logisch akzeptabel erscheinen. **Anschließend argumentiert er, dass es vier Existenzmöglichkeiten gibt: die Bejahung von A (A + A = A), die Verneinung von A (Nicht-A + Nicht-A = Nicht-A), sowohl die Bejahung als auch die Verneinung von A (A und Nicht-A) und weder die Bejahung noch die Verneinung von A (weder A noch Nicht-A).** Er verwendet also scheinbar die Prinzipien und die Terminologie der allgemeinen Logik, um zu einem völlig

---

[2] Siehe Cheng, S. 36–38, zu diesem Thema. Er bezieht sich dort auf die Einleitung des masoretischen Textes sowie auf XVII,12a und XXIII,1a. Etymologie: Griechisch *tetra* = vier, *lemma* = Alternativen. Der Begriff wurde im Gegensatz zum Dilemma „A oder Nicht-A“ geprägt.

gegensätzlichen Ergebnis zu gelangen. Dies erweckt bei ihm und den Lesern den Eindruck, dass es durchaus vernünftig sei, sowohl zu bejahen als auch zu verneinen oder weder zu bejahen noch zu verneinen.
In der aristotelischen Logik sind die beiden letztgenannten Alternativen jedoch von vornherein ausgeschlossen: „sowohl A als auch Nicht-A“ gemäß dem Satz vom Widerspruch und „weder A noch Nicht-A“ gemäß dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Die einzigen verbleibenden logischen Möglichkeiten sind „A“ oder „Nicht-A“. Die antiaristotelische Position kann positiv als antinominalistische Position betrachtet werden, da sie uns daran erinnert, dass die Dinge nie ganz so sind, wie sie scheinen, und dass sie sich nicht präzise klassifizieren oder benennen lassen. Letztlich zielt sie jedoch auf das Ende der Logik ab; denn ohne die Gesetze des Denkens, wie sollen wir zwischen wahren und falschen Urteilen unterscheiden?
Das Identitätsgesetz „A ist A“ ist die Überzeugung, dass Dinge eine Identität besitzen (welche auch immer diese konkret sein mag), und nicht eine andere oder gar keine. Es ist eine Bestätigung der letztlichen Möglichkeit von Erkenntnis und eine Ablehnung von reinem Relativismus oder Obskurantismus. Nagarjunas Ziel ist es, Identität zu leugnen.
Hierbei sei angemerkt, dass Aristoteles das Gesetz des Widerspruchs sehr präzise formuliert und in seiner *Metaphysik feststellt* : „Dasselbe Attribut kann nicht *gleichzeitig demselben Subjekt in derselben Hinsicht* zugehören und nicht zugehören. “ (Hervorhebung von mir).
Eine alternative Formulierung der Denkgesetze wäre demnach das „Trilemma“ (nennen wir es so): „ *entweder gänzlich A oder gänzlich Nicht-A oder sowohl teilweise A als auch teilweise Nicht-A* “, was die vierte Alternative „sowohl

gänzlich A als auch gänzlich Nicht-A“ ausschließt. Der buddhistische Angriff auf die Denkgesetze gewinnt einen Teil seiner Glaubwürdigkeit dadurch, dass Menschen unbewusst auf dieses „Trilemma“ Bezug nehmen und oberflächlich annehmen, dass Gegensätze tatsächlich am selben Ort zu verschiedenen Zeiten oder zur selben Zeit an verschiedenen Orten oder in verschiedener Hinsicht auftreten können, ohne dass dadurch eine unlösbare logische Schwierigkeit entsteht. Es sollte jedoch klar sein, dass die buddhistische Position wesentlich radikaler ist und die vollständige Antinomie akzeptiert.
Ähnlich verhält es sich mit dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten, der besagt, dass die Situation „weder A noch Nicht-A“ *faktisch unmöglich ist* . Die Möglichkeit von Unsicherheit *im Wissen* – ob A oder Nicht-A tatsächlich der Fall ist – führt dazu, dass Menschen fälschlicherweise annehmen, dieses Denkgesetz sei diskutabel. Man muss jedoch verstehen, dass diese logische Regel induktiv und nicht deduktiv ist; sie besagt also, dass *am Ende* des Erkenntnisprozesses entweder „A“ oder „Nicht-A“ resultiert und keine dritte Alternative zu erwarten ist. Sie schließt nicht aus, dass *zwischenzeitlich* eine Situation der Unsicherheit auftreten kann. Nagarjunas Position nutzt diese Verwirrung im Denken der Menschen aus.

2. Nagarjunas Fehlinterpretation

Nagarjuna interpretiert die im Dilemma „A oder nicht-A“ implizierte Einschränkung als willkürlichen „Dualismus“ seitens gewöhnlicher Denker [3]. Dies beweist lediglich, dass

[3] Es ist irreführend, dies als „Dualität“ oder „Dichotomie“ zu bezeichnen, wie es Buddhisten gerne tun, denn es suggeriert,

er die Formalisierung missversteht (oder dies zumindest vorgibt, um leichtgläubige Leser zu verwirren). Wenn Logiker eine Variable wie „B“ verwenden und zulassen, dass sowohl „nicht-A und B“ als auch „A und nicht-B“ prinzipiell möglich sind, meinen sie damit keine Allgemeingültigkeit, die auf *alle* Werte von B (wie etwa „A“) anwendbar ist, sondern lediglich eine generische Aussage, die auf *alle konsistenten* Werte von B zutrifft. Im konkreten Fall B = A müssen die beiden genannten Kombinationen ausgeschlossen werden, da sie unzulässig sind (d. h. gegen zwei Denkgesetze verstoßen).

---

dass etwas Einheitliches willkürlich in zwei Teile geteilt wurde – und nebenbei bemerkt, dass es genauso gut in vier Teile hätte geteilt werden können. Auf der Wahrnehmungsebene gibt es jedoch keine Wahlmöglichkeit und kein „Aufteilen“ von irgendetwas. Ein auftretendes Phänomen ist *ein einzelnes* Ding, nennen wir es „ **ein** “ (einen Eigennamen oder ein indikatives „dieses“), und keine Trennung. Das Problem der „Dichotomie“ entsteht nur auf der begrifflichen Ebene. *Negation* ist ein rationaler Akt, d. h. wir können nur von „Nicht **-Eins** “, von dem, was nicht erscheint, sprechen, indem wir uns zuerst etwas „ **Eins** “ in Erinnerung rufen, das zuvor (in der Empfindung oder Vorstellung) erschienen ist. In *der ersten Begriffsbildung* werden zwei Phänomene miteinander und mit anderen Dingen in gewisser Hinsicht verglichen und gegenübergestellt. Die Frage ist also, ob sie einander ähnlich genug und gleichzeitig so unterschiedlich von anderen Dingen sind, dass sie als „gleich“ eingestuft und mit einem Oberbegriff (z. B. „A“) bezeichnet werden können, oder ob sie als „verschieden“ einzustufen sind, oder ob Unsicherheit besteht. In *einem späteren Stadium der Erkenntnis* müssen wir entscheiden, ob ein drittes Phänomen in die für die beiden vorherigen gebildete Klasse passt (d. h. unter „A“ fällt), ob es nicht passt (d. h. unter „nicht-A“ fällt) oder ob es weiterhin unklar ist. Im letzteren Fall fragen wir uns, ob es „A“ oder „nicht-A“ ist, und weisen darauf hin, dass es nicht beides oder keines von beidem sein kann.

Die oben genannte Eigenschaft von Symbolen, nämlich ihre Anwendbarkeit nur unter den Bedingungen der Konsistenz, ist in der gesamten formalen Logik offensichtlich und wird hier von Nagarjuna völlig ignoriert. Sein Motiv war natürlich, die Lehre Buddhas zu verbalisieren und zu rationalisieren, dass die höchste Wahrheit jenseits von *Nama* und *Rupa* , Name und Form (d. h. Unterscheidung und Diskurs), liegt und nur durch ein transzendentes Bewusstsein erkennbar ist (die Lehre der Zweifachen Wahrheit). Genauer gesagt, wie Cheng betont, wollte Nagarjuna zeigen, dass Logik in sich widersprüchlich ist und Vernunft daher ein verworfener Irrsinn ist. Das heißt, er versuchte (hier wie auch im weiteren Verlauf) letztlich nicht, ein Tetralemma mit B gleich A zu verteidigen – oder gar zu behaupten, dass Dinge sowohl A als auch Nicht-A oder weder A noch Nicht-A sind –, sondern er wollte uns dazu bringen, gänzlich über die Unterscheidungen der Begriffsbildung und die Urteile der Logik hinauszublicken.

Wie oben gezeigt, scheitert er jedoch in diesem Bestreben. Seine Kritik beruht nämlich auf einer Fehlinterpretation der Logik. Er behauptet, die Logik als verworren und widersprüchlich darzustellen, doch in Wahrheit präsentiert er nicht das als These der Logik, was diese selbst behauptet, sondern genau das, was sie explizit verbietet. Angenommen, die Logik würde, wie er behauptet, tatsächlich zu Widersprüchen führen, so würde dies nicht zu ihrer Ablehnung führen, gäbe es nicht auch einen stillschweigenden Appell an unsere Neigung zum logischen Denken in der Praxis. Wäre die Logik falsch, wären Widersprüche akzeptabel. Ironischerweise appelliert Nagarjuna also gerade an unsere logische Denkweise, indem er uns empfiehlt, die Logik zu ignorieren. Zusammenfassend lässt sich sagen: Obwohl er den Anschein erweckt, es sei

vernünftig, die Vernunft aufzugeben, ist leicht zu erkennen, dass seine Schlussfolgerung von vornherein feststeht und seine Argumentation fehlerhaft ist.

3. Weder real noch irreal

Nagarjuna begreift die letztendliche Wirklichkeit („Leere“) aber auch [4]als einen „mittleren Weg“. [5]– sodass die Erfahrungswelt weder als real noch als irreal betrachtet werden kann („Es gibt nichts, weder Mentales noch Nicht-Mentales, was real ist“ und „es kann nicht als irreal gedacht werden“, berichtet Cheng). In diesem Zusammenhang stützt sich Nagarjuna eindeutig auf einen der oben erwähnten logisch unmöglichen Disjunktionen, nämlich „weder A noch Nicht-A“ (nebenbei bemerkt). Ich möchte nun zeigen, warum Nagarjunas Aussage auf den ersten Blick vernünftig und wahr erscheint.
Wie ich bereits oft erläutert habe [6], muss Wissen phänomenologisch betrachtet werden (das ist die einzig konsistente erkenntnistheoretische These). Wir müssen damit beginnen, *Erscheinungen* als solche wahrzunehmen und zu beobachten, ohne sie vorschnell als Realität oder Illusion zu beurteilen. Auf den ersten Blick scheinen alle Erscheinungen *real* genug. Doch nach einer Weile müssen wir erkennen, dass manche Erscheinungen einander widersprechen, und

---

4 Jenseits des Bewusstseins von „Shunyata“ existiert laut Chögyam Trungpa ein lebendigeres Gewahrsein namens „Mahamudra“. Solche Feinheiten müssen uns hier jedoch nicht weiter beschäftigen.

5 Siehe dazu Cheng, S. 38–39. Er verweist dort auf MT XIII:9a und XVIII:7.

6 Siehe mein *Werk Future Logic* , Kap. 60-62, und spätere Aufsätze zu diesem Thema.

solche Erscheinungen (d. h. eine oder mehrere der widersprüchlichen) als *Illusionen einstufen* . Da es in unserer „Welt“ nichts anderes als Erscheinungen gibt, behalten alle übrigen Erscheinungen, die nicht als Illusionen beurteilt werden (solange sie nicht logisch durch Widersprüche zu anderen Erscheinungen widerlegt werden), ihren ursprünglichen Status als Realitäten.

Das heißt, die Unterscheidung zwischen Erscheinungen als Realität oder Illusion entsteht innerhalb der Welt der Erscheinungen selbst, indem lediglich einige so und andere so klassifiziert werden. Wir haben keinen anderen Begriff von Realität oder Illusion als in Bezug auf die Erscheinung. Die Kategorie der Realität auf etwas *jenseits* der Erscheinung anzuwenden, ist Begriffsdiebstahl, ein Missbrauch des Begriffs, eine Extrapolation, die die eigentliche Entstehung des Begriffs im Kontext der Erscheinung ignoriert. Den Begriff der Illusion auf *alle* Erscheinungen anzuwenden, weil manche Erscheinungen Illusionen sind, ist eine unberechtigte Verallgemeinerung, die ignoriert, wie dieser Begriff in Bezug auf ein bestimmtes Ereignis entsteht (nämlich die Inkonsistenz zwischen bestimmten Erscheinungen und die daraus resultierende Minderung ihrer Glaubwürdigkeit). Darüber hinaus ist die Behauptung, keine Erscheinungen seien real oder alle seien Illusionen, widersprüchlich, da eine solche Behauptung selbst logisch unter die Kategorie der Erscheinung fällt.

Das Illusorische existiert, obwohl es nicht die Realität ist – es existiert als Erscheinung. Auch das Reale ist scheinbar – zumindest teilweise. Daher ist Erscheinung an sich weder als Realität zu verstehen (da manche Erscheinungen illusionär sind), noch kann sie mit Illusion gleichgesetzt werden (da nicht alle Erscheinungen illusionär waren oder sein können). Erscheinung ist somit die *gemeinsame Grundlage* von

Realität und Illusion, ihr gemeinsames Merkmal, die dialektische Synthese jener Thesen und Antithesen. Sie ist eine Gattung, und ihre beiden Arten schließen sich gegenseitig aus. (Der Unterschied zwischen Erscheinung und Existenz ist ein anderes Thema, das ich an anderer Stelle behandelt habe – kurz gesagt, Existenz ist eine Gattung von Erscheinung und Nicht-Erscheinen, wobei letztere Konzepte relativ zum Bewusstsein sind, während erstere als unabhängig angenommen wird.)

Keine dieser Erkenntnisse erlaubt den Schluss, dass Erscheinungen „weder real noch irreal" sind (vorausgesetzt, „irreal" wird als „nicht real" verstanden). Wir können lediglich sagen, dass manche Erscheinungen real und manche irreal sind. Formal ist die korrekte logische Beziehung zwischen den drei Begriffen folgende: *Deduktiv* folgt die Erscheinung aus Realität und Illusion, aber sie impliziert sie nicht; denn Realität und Illusion widersprechen sich, sodass sie nicht beide wahr und nicht beide falsch sein können. *Induktiv* folgt die Erscheinung aus Realität, bis sie als Illusion erkannt wird (etwa durch die Entdeckung eines Widerspruchs).

Genauer gesagt, werden alle Erscheinungen zunächst als real eingestuft. Jede Erscheinung, die sich als widersprüchlich erweist, ist (deduktiv) illusorisch, und ihr Widerspruch ist folglich selbstverständlich und (deduktiv) real. Alle übrigen Erscheinungen bleiben, solange sie unbestritten sind, als real eingestuft. Diejenigen, die bestritten werden, müssen dynamisch bewertet werden. Wenn eine Erscheinung durch eine andere widerlegt wird, werden beide durch den Konflikt zwischen ihnen in Zweifel gezogen und somit zunächst *problematisch* . Danach müssen ihre relative Glaubwürdigkeit im Gesamtkontext des verfügbaren empirischen und rationalen Wissens vorläufig abgewogen

und im Zuge der Weiterentwicklung dieses Kontextes wiederholt neu bewertet werden. Auf dieser Grundlage kann eine dieser Erscheinungen als glaubwürdiger als die andere beurteilt werden, sodass die erstere als *wahrscheinlich* (nahezu real) und die letztere als relativ *unwahrscheinlich* (nahezu illusorisch) bezeichnet wird. Im Grenzfall können sie als effektiv (induktiv) real bzw. illusorisch charakterisiert werden. Somit stellen Realität und Illusion die Extreme dar (jeweils 100 % und 0 %) in einem breiten Spektrum von Wahrscheinlichkeiten mit vielen Zwischenstufen (einschließlich Problematiken im Mittelpunkt).
Um es noch genauer zu sagen: *Reine Wahrnehmungen* (d. h. konkrete Erscheinungen, Phänomene) sind niemals illusionär. Die Wertung von „illusorisch" bezieht sich eigentlich nur auf Begriffe (d. h. abstrakte Erscheinungen, „Universalien"). Wenn wir von einer Wahrnehmung sagen, sie sei illusionär gewesen, meinen wir lediglich, dass wir sie falsch interpretiert haben. Das heißt, was wir anfänglich für eine reine Wahrnehmung hielten, enthielt tatsächlich *einen Bestandteil eines Begriffs* , der sich im Nachhinein als fehlerhaft erwies. Zum Beispiel sehe ich in der Ferne bestimmte Formen und Farben und denke: „Da kommt ein Mädchen auf einem Fahrrad", aber als ich näher komme, merke ich, dass ich nur einen Müllhaufen am Straßenrand gesehen habe. Die reine Wahrnehmung sind die Formen und Farben, die ich sehe; die falsche Interpretation ist „Mädchen auf einem Fahrrad", die richtige Interpretation ist „Müllhaufen". Die ursprüngliche Wahrnehmung hat sich nicht verändert, aber meine größere Nähe hat ihr Wahrnehmungsdetails hinzugefügt. Mein erster Eindruck war richtig, nur mein anfängliches Urteil war falsch. Ich überarbeite das letztgenannte Konzept nicht etwa durch ein

überlegenes Erkenntnismittel, sondern einfach durch *weitere Wahrnehmung und Konzeption* .
Streng genommen steht die Wahrnehmung selbst also nie zur Debatte; wir bewerten unsere Vorstellungen. Zugegebenermaßen ist es in der Praxis oft sehr schwierig, eine Wahrnehmung von ihrer Interpretation, also von ihren begrifflichen Anhängseln, zu trennen. Unsere Wahrnehmung der Dinge ist in der Tat zu einem großen Teil „eidetisch". Dies muss uns jedoch nicht dazu veranlassen, irgendeine Wahrnehmung (wie es viele westliche Philosophen und Buddhisten vorschnell tun) oder gar jegliche Vorstellung abzulehnen. Die begrifflichen „Unreinheiten" in Wahrnehmungen sind nicht zwangsläufig falsch. Wir erkennen sie als falsch, wenn wir einen konkreten Grund zur Beanstandung entdecken – nämlich einen logischen oder erfahrungsbezogenen Widerspruch. Solange wir keinen solchen konkreten Fehler finden, können sie als richtig gelten. Das bedeutet lediglich, dass wir die Regeln der Adduktion [7]auf unsere unmittelbaren Interpretationen einzelner Wahrnehmungen anwenden müssen, genauso wie auf komplexe Theorien, die sich auf eine Vielzahl von Wahrnehmungen beziehen. Diese Regeln sind universell: Kein Urteil ist von der Notwendigkeit sorgfältiger Prüfung und Neubewertung ausgenommen.

4. Üblicher Weg vs. Mittlerer Weg

Nach Chengs Darstellung und einigen darin enthaltenen Zitaten Nagarjunas könnte man diesen so interpretieren, als

[7] Die Adduktion betrachtet alles begriffliche Wissen als hypothetisch, das wiederholt – im Wettbewerb mit allen denkbaren Alternativhypothesen – unter Bezugnahme auf die gesamte verfügbare Logik und Erfahrung geprüft werden muss.

habe er genau das gesagt, was ich hier dargelegt habe. Cheng schreibt beispielsweise [8]: „Nagarjuna wollte verneinen, dass empirische Phänomene … absolut real sind … Dies bedeutet jedoch nicht, dass nichts existiert. *Es hebt nichts in der Welt auf* “ (meine Hervorhebung). Ich interpretiere diese Nicht-Aufhebung als Anerkennung der Erscheinung als minimale Grundlage des Wissens. Nagarjuna hatte möglicherweise Schwierigkeiten, eine angemessene Terminologie zu entwickeln (um Existenz, Erscheinung und Realität zu unterscheiden, wie ich es oben tue), zweifellos beeinflusst von seiner Vorliebe für paradoxe Aussagen, die die buddhistische Mystik scheinbar zum Ausdruck brachten und bestätigten.

Wenn er das aber gemeint hat, dann ist es ihm nicht gelungen, einen „Mittelweg“ (eine Ablehnung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten) zu finden, sondern nur einen „gemeinsamen Weg“ (eine anerkannte gemeinsame Basis). Meiner Ansicht nach ist das keine geringe Leistung – die philosophische Entdeckung der Phänomenologie! Für ihn wäre das jedoch trivial, wenn nicht gar kontraproduktiv – denn er strebt danach, das gewöhnliche Bewusstsein und seine hemmenden Begründungen zu verneinen und dadurch in ein anderes, höheres Bewusstsein aufzusteigen, das transzendentale Wahrheit oder die letztendliche Wirklichkeit erfassen kann.

Es ist bemerkenswert, dass die Madhyamika-Schule, die jegliche Realität in Bezug auf jegliche Erscheinung ablehnte, von der späteren Mahayana-Philosophie-Schule Yogachara (7.–8. Jh. n. Chr.) nicht akzeptiert wurde · Cheng beschreibt deren Position folgendermaßen [9]: „Jedes Objekt, ob mental oder nicht-mental, kann logisch oder dialektisch als Illusion

8 S. 42.
9 S. 25.

bewiesen werden. Damit etwas aber eine Illusion sein kann, muss es einen bestimmten Gedanken geben, der einer Illusion unterliegt. *Die Illusion selbst beweist die Existenz und Realität eines bestimmten Bewusstseins oder Geistes* . Zu behaupten, alles Mentale und Nicht-Mentale sei unwirklich, ist intellektuell selbstmörderisch. Die Realität von etwas sollte zumindest anerkannt werden, um überhaupt über Illusion sprechen zu können.“ (Hervorhebung von mir). Dies ist der Tenor des phänomenologischen Arguments, das ich oben darlege. Meine Schlussfolgerung unterscheidet sich jedoch deutlich von der Yogacharas, die besagt, alles sei Bewusstsein oder Geist (eine Form des Idealismus). Vielmehr lässt sie die Möglichkeit offen, Erscheinungen anhand verschiedener Kriterien als Materie oder Geist zu beurteilen und zu klassifizieren.

Die Ablehnung des Dualismus durch die Madhyamika-Schule geht sogar so weit zu implizieren, dass „Leere“ nicht im Nirvana, dem Gegensatz zu Samsara (nach der früheren buddhistischen Auffassung), zu finden sei, sondern weder in Samsara noch im Nirvana. Tatsächlich finden sich ähnliche Aussagen im Pali-Kanon, also in den viel älteren Theravada-Schulen, sodass es sich nicht um ein spezifisch Mahayana-Konstrukt handelt. Der Unterschied liegt in der Betonung: Solche Aussagen, die in der früheren Periode relativ selten waren, sind in der späteren Periode die Norm und werden häufig wiederholt. Ein Beispiel findet sich im *Dhammapada* , einem Sutra aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. [10],

---

[10] London: Penguin, 1973. Dies ist angeblich das Entstehungsdatum, obwohl der Übersetzer Juan Mascaro in seiner Einleitung von einer „Zusammenstellung“ zu diesem Zeitpunkt spricht und damit eine frühere Entstehung nahelegt. In diesem Kommentar geht nicht eindeutig hervor, wann die Sutra erstmals niedergeschrieben wurde. Sollte dies deutlich später geschehen sein, etwa in der Phase der Herausbildung des

also vier- bis fünfhundert Jahre vor Nagarjuna. Hier wird Samsara mit einem Fluss oder seinem Ufer verglichen und Nirvana mit dem anderen Ufer; und wir werden aufgefordert, beides zu überwinden.

> *Wer den Strom des Samsara durchquert hat, erreicht das Nirvana… Er hat das andere Ufer erreicht, erlangt die höchste Schau und all seine Fesseln sind gesprengt. Für ihn gibt es weder dieses noch das andere Ufer, noch beides…*

Eine solche Formel ist legitim, wenn sie als Warnung verstanden wird, dass *das Streben nach* Nirvana (Erleuchtung und Befreiung) ein Hindernis für dessen Erreichung darstellt, nämlich eine subtile Form von Samsara (Unwissenheit und Anhaftung). Es ist kein Widerspruch, zu sagen, dass *der Gedanke an* Nirvana als Handlungsziel uns in Samsara hält – dies ist eine einfache Kausalaussage. Die Formel ist auch logisch nachvollziehbar, wenn sie als Erinnerung daran verstanden wird, dass kein Wort und kein Begriff – nicht einmal „Samsara“ oder „Nirvana“ – die volle Bedeutung erfassen oder vermitteln kann (d. h. „nicht“ sollte hier präziser als „nicht ganz“ formuliert werden). Es ist auch kein Widerspruch, zu sagen, dass jemand, der Nirvana erreicht hat, die Welt derer, die in Samsara gefangen sind, nicht verlassen muss, sondern weiterhin in ihr existieren und handeln kann, jedoch auf eine besondere, von Anhaftung freie Weise.

Es wäre jedoch ein Widerspruch in sich, von „Leere“ als „weder Samsara noch Nirvana“ zu sprechen, da Nirvana als Konzept ursprünglich als Nicht-Samsara definiert ist; die

---

Mahayana-Gedankenguts, also zwischen 100 v. Chr. und 100 n. Chr., so könnte diese Zeit die Mönche, die die Niederschrift vornahmen, beeinflusst haben. Siehe Kap. 26 (383–385) für das entsprechende Zitat.

Wahrheit kann keine dritte Alternative sein. Allenfalls könnte man sagen, dass Leere eine höhere Stufe des Nirvana (im erweiterten Sinne) darstellt, die weder mit der niedrigeren Stufe, die der ursprüngliche Begriff Nirvana impliziert, noch natürlich mit Samsara verwechselt werden darf. In diesem Fall umfasst Nirvana (im allgemeinen Sinne des Begriffs, wörtlich Nicht-Samsara) sowohl eine höhere als auch eine niedrigere Spezies; und die Aussage „weder Samsara noch niedrigeres Nirvana“ ist dann mit der Aussage „höheres Nirvana“ vereinbar. Es besteht ein großer Unterschied zwischen einer kraftvollen, poetischen, dramatischen Sprache und ihrer wörtlichen Interpretation.

7. KAPITEL SIEBEN

Entnommen aus *der Phänomenologie* (2003),
Kapitel 1 (Abschnitte 1 & 2).

1. Phänomenologie

Phänomenologie lässt sich als die Lehre von den Erscheinungen an sich definieren. Unter einer „Erscheinung" versteht man alles Existierende, das auf das Bewusstsein einwirkt, alles Erkannte, unabhängig davon, ob es als „real" oder „illusorisch" eingestuft wird. Die Bewertung einer bestimmten Erscheinung (eines Existierenden im Bereich des Bewusstseins) als Illusion (*nur im* Bewusstsein existierend) oder Realität (*nicht nur im* Bewusstsein existierend, sondern auch davor, danach, außerhalb oder jenseits seines Bereichs) ist ein komplexer Prozess, der induktive und deduktive logische Prinzipien und Vorgehensweisen umfasst. Meinung muss sich den Status strengen Wissens erst verdienen. Zunächst muss die Erscheinung neutral, ihrem Wesen nach, als gemeinsame Grundlage von Realität und Illusion (d. h. als Teil einer Triade) betrachtet werden.
Der Schein *trügt* . *Auf dieser Ebene* sind die Verben „scheinen" und „sein" gleichbedeutend. Erst auf der nächsten Ebene, wo es um die Bewertung des Status geht, müssen sie unterschieden werden .
Da Erscheinen das Erkennen bedeutet, kann die Phänomenologie sowohl als Teilgebiet der Ontologie (der Lehre vom Sein an sich, genauer gesagt vom wirklichen Sein) als auch der Erkenntnistheorie (der Lehre vom Wissen

an sich, genauer gesagt vom wahren Wissen) betrachtet werden. Die Phänomenologie unterscheidet sich von der Ontologie dadurch, dass sie weniger Annahmen über die Natur oder den Status des untersuchten Objekts trifft und ist daher ein für die Erkenntnistheorie unerlässliches Forschungsgebiet. Die grundlegende Einsicht oder Prämisse der Phänomenologie ist, dass Wissen aus neutralem Erscheinen entsteht. Die intuitive Auffassung von Wissen scheint zu sein, dass Wissen aus Daten entsteht, die *zunächst* als „sinnlich" betrachtet werden, doch wie wir sehen werden, birgt diese Auffassung logische Schwierigkeiten. Der phänomenologische Ansatz ist ein Versuch, diese Schwierigkeiten zu überwinden und eine kohärentere Entwicklungsordnung vorzuschlagen.

„Zukunftslogik" gezeigt habe , ist kein scheinbares Wissen, nicht einmal eine Wahrnehmung, jemals unmittelbar und endgültig für sich genommen „wahr". Ein Wissen mag zunächst wahr *erscheinen* oder einen wahren Kern enthalten; doch erst im Verhältnis zu allen anderen Wissen, die ebenfalls wahr erscheinen, *lässt sich beurteilen, ob es tatsächlich* oder vollständig wahr ist. Selbst die verschiedenen Kriterien und Prüfungen, die solchen endgültigen Urteilen zugrunde liegen, sind zunächst nur scheinbar wahr. Die Phänomenologie basiert auf derselben grundlegenden Erkenntnis.

In diesem Band verstehen wir den Begriff „Erscheinung" sehr weit gefasst und er umfasst: (a) Wahrnehmungsobjekte, d. h. konkrete Dinge oder Phänomene im physischen oder mentalen Bereich; (b) Objekte der Intuition, d. h. das subjektive Selbst, Erkenntnisse, Willensakte und Werturteile; und/oder (c) Objekte der Begriffsbildung, d. h. einfache oder komplexe Abstraktionen vorhergehender Erscheinungen. Abstraktion beruht auf der Erfassung von Ähnlichkeiten und

Unterschieden zwischen Erscheinungen (einschließlich empfangener oder projizierter Erscheinungen und projizierter Negationen von Erscheinungen). Abstraktionen sind zunächst einfache Zusammenfassungen von Informationen und später komplexere hypothetische Entitäten. Kohärenz im Wissen (wahrnehmungsmäßig, intuitiv und begrifflich) wird durch die Erfassung von Kompatibilität oder Inkompatibilität aufrechterhalten.

Was die Terminologie betrifft, sei darauf hingewiesen, dass wir in der Philosophie, und insbesondere in dieser philosophischen Abhandlung, Begriffe etwas anders und präziser verwenden als im allgemeinen Sprachgebrauch. Anders als der Begriff „Phänomenologie“ vermuten lässt, ist sie nicht nur als Untersuchung von Phänomenen, sondern aller Erscheinungen zu verstehen, einschließlich intuitiv erfasster Einzelheiten und abstrakter Daten [11]. Der Begriff „Erscheinung“ wird oft mit „Illusion“ verwechselt, umfasst hier aber auch die Realität. Er ist in etwa gleichbedeutend mit dem Begriff „Objekt“ (Bewusstseinsinhalt) oder „Ding“ in der Logik (alles Existierende oder Gedachte). Es ist wichtig zu beachten, dass „Erfahrungen“ hier nicht nur die Phänomene der physischen Wahrnehmung, sondern auch mentale Wahrnehmungen und sogar intuitiv erfasste Daten einschließt. Im allgemeinen Sprachgebrauch kann der Begriff restriktiver sein (beschränkt auf

---

[11] Es ist sinnlos, einen neuen Begriff zu prägen, auch wenn der Begriff „Phänomen“ im vorliegenden Band in seiner ursprünglichen Bedeutung als konkretes materielles oder mentales Einzelding verwendet wird, im Gegensatz zu intuitiv erfassten Objekten oder Abstrakten. Man beachte jedoch, dass der Begriff in der Praxis oft freier verwendet wird und sich auf komplexe Erscheinungen wie „ein soziales Phänomen“ bezieht – welche nicht nur Konkretes, sondern auch intuitive Erfahrungen und sogar Abstraktes umfassen.

Sinneswahrnehmungen) oder sogar mit „Erscheinungen“ gleichbedeutend (z. B. umfasst „meine Lebenserfahrungen“ auch meine abstrakten Gedanken). Und so weiter – alle Begriffe werden im Laufe der Abhandlung erläutert. *Siehe **Abbildungen** am Ende des Buches.*

Die Phänomenologie ist eine Wissenschaft, die primär auf der aufmerksamen, detaillierten Beobachtung der eigenen Erfahrung und des eigenen diskursiven Verhaltens beruht und erst sekundär auf der sorgfältigen logischen Analyse und Ordnung dieser Beobachtungen. Daher ist die *Meditationspraxis* eine Voraussetzung für die Entwicklung dieser philosophischen Disziplin, und unser Erfolg in der Meditation hängt von unseren Fähigkeiten in der Meditation ab. Obwohl philosophisches Bewusstsein und Denken letztlich Hindernisse für die Meditation darstellen (die über intellektuellen Bestrebungen steht), können sie in der Zwischenzeit dennoch wichtige Lehren aus der Meditation ziehen. Phänomene als „Phänomene“ zu bezeichnen, zwischen ihnen zu unterscheiden oder sie von intuitiven Erfahrungen oder Abstraktionen abzugrenzen – solche Handlungen sind nicht meditativ; sie können aber durchaus im Verlauf der Meditation auftreten und erinnert werden.

2. Wissen basiert auf dem Erscheinungsbild.

Unser Hauptaugenmerk sollte allein auf dem liegen, was uns in jedem Augenblick bewusst ist. Nichts anderes als diese erste Gegebenheit kann uns spontan zugestanden werden. ***Die Erscheinung ist unmittelbar gegeben – weil es nichts anderes zu besprechen oder zu beziehen gibt, weil der Diskurs ausschließlich in Reaktion darauf und in Bezug darauf entsteht.*** Danach können wir Stufe für Stufe aufzeigen, wie sich Wissen im Allgemeinen, einschließlich

unseres vermeintlichen Wissens über diese Stufen, entwickelt.

Die Kernthese der Phänomenologie lautet demnach, dass *Wissen auf Erscheinungen beruht* . Dies steht im deutlichen Gegensatz zu anderen erkenntnistheoretischen Ansätzen, die Wissen auf „äußerer Realität", „subjektiver Wahrheit" oder ähnlichen voreiligen Thesen gründen. Darüber hinaus hält die Phänomenologie es für wesentlich, *die Abfolge zu klären, in der Wissen aus Erscheinungen entsteht und sich entwickelt* . Ein Begriff oder eine Annahme kann, wenn sie intelligent in den Gesamtkontext eingeordnet wird, durchaus angebracht sein, aber irreführend wirken, wenn sie falsch platziert wird.

- Betrachten wir beispielsweise **den naiven Realismus** (auch Materialismus oder Objektivismus genannt) [12]. Diese Philosophie geht davon aus, dass wir einen Körper mit Sinnesorganen besitzen, die bei Kontakt mit äußeren Objekten Empfindungen auslösen. Diese Empfindungen wiederum erzeugen primäre Ideen (Bilder) im Geist, die wir erleben und aus denen wir komplexere Ideen (abstrakte Konzepte) entwickeln. Auf den ersten Blick mag diese These einleuchtend und allgemeingültig erscheinen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sie zu gravierenden logischen Problemen führt. Wenn, wie nahegelegt, Ideen die äußere Realität „repräsentieren", woher wissen wir dann, dass sie ihr

[12] Historisch gesehen verdanken wir diese Philosophie, zumindest in ihrer modernen westlichen Ausprägung, John Locke (Englisch, 1632–1704). Die damit verbundenen Schwierigkeiten wurden bereits von seinem Vorgänger René Descartes (Franzose, 1596–1650) und später von Denkern wie David Hume (Schotte, 1711–1776) und Immanuel Kant (Deutscher, 1724–1804) implizit erkannt. Dennoch ist der naive Realismus für viele Menschen, darunter Philosophen und Wissenschaftler, nach wie vor eine grundlegende Überzeugung und Quelle erheblicher Verwirrung.

tatsächlich „entsprechen“? Wenn, wie diese Theorie impliziert, alles, was wir wissen, Ideen sind (Sinneswahrnehmungen und deren Kombinationen), *wie können wir überhaupt wissen, dass es eine äußere Realität gibt, geschweige denn einen Körper mit Sinnesorganen, in dem unser Geist beheimatet ist?* Überraschenderweise ist dieser Erkenntnisansatz daher in sich widersprüchlich.

- Als Reaktion auf dieses Rätsel haben sich einige Philosophen für das gegenteilige Extrem entschieden: den **Mentalismus** (oder Idealismus oder Subjektivismus) [13]. Sie haben zwar den Kern des naiven Realismus übernommen, dass unsere Wahrnehmung und unser Wissen auf mentalen Substanzen, sogenannten Ideen, beruhen, aber dessen These verworfen, dass diese Ideen aus physischen Empfindungen als Reaktion auf Reize von außen entstehen. Das Problem dieser These ist, dass sie ein entlehntes Konzept beinhaltet, da es schwierig ist, Mentalität zu definieren, nachdem man die Materialität verworfen hat. Darüber hinaus *erklärt sie* die Fülle der vorhandenen Daten nicht wirklich – sie erklärt sie lediglich als illusorischen Zufall. Sie *klärt* nicht auf, warum es ein riesiges, 15 Milliarden Jahre altes Universum aus Materie zu geben scheint, bestehend aus unzähligen Galaxien, Sternen, Atomen, Quarks und – auf einem kleinen Planeten namens Erde – scheinbaren Menschen mit scheinbaren Körpern und scheinbaren Sinnesorganen. Der Mentalismus ignoriert all dies oder verwirft es als reine Fantasie; er macht es nicht verständlich. Es ist daher unvollständig.

---

13 Zum Beispiel die Yogachara-Schule der buddhistischen Philosophie.

Nachdem wir das der erstgenannten Theorie innewohnende Problem erkannt haben, könnten wir versucht sein, uns für die letztgenannte zu entscheiden, so unvollkommen sie auch sein mag, gäbe es nicht die Möglichkeit eines anderen Ansatzes, nämlich des **phänomenologischen** , der weder den Mangel innerer Widersprüche noch den der Unvollständigkeit aufweist. Die Phänomenologie vereint das Beste beider Theorien und beseitigt gleichzeitig deren fehlerhafte Elemente.

- Die Phänomenologie beginnt wie der Mentalismus mit dem *gegebenen Inhalt des Bewusstseins* , identifiziert diesen Inhalt jedoch neutral als „Erscheinung“, anstatt das Vorurteil zu übernehmen, er sei etwas Mentales (Idee). Denn man muss erkennen, dass der Begriff des Geistes im Gegensatz zu dem der Materie entstanden ist; er hat für sich keine Bedeutung und wäre ohne den Begriff der Materie nicht entstanden. Die Phänomenologie postuliert daher einen Begriff der Erscheinung, wodurch die Frage nach Geist oder Materie zunächst offen bleibt – eine Frage, die in einem größeren Kontext beantwortet werden muss.
- Die Phänomenologie endet wie der naive Realismus mit dem Glauben an Materie und Geist, gelangt aber nicht auf demselben Weg zu dieser These. Der Fehler des naiven Realismus liegt nicht primär in seiner Vorstellung eines physischen Körpers mit Empfindungen, die Ideen erzeugen, sondern darin, dass er diese Vorstellung als *gegeben annimmt* und sie faktisch als bloße Beobachtung behandelt. Die Phänomenologie vermeidet diesen Fehler, indem sie die betreffende Vorstellung als *hypothetisches Modell versteht* , durch das es uns gelingt, Erscheinungen zu

einem geordneten und konsistenten Ganzen, dem Wissen, zu *organisieren* .

Unsere Prämisse ist, dass der Ausgangspunkt der Erkenntnistheorie niemals ein unbeschriebenes Blatt im sozialen Vakuum ist, sondern das Glaubenssystem gewöhnlicher Menschen in einem gegebenen historischen, geografischen und kulturellen Kontext. Erkenntnistheoretiker sind *selbst* solche gewöhnlichen Menschen in einem bestimmten gesellschaftlichen Umfeld mit ihren jeweiligen Sichtweisen, aber idealerweise herausragenden intellektuellen Fähigkeiten. Jede Theorie, die solche Forscher aufstellen, muss letztlich die Entstehung dieser gewöhnlichen Denksysteme überzeugend erklären. Ob diese Denksysteme somit vollständig gerechtfertigt sind oder sich als teilweise abweichend erweisen, sie können weder ignoriert noch gänzlich verworfen werden, ohne dass dies logisch absurd wäre.

An dieser Stelle sei kurz der kulturelle Kontext erwähnt. Jemand wie ich, im 20. Jahrhundert geboren und im Westen ausgebildet, hält die realistische Sichtweise normalerweise für selbstverständlich und geht davon aus, dass alle anderen das auch tun. Menschen mit einer gegenteiligen Perspektive wirken zunächst unnatürlich (philosophische Spitzfindigkeiten oder seltsame Mystiker), wenn nicht gar nicht existent. Man sollte jedoch bedenken, dass es in anderen Regionen der Welt und zu anderen Zeiten Menschen gab, die aufrichtig ganz andere Weltanschauungen vertraten (man denke beispielsweise an Animismus oder Schamanismus). Man sollte aufgeschlossen bleiben.

8. KAPITEL ACHT

Entnommen aus *der Phänomenologie* (2003),
Kapitel 2 (Abschnitte 2 und 3).

1. Erscheinungsbild und andere große Konzepte

Mit „ **Erscheinung** “ ist zunächst alles und jedes gemeint – genauer gesagt aber alles, was einem in den Sinn kommt, auf welche Weise auch immer. Dies ist keine Definition, sondern ein Hinweis. Der Begriff „Erscheinung“ ist zu fundamental, um ihn ohne Zirkelschluss zu definieren; wir können nur auf seine Beispiele hinweisen. Tatsächlich ist alles, worauf wir in irgendeiner Weise zeigen können (physisch mit dem Finger, mental durch das Ziehen einer Grenze, verbal durch eine Definition oder intentional durch die Fokussierung), eine Erscheinung. Somit bezieht sich „Erscheinung“ auf jedes Objekt des Bewusstseins (wobei „Bewusstsein“ selbst natürlich zu fundamental ist, um definiert zu werden – siehe weiter unten).
Der Begriff des Erscheinens unterscheidet sich vom Begriff der **Existenz** , da wir annehmen, dass *Dinge existieren, bevor oder nachdem wir uns ihrer bewusst werden* , und daraus folgern, dass *Dinge existieren, deren wir uns nie bewusst sind* . Diese Annahme, dass es Dinge (Existenzielles) gibt, deren wir uns nicht bewusst sind, dient unter anderem dazu, das Erscheinen von *Dingen zu erklären oder zu integrieren* (was die Kontinuität der Existenz in der Zwischenzeit signalisiert und dem Gedächtnis Zuverlässigkeit verleiht). Sie drückt auch unseren Glauben an die Existenz *anderer*

Selbst neben dem eigenen Selbst aus (im Gegensatz zum Solipsismus), von denen jedes sich einiger Dinge bewusst ist (und darüber berichtet), deren man sich nicht bewusst ist, oder sich einiger Dinge nicht bewusst ist, deren man sich bewusst ist.

Obwohl die beiden Konzepte anfänglich übereinstimmen mögen, betrachten wir *Erscheinung irgendwann als eine Unterkategorie der Existenz* . Dies impliziert, dass zwar alle Erscheinungen existieren, manche Existenzen aber *nicht* erscheinen. Nicht-erscheinende Existenzen sind, wohlgemerkt, hypothetisch; d. h. „Nicht-Erscheinen“ ist ein Wort, dessen Inhalt per Definition unbekannt, aber nicht prinzipiell unerkennbar ist. Nicht-Existenz existiert natürlich nicht; das bedeutet, dass das Wort „Nicht-Existenz“ keinen ideellen Gehalt hat, sondern lediglich ein *verbales* Konstrukt der Negation ist (ein Konstrukt, das wir als eine Art Abfallbehälter für inkohärente hypothetische Konzepte oder Aussagen verwenden).

Erwähnenswert ist hier nebenbei auch der Hilfsbegriff der *Aktualität* oder „gegenwärtigen Existenz“, der im spezifischen Kontext der natürlichen Modalität auftaucht, um zwischen Potenzialität *mit* gegenwärtiger Existenz und solcher *ohne* gegenwärtige Existenz zu unterscheiden.

Der Begriff der Erscheinung deckt sich zunächst mit dem der **Realität** . Wenn wir jedoch zu dem Schluss kommen, dass *manche Dinge illusionär sind* , d. h. dass das Bewusstsein gelegentlich *irrt , um bestimmte unlogische Erscheinungen (wie Widersprüche zwischen Erfahrungen oder zwischen unseren Überzeugungen/Vorhersagen und Erfahrungen) zu erklären* , postulieren wir, dass *die Realität lediglich eine Unterkategorie der Erscheinung und somit der Existenz ist* .

Die komplementäre Unterkategorie der Erscheinung, die Unwirklichkeit oder **Illusion** , besitzt ebenfalls den Status

der Existenz. Es gibt auch Erscheinungen, die wir zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht als Realität oder Illusion einordnen können; diese sind vorübergehend *problematisch* .
Man kann nicht behaupten, *alle* Erscheinung sei Illusion, ohne sich selbst zu widersprechen, da eine solche Behauptung selbst eine Erscheinung ist, die als Realität angenommen wird; es ist daher logisch selbstverständlich, dass *manche Erscheinungen Realitäten sind* . Die *deduktive* Beziehung zwischen diesen Begriffen ist also folgende: Erscheinung ist die gemeinsame Grundlage von Realität und Illusion, d. h. *von beiden impliziert, aber keine von beiden implizierend* . Realität und Illusion sind einander widersprechende Begriffe – beide können nicht wahr/anwendbar sein, aber einer von ihnen muss es letztlich sein. Somit kann jedes Objekt der Wahrnehmung ohne Weiteres als Erscheinung bezeichnet werden, ohne die Frage, ob es real oder illusionär ist, vorwegzunehmen. Erscheinung und Realität sind jedoch auch *induktiv* wie folgt verbunden: *Jede Erscheinung kann als Realität angenommen werden, es sei denn (oder falls überhaupt), sie wird (aus den genannten logischen Gründen) als Illusion erkannt* . So wie die Begriffe Erscheinung und Realität anfänglich (auf einer unkritischen, naiven Ebene) gleich sind, so bleiben sie in jedem Fall gleich, außer wenn eine Illusion nachgewiesen (oder zumindest Zweifel daran gesät) wird.
Es ist wichtig zu beachten, dass die oben genannten Unterscheidungen zwischen Existenz, Erscheinung und Wirklichkeit weder in der Entwicklung des individuellen Wissens noch in der Geschichte des menschlichen Denkens unmittelbar ersichtlich sind. Sie sind keine *a priori* gegebenen Tatsachen, keine selbstverständlichen deduktiven Gewissheiten oder axiomatische absolute Wahrheiten, sondern Schlussfolgerungen rationaler (begrifflicher und

logischer) Prozesse. Das heißt, sie drücken eine Reihe von Hypothesen aus, die sich im Laufe der Zeit *induktiv als* geeignet erwiesen haben, eine Vielzahl von Erscheinungen zufriedenstellend zu integrieren und zu erklären, d. h. sich in ein umfassendes und überzeugendes Weltbild einzufügen. Daher kann die Erwähnung dieser Unterscheidungen *von Anfang an* , wie wir es hier tun, irreführend sein – sie sind in diesem Stadium lediglich vage Vorstellungen und Annahmen, die langfristig weiter definiert und durch das Fehlen gleichwertiger Hypothesen, anderer begrifflicher Konstrukte, die sich sowohl intern (als theoretische Postulate) als auch extern (im Hinblick auf die kumulative Erscheinung und insbesondere die Erfahrung) als kohärent und konsistent erweisen, bestätigt werden. Dass es sich um Hypothesen handelt, macht sie nicht per se ungültig, denn die Behauptung, dass alle Hypothesenbildung ungültig sei, ist selbst gleichermaßen hypothetisch und somit selbstwidersprüchlich.

Wir werden im Folgenden erneut darauf eingehen, was wir unter „ **Bewusstsein** “, „Wahrnehmung“ oder „Erkenntnis“ verstehen. Dies lässt sich als *die Beziehung* zwischen Subjekt und Objekt definieren, unabhängig davon, welche Aktivitäten oder Zustände beide innerhalb dieser Beziehung durchlaufen [14]. Die grundlegende Gegebenheit sind Erscheinungen – doch wir haben keinen Grund anzunehmen, dass alle Erscheinungen einander erscheinen, d. h., wir scheinen unter den Seienden ein Privileg zu besitzen, uns anderer Seiender bewusst zu sein. Wir nehmen daher an, dass

[14] Während „Bewusstsein“ die Beziehung bezeichnet, wird „Kognition“ eher als „Akt“ und „Wahrnehmung“ als Zustand verstanden – für unsere Zwecke betrachten wir sie jedoch als gleichwertige Begriffe. Entscheidend ist, dass das Wesen relational ist, unabhängig von Aktivitäten oder Zuständen, die damit oft einhergehen.

das Phänomen des „Erscheinens“ sich von bloßer „Existenz“ unterscheidet und *nur* relativ zu einem bewussten Subjekt auftritt.
Das „ **Subjekt** “ dieser Beziehung wird mit dem intuitiv erfassten Selbst identifiziert (ich in meinem Fall – du in deinem), doch diese Intuition hat zunächst nur den Status einer Erscheinung; sie ist anfangs eher eine vage und unsichere Vorstellung als ein vollständig entwickeltes und begründetes Konzept. Der andere Pol in der vermeintlichen Beziehung des Bewusstseins, das „ **Objekt** “, bezieht sich auf die beteiligten Erscheinungen (die hier einen anderen Namen erhalten, um zu betonen, dass sie innerhalb der genannten Beziehung spezifisch berücksichtigt werden).
Die Annahme einer solchen Beziehung sagt uns zugegebenermaßen nicht viel darüber aus – wir haben lediglich einen Begriff dafür, der etwas bezeichnet, das angeblich zu primär ist, um definiert werden zu können. Doch wir stellen die Trilogie Subjekt-Bewusstsein-Objekt auf, um zu verstehen und zu erklären, wie und warum sich Erscheinung und Existenz unterscheiden. Die Bedeutung und Gültigkeit dieser Hypothese, einschließlich der neuen Konzepte von Subjekt und Bewusstsein, erschließen sich nicht unmittelbar, sondern erschließen sich erst durch die Summe aus Erfahrung und Schlussfolgerungen, einschließlich der Berücksichtigung widersprüchlicher Hypothesen. Erst wenn sich letztere als weniger kohärent und konsistent erweisen als erstere, schließen wir induktiv, dass unsere Hypothese überzeugend und verlässlich ist.
Ich möchte vorab betonen, dass die Annahme ***, Erscheinung bezeichne Existenz im Bewusstsein,*** nicht bedeutet, dass die Existenz von Erscheinungen *durch* Bewusstsein verursacht wird, sondern lediglich dazu dient, vermeintlich nicht-scheinbare Existenzformen von Erscheinungen zu

unterscheiden . Das Bewusstsein wird als an sich neutral postuliert, da es weder Subjekt noch Objekt beeinflusst. Existenzformen bleiben im Wesentlichen unverändert, wenn sie in das Feld des Bewusstseins gelangen und werden genauer als „Erscheinungen“ bezeichnet. Die Annahme, der Inhalt des Bewusstseins sei „subjektiv“ (im abwertenden Sinne des Wortes) und impliziere eine Abhängigkeit (Schöpfung oder Modifikation) des Objekts durch das Subjekt, ist eine ganz andere Hypothese; eine, die in der Tat schwer zu halten ist, da sie sich selbst infrage stellt, wenn wir sie anwenden. Wäre eine solche subjektivistische Hypothese wahr, wäre sie überflüssig, da „Erscheinung“ und „Existenz“ deckungsgleich wären. Unsere Bewusstseinshypothese ist daher ihrem Wesen nach eher „objektivistisch“. Offensichtlich stecken hinter solchen Konzepten und Postulaten viele Überlegungen; es handelt sich nicht um willkürliche Behauptungen (wie manche Philosophen behaupten). Solche Reflexionen und Klärungen müssen auch nicht bewusst angestellt werden, bevor man sich überhaupt mit dem Unterfangen der Erkenntnis befasst; sie entwickeln sich allmählich als Antwort auf konkrete Zweifel und Fragen.

2. Materiell, mental, intuitiv, abstrakt

Nun, allen Anschein nach sind die als „ **konkret** “ bezeichneten Dinge am deutlichsten und am offensichtlichsten in unserem Bewusstsein präsent. Sie werden auch als „Phänomene“ bezeichnet, um zu betonen, dass wir ihre scheinbare Realität nicht sofort als gegeben hinnehmen sollten, da wir im Laufe der Zeit erkannt haben, dass einige nach eingehender Betrachtung am besten als Illusionen einzustufen sind. Konkrete Objekte scheinen –

abgesehen von der eben erwähnten Frage nach Realität oder Illusion – direkter oder unmittelbarer erkennbar zu sein als andere, daher ordnen wir ihnen eine besondere Art von Bewusstsein oder Erkenntnis zu, die wir Wahrnehmung nennen, und bezeichnen sie als „Wahrnehmungen".
Unter den konkreten Dingen sind manche auffälliger und beständiger als andere und scheinen relativ fern und unabhängig von uns zu sein – diese bezeichnen wir als „ **materiell** " oder „physisch". Die übrigen nennen wir „ **mental** " oder „imaginär" und unterscheiden sie durch ihre relative Kargheit, Vergänglichkeit, Nähe und Abhängigkeit von uns. Der größte Teil unserer gemeinsamen „Welt" (unsere kumulative Erscheinung) besteht aus materiellen Phänomenen, und alle oder die meisten mentalen Phänomene scheinen abgeleitete Nachbildungen dieser oder von Teilen davon zu sein. Unter den materiellen Phänomenen werden einige als „in unserem eigenen Körper" oder „physiologisch" und andere als „außerhalb unseres Körpers" betrachtet, wobei unser „Körper" durch seine relative Nähe (zum Beobachter) und die in ihm stattfindenden besonderen Ereignisse (Empfindungen und Gefühle) gekennzeichnet ist. Einige körperliche Phänomene (wie Gefühle und „Handlungen") scheinen mentalen Ursprungs zu sein und werden daher als „psychosomatisch" bezeichnet. Umgekehrt werden viele mentale Phänomene als körperlich bedingt angesehen.
Neben mentalen Phänomenen sollten wir die nicht-konkreten Erscheinungen unterscheiden, die wir als „ **intuitive** " Erscheinungen bezeichnen können. Dabei handelt es sich um unsere Eindrücke der Selbsterkenntnis (des Selbst, der Kognitionen, Wertungen, Willensakte). Diese unterscheiden sich von Vorstellungen dadurch, dass sie an sich keine konkreten Ausdrucksformen haben, aber dennoch mit

mentalen Phänomenen den Eindruck von Vertrautheit und der Fähigkeit, in gewissem Maße in unserer Macht zu stehen, teilen. Ihnen wird eine spezifische Art von Bewusstsein zugeordnet, die Intuition (daher die hier verwendete Bezeichnung) oder Apperzeption genannt wird.
Konkrete (mentale oder materielle) und intuitiv erfasste Objekte haben gemeinsam, dass sie *unmittelbare Evidenz* darstellen, die wir als „ **empirisch** “ oder „erfahrungsbezogen“ bezeichnen. Erfahrungen sind in einer Weise „gegeben“, wie es andere Erscheinungen (nämlich abstrakte) nicht leisten können. Rein für sich betrachtet, ohne Interpretation oder Schlussfolgerung, sind sie unanfechtbar und bedürfen keines Beweises.
Abstrakte Erscheinungen lassen sich als letzte Kategorie einordnen, da sie auf verschiedene Weise aus den vorhergehenden, erfahrungsbezogenen Erscheinungsformen *abgeleitet zu sein scheinen. Diese Mittel werden zusammenfassend als „rational“ bezeichnet (was impliziert, dass sie aus der Vernunft hervorgehen). Der Begriff* „ abstrakt“ bezieht sich auf den primären Akt der Vernunft, nämlich die Abstraktion (die auf der Feststellung von Ähnlichkeit oder Unterschied, d. h. auf dem Vergleich und der Gegenüberstellung zweier oder mehrerer Erscheinungen, beruht).
Abstrakte Erscheinungen haben mit intuitiven gemeinsam, dass sie sich nicht konkret manifestieren; wir können nichts direkt vorweisen, sie sind phänomenal leer. Abstrakte Erscheinungen unterscheiden sich jedoch von intuitiven dadurch, dass ihre Erkenntnis einen Prozess (Vergleich und Gegenüberstellung) erfordert, während intuitive Erscheinungen unmittelbar (in der Selbsterfahrung) erfahrbar sind. Darüber hinaus sind abstrakte Objekte „Universalien“ und im Wesentlichen „außerhalb von uns“, wohingegen

intuitive Objekte „Partikularien“ sind und sehr wohl „Teil von uns“.
Das Bewusstsein abstrakter Dinge wird als Konzeption bezeichnet, daher werden sie auch „Begriffe“ genannt. Doch die Prozesse, die zu Begriffen führen (unser Diskurs), sind alles andere als einfach und scheinen vielen Regeln zu unterliegen; diese werden als „Logik“ bezeichnet. Abstrakte Dinge erfordern einen Beweis und letztlich eine empirische Begründung. Die einzige Ausnahme bilden selbstverständliche Aussagen, die logisch nicht verneint werden können, ohne einen Selbstwiderspruch zu begehen. Aber selbst in diesen Fällen sind die betreffenden Begriffe nie gänzlich „a priori“, sondern setzen vorausgehende Erfahrung voraus, um überhaupt entstehen zu können.
Ich fasse es hier zusammen: Wahrnehmung ist Wissen über Konkretes, also materielle oder mentale Phänomene; Intuition ist Selbsterkenntnis; Wahrnehmung und Intuition sind Erfahrungen; Begriffsbildung ist Wissen über Abstraktes, das mithilfe der Logik aus phänomenalen oder intuitiven Daten abgeleitet wird. „Wissen“ bedeutet zunächst natürlich einfach Bewusstsein oder Kognition – der Begriff wird später im Hinblick auf die kumulative Erscheinung präziser definiert. „Gedanke“ und „Idee“ sind übrigens Sammelbegriffe, die eine Mischung aus Begriffsbildung (Konzeptbildung, Konzeptualisierung), Vorstellungskraft (Visualisierung, Verbalisierung, Hypothesenbildung) und logischem Diskurs (induktiv und deduktiv) umfassen können, die alle natürlich eine Erfahrung (sensorische oder intuitive) implizieren.
Wie ich bereits angedeutet habe, bin ich nicht überzeugt, dass qualitative Unterschiede allein ausreichen, um materielle von mentalen Phänomenen zu unterscheiden. Wir neigen dazu, letztere als weniger klar oder anschaulich als

erstere zu betrachten, doch das trifft nicht immer zu. Träume sind mitunter äußerst lebhaft und farbenprächtig, und die physische Welt erscheint uns manchmal verschwommen und unklar. Daher gehe ich davon aus, dass die Phänomenologie davon ausgehen muss, dass Introspektion in gewissem Maße an dieser grundlegenden Unterscheidung beteiligt ist. Wir sind uns vermutlich der Richtung des Inputs konkreter Daten bewusst. Materielle Daten werden als vom Körper kommend oder durch ihn hindurch „empfunden", während mentale Daten als von einer näheren Quelle (dem Geist) kommend „empfunden" werden. Angenommen, solche „Gefühle" der Quellenrichtung sind selbst keine phänomenalen Merkmale (andernfalls würden wir einen Zirkelschluss begehen), müssen wir sie genauer als *Intuitionen interpretieren* . Konsequenterweise müssen wir sagen, dass wir nicht intuitiv erfassen, woher die Daten kommen, sondern vielmehr intuitiv erfassen, in welche Richtung *wir sie aufnehmen. Wir richten* unsere Aufmerksamkeit darauf, Zugang zu den Daten zu erhalten.

Es sei darauf hingewiesen, dass wir oben drei **Substanzen** oder Bestandteile des Daseins unterschieden haben: Materie, Geist und Seele. Diese Unterscheidung beruht zum Teil darauf, dass manche Erfahrungen (die intuitiv erfassten) keine phänomenalen Eigenschaften aufweisen; zum Teil (hinsichtlich der Unterscheidung zwischen materiellen und mentalen Phänomenen) auf den Unterschieden in den phänomenalen Eigenschaften und Orten in Verbindung mit angenommenen intuitiv erfassten Unterschieden. Alle drei Substanzen können Begriffe hervorbringen. Wir können auch Seelen, also spirituelle Wesenheiten, die nicht unsere eigene sind, aufgrund ihrer scheinbaren phänomenalen Wirkungen und mithilfe von Begriffen annehmen.

So wie die phänomenalen Modalitäten und Qualitäten sowie deren Verhaltensweisen als bloße Varianten von Materie und Geist betrachtet werden, so bedürfen auch die Erkenntnisse, Willensakte und Affekte der Seele keiner weiteren Substanz, sondern können als Ereignisse oder Eigenschaften derselben Substanz angesehen werden. Abstraktionen, die sich auf materielle, imaginäre oder spirituelle Gegebenheiten beziehen, benötigen ebenfalls keine weitere Substanz, sondern können als bloße Ausdrücke dieser drei Substanzen betrachtet werden. Es ist erkenntnistheoretisch nicht unvernünftig, wesentliche Unterschiede zwischen den genannten drei Objektklassen anzunehmen. Es bleibt möglich, dass die drei Substanzen letztlich verschiedene Ausprägungen oder Grade ein und desselben Stoffes sind.
Der Substanzbegriff wird im Verhältnis zu statischen Attributen und dynamischen Bewegungen eingeführt und impliziert ein angenommenes Substrat für diese. Er erlaubt es uns, die Kontinuität eines Individuums **inmitten** von Bewegung oder Veränderung zu vermuten. Die verschiedenen Attribute und Bewegungen werden somit nicht als bloße Zufälle, sondern als *zu* einer beständigen, vereinheitlichenden Entität „gehörig“ [15]und *von ihr „verursacht“ aufgefasst* . Wir nehmen außerdem an, dass verschiedene Instanzen dieser Entität im Wesentlichen gleich bleiben (d. h. von derselben Substanz), obwohl sich einige ihrer Attribute und Bewegungen unterscheiden können. Es ist wichtig zu beachten, dass sowohl „Substanz“ als auch „Entität“ abstrakte Begriffe sind. Obwohl materielle und

[15] Im Falle eines menschlichen Subjekts/Akteurs ist Kausalität üblicherweise als „Willenshandlung“ (die ein gewisses Bewusstsein und Verantwortung impliziert) und nicht als bloße mechanische „Verursachung“ zu verstehen, siehe Anmerkung. Ebenso kann der „Besitz“ von Attributen in manchen Fällen freiwillig erfolgen.

mentale Phänomene konkreten Charakter haben, die Seele jedoch nicht, kann letztere dennoch ebenso legitim begrifflich postuliert werden.
Diese Vorstellungen von Substanzen und Entitäten sind keine unmittelbaren Gewissheiten, sondern stellen begriffliche *Hypothesen dar* . Allein diese Tatsache disqualifiziert sie nicht, entgegen der Annahme mancher Philosophen. Wenn eine Hypothese zu einem Weltbild führt, das in jeder Hinsicht konsistent und bestätigt ist und keine Alternativen denselben Zweck ebenso gut oder besser erfüllen, dann ist sie induktiv begründet und annehmbar. Dies scheint im Hinblick auf die Begriffe Substanz und Entität der Fall zu sein. Ohne sie wären wir nicht in der Lage, all unsere Erfahrungen und Intuitionen zu verstehen (zu integrieren, zu erklären); meines Wissens ist es bisher niemandem gelungen, im Detail gleichermaßen glaubwürdige und nützliche Gegenhypothesen zu formulieren.

9. KAPITEL NEUN

Entnommen aus *der Phänomenologie* (2003),
Kapitel 4 (Abschnitt 2).

KOMPATIBILITÄT ODER INKOMPATIBILITÄT

1. Befürchtung

Eng verbunden mit Gleichheit und Verschiedenheit sind die Konzepte der Kompatibilität und Unvereinbarkeit, die den drei Denkgesetzen Aristoteles' – Identität, Widerspruchsfreiheit und Ausschluss des Mittleren – zugrunde liegen. Wie erfassen wir Dinge (Wahrnehmungen, Intuitionen, Begriffe und Aussagen darüber) als koexistierbar (kompatibel), unvereinbar (unvereinbar) oder problematisch (weder kompatibel noch unvereinbar)? Diese Frage müssen wir dringend beantworten, wenn wir anerkennen, dass diese logischen Prozesse der **Auseinandersetzung** (oder des Vergleichs) ebenso grundlegend sind wie jene der Identifizierung von Gleichheit und Verschiedenheit. Die gesamte Logik basiert auf dieser Annahme, und wir müssen erklären, wie wir wissen, ob zwei Dinge harmonisch, einander ausschließend oder in einem noch nicht eindeutigen Verhältnis zueinander stehen.

Eine wichtige Erkenntnis oder ein Prinzip, das wir gleich zu Beginn anführen möchten, ist, dass **Konsistenz nicht etwas ist, das wir erfassen – wir erfassen sie vielmehr *in* ihrer Existenz; Konsistenz ist schlicht die Abwesenheit von Inkonsistenz** . Trotz der Polaritäten, die wir den Begriffen

zugeschrieben haben, ist Kompatibilität also etwas Negatives, Inkompatibilität hingegen etwas Positives. Alles erscheint uns harmonisch, bis wir einen Konflikt erkennen. Wir beurteilen Dinge als konsistent, solange wir keine logische Einsicht in eine Inkonsistenz zwischen ihnen haben. Streng genommen kann Inkonsistenz also direkt „gesehen" werden, während Konsistenz normalerweise vorausgesetzt wird, bis sich ihr Fehlen herausstellt. In manchen Fällen wird Konsistenz indirekt in Zweifel gezogen, ohne dass eine direkte Inkonsistenz gefunden wurde, sodass eine Unsicherheit entsteht.

Aristoteles formulierte seine drei „Gesetze" zunächst in Bezug auf Wahrnehmungen oder Begriffe, indem er sie als „A ist A", „A kann nicht nicht-A sein" und „Entweder A oder nicht-A" ausdrückte. Später wurden sie in Bezug auf Propositionen formuliert. Wie ich in „ *Zukünftige Logik" ausführlich darlege* [16], handelt es sich bei diesen Gesetzen nicht um Gesetze im Sinne von a priori Prinzipien oder willkürlichen Axiomen, wie manche behauptet haben. Obwohl sie insofern selbstverständlich sind, als ihre Leugnung widersprüchlich ist [17], müssen sie in gewisser Weise in ihren Objekten als gegeben betrachtet werden. Psychologisch gesehen sind sie tiefgreifende Impulse (denen man folgen oder die man ignorieren kann), die den Menschen rational machen; ethisch gesehen (in der Ethik der Wissensaneignung) sind sie unverzichtbare Werkzeuge und Gebote, um in bestimmten epistemischen Situationen aktiv und auf bestimmte Weise zu reagieren (wobei man unehrlich oder unwissend sein und die Fakten ignorieren oder ausweichend oder faul sein und das Gebot missachten kann).

---

16 Siehe *Future Logic* , Kapitel 2 und 20.

17 Siehe *Future Logic* , Kapitel 31.

2. Erläuterungen

Identität ruft die visuelle Vorstellung und Empfindung von Ruhe, Anziehung oder der Tendenz zur Verschmelzung zweier Dinge (Gleichung) hervor, Widerspruch hingegen die von Konflikt, Abstoßung oder explosiver Kollision (weil sie nicht denselben Platz einnehmen können), während der Ausschluss des Mittleren eine Lücke oder einen Mangel zwischen ihnen bezeichnet (was Zweifel weckt und Fragen aufwirft). Dies können imaginative Darstellungen für philosophische Diskussionen wie diese sein, aber sie sind nicht immer (wenn überhaupt) an der konkreten Identifizierung von Identität, Widerspruch oder Forschungsbedarf beteiligt. Ihre Bedeutung ist eher technischer oder abstrakter Natur und bewegt sich gewissermaßen zwischen Erfahrungswelt und Wissenswelt. Obwohl als Triade formuliert, sind die Denkgesetze drei Aspekte ein und derselben Notwendigkeit.

Das Identitätsgesetz besagt vereinfacht gesagt: „Was du siehst, ist, was du bekommst." Es ist die bloße Anerkennung, dass die Daten phänomenaler Erfahrung die grundlegenden Gegebenheiten jedes Erkenntnisprozesses darstellen; dass es letztlich keine anderen Daten gibt, auf die man Schlussfolgerungen stützen könnte, sodass alle Details beachtet und in jede Schlussfolgerung einbezogen werden müssen. In Bezug auf die Formulierung „A ist A", also bezogen auf Begriffe statt auf Aussagen, bedeutet dieses Gesetz lediglich, dass wir, wenn wir beispielsweise die Bestandteile zweier komplexer materieller oder mentaler Phänomene vergleichen, anerkennen müssen, dass wir, wo immer Punkte *erscheinen* (oder nicht erscheinen), definitiv sagen können, dass es Punkte *gibt* (oder eben nicht) – zumindest phänomenale Punkte –, zumindest vorläufig, bis

sich die Situation ändert oder eine genauere Untersuchung die erste Beobachtung widerlegt (weil viele spätere Beobachtungen die erste aufgrund ihrer statistischen Aussagekraft ersetzen).

Identität ist ein Gesetz, denn es gibt keine andere Möglichkeit, Dinge zu begreifen – *auf dieser phänomenalen Ebene bedeutet „scheinen" Sein* . Man kann die Realität eines Phänomens leugnen, nicht aber sein Auftreten oder seine Existenz. Versucht man, ein tatsächliches Phänomen zu leugnen, indem man *sofort* ein unsichtbares, widersprüchliches „Phänomen" dahinter postuliert (ein Noumenon, um Kants Begriff zu verwenden), so ist man im Grunde unempirisch und hat daher keine erkenntnistheoretische Rechtfertigung für sein eigenes Handeln. Man hat nichts vorzuweisen, da man definitionsgemäß auf das Unsichtbare appelliert , während *man das Sichtbare als solches anerkennen muss, um es überhaupt leugnen zu können . Die Haltlosigkeit und Zirkularität einer solchen Weigerung, das Phänomen (zumindest nicht als Phänomen)* anzuerkennen, spiegelt lediglich wider, dass das erlebte Phänomen das Gegebene ist, mit dem es sich überhaupt erst auseinandersetzen muss (aus diesem Grund muss jede Leugnung desselben es implizit und explizit anerkennen, indem sie sich darauf bezieht). Alle derartigen Argumentationen sind natürlich sehr konzeptionell und daher bestenfalls erst spät und am Rande von Bedeutung für die tatsächliche Akzeptanz des Phänomens als solches.

Phänomenologisch betrachtet bedeutet das Identitätsgesetz, dass ein mentales Bild einer materiellen Entität, das gedanklich auf diese projiziert wird, die Entität nicht auslöscht (da es sich gleichsam in einem parallelen, transparenten Raum befindet). Wenn dieses mentale Bild

scheinbar den äußeren Raum mit dem materiellen Körper teilt, auf den es projiziert wird, hat sich das Phänomen als Ganzes verändert, obwohl die materielle Entität bestehen bleibt (als Erscheinung fortbesteht), da sie im Verhältnis zum mentalen Bild *erweitert wurde* . Das heißt, das neue Phänomen ist im Vergleich zum ursprünglich gegebenen Phänomen vergrößert (durch ein zusätzliches Bild). Dies bedeutet, dass die Postulierung eines Noumenons dem ersten Phänomen lediglich eine mentale Komponente (einschließlich zusätzlicher Phänomene) hinzufügt und das erste Phänomen nicht auslöscht, eben weil sie in *Bezug auf* das erste Phänomen eingeführt wird (genauer gesagt als Versuch, es zu erklären oder wegzuerklären).

Das Identitätsgesetz ist ein Impuls, ein Aufruf zum Empirismus, dem wir normalerweise ohne Zweifel oder Hinterfragen folgen. Es erkennt an, dass sich Erscheinungen langfristig verändern oder als irreführend erweisen können, wenn man alle anderen Erscheinungen berücksichtigt. Es leugnet nicht und akzeptiert nicht *von vornherein* , dass hinter der sichtbaren Erscheinung unsichtbare Ereignisse oder Dinge verborgen sein könnten; ein solches Ergebnis lässt sich jedoch nur durch eine umfassende Betrachtung aller Erfahrungen und eingehendes Nachdenken erlangen. Das heißt, „Noumena“ könnten durchaus jenseits eines gegebenen Phänomenfeldes existieren – sie müssten aber Endprodukte eines Bewertungsprozesses sein und könnten nicht als Ausgangsannahmen gelten. Da das Hervorrufen von Noumena Phänomene an sich nicht aufhebt (sondern ihnen lediglich weitere Phänomene hinzufügt), bleiben die den Phänomenen und ihrer Erscheinung innewohnenden Fragen unbeantwortet.

Der Grund, warum die These der Noumena auf den ersten Blick plausibel erscheint, liegt darin, dass wir Erfahrungen

mit verschiedenen Sinnesmodalitäten machen, von denen jede die *Unvollständigkeit der anderen impliziert* , und dass wir uns an Veränderungen unserer Erfahrung und/oder ihrer Interpretation *im Laufe der Zeit erinnern* , sodass unser begriffliches Wissen (oder seine Annahmen) naturgemäß zu dem Schluss gekommen ist, dass „ *die Dinge nicht ganz oder nicht immer so sind, wie sie scheinen* “. In diesem Fall ist der Begriff Noumenon trivialerweise nur eine andere Bezeichnung für Abstraktes oder Begriffe. In Kants Wortschöpfung und -gebrauch ist das Noumenon jedoch keine verborgene Erweiterung des Phänomens, sondern beansprucht, das Phänomen gänzlich zu verwerfen und zu ersetzen. Das Noumenon ist per definitionem (universell) unerkennbar – obwohl die Kantianer uns nie erklären, wie *sie* selbst das Privileg haben, überhaupt genug *darüber zu wissen* , um zu wissen, dass es existiert und unerkennbar ist! Korrekterweise müsste vielmehr gesagt werden, dass Noumena (d. h. weniger abstrakt: Abstraktes, Begriffe) keine konkreten Erfahrungen sind, sondern lediglich logisch angenommene Ableitungen von Wahrnehmungen. Man hofft, dass sie ontologisch „realer“ sind als Wahrnehmungen, da sie tiefer in die Realität eindringen als die sichtbare Oberfläche der Dinge (auf die wir angeblich durch den begrenzten Bereich der der Kognition zugänglichen Sinnesmodalitäten etwas beschränkt sind), auch wenn man epistemologisch zugibt, dass sie weniger zuverlässig sind.

Die Gesetze des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten sind eng mit dem der Identität verknüpft, wie die obigen Argumente zeigen. Doch woher wissen wir, dass „A nicht Nicht-A ist“ oder dass es sich um ein Entweder-oder zwischen ihnen handelt? Betrachten wir unseren einfachen Lichtpunkt oder dessen Abwesenheit (Dunkelheit) im Gesichtsfeld – ein solcher Punkt widerspricht sich

offensichtlich nie selbst. Wir nehmen einen Punkt nie gleichzeitig wahr und nicht wahr – an jedem Punkt, auf den wir uns gedanklich konzentrieren, erscheint entweder ein heller (oder dunkler) Punkt oder nicht. Auf dieser Ebene, wo das Objekt auf ein einzelnes Zeichen (Licht) und einen präzisen Ort (die kleinstmögliche Größe) reduziert ist, können wir die Frage nicht *ehrlich und aufrichtig* mit „Ja und Nein" oder „Weder Ja noch Nein" beantworten. Es ist da oder es ist nicht da. Wenn es da zu sein scheint, ist es da. Wenn es nicht da zu sein scheint, ist es nicht da. Wir können nicht einmal so tun, als sähen wir nicht, was wir sehen – zumindest nicht in Worten, denn wir müssten ihre Bedeutung und damit das eigentliche Phänomen anerkennen.

Diese Gesetze gelten tatsächlich *in* der Phänomenwelt, insofern keine Phänomene jemals im Widerspruch zueinander oder als weder noch auftreten, d. h. *mangels* empirischer Beweise für das Gegenteil. Sie gelten, weil ihre Negationen *nicht* gelten. Sie beziehen sich aber auf den Geist, insofern wir, wenn ein Punkt A erscheint und wir beginnen, vom unsichtbaren Nicht-A zu sprechen, *Nicht-A in Wirklichkeit in unseren Köpfen imaginieren* und so ein neues (mentales) Element ins Spiel bringen. Nach dem Identitätsgesetz muss dieses Nicht-A-Phänomen (das mental ist) von seinem vermeintlichen Gegenteil A (dem Gegebenen, das mental sein kann oder nicht) unterschieden und als *Ergänzung* im Erfahrungsfeld anerkannt werden. Es bleibt jedoch wahr, dass A und Nicht-A selbst nicht tatsächlich koexistieren oder beide im Feld abwesend sind – vielmehr erleben wir die Koexistenz des gegebenen A mit einem *projizierten* Nicht-A.

Das Gesetz des Widerspruchs verneint nicht die Möglichkeit, dass zwei *verschiedene* Dinge gleichzeitig existieren können, wie etwa ein Lichtpunkt und die Vorstellung (oder

Erinnerung) von der Abwesenheit dieses Lichtpunkts; solche Dinge sind lediglich gegensätzlich. Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten verneint nicht die Möglichkeit, dass etwas und *die Vorstellung* seiner Abwesenheit gleichzeitig im Erfahrungsfeld abwesend sein können; in einem solchen Fall können wir dennoch annehmen, da wir es ja als Erfahrung *wahrnehmen* , dass das Ding selbst abwesend ist (auch wenn die Vorstellung seiner Abwesenheit angeblich abwesend ist – bis sie als abwesend erwähnt wird!) [18]. Somit sind diese Gesetze empirisch, insofern sie dem Phänomen nichts auferlegen, sondern es so akzeptieren, wie es ist. Sie führen *den Beobachter lediglich* zurück in den Schoß der Erfahrung, sollte er sich davon entfernen. Sie beinhalten keine Modifikation oder Manipulation des Phänomens, sondern im Gegenteil, sie bewirken, dass der

---

[18] Unser Denken scheint so beschaffen zu sein, dass wir tatsächlich meinen könnten, wir *denken immer an* Nicht-A, wenn wir A *sehen* . Dies ist keine bloße Denkstörung, sondern Ausdruck der Tatsache, dass Begriffsbildung nicht nur die wahrgenommenen Ähnlichkeiten zwischen zwei Objekten berücksichtigt, sondern auch die wahrgenommenen *Unterschiede* zu anderen Objekten. Um etwas als A zu klassifizieren, müssen wir es also gleichzeitig von Nicht-A ausschließen. Das heißt, der *Gedanke* an A ruft automatisch den *Gedanken* an Nicht-A hervor, um Unterscheidungen zu ermöglichen. Nicht, dass A per se Nicht-A impliziert (obwohl A in den meisten Fällen bei einer Sache Nicht-A bei anderen impliziert, sonst wären weder A noch Nicht-A überhaupt unterscheidbar), sondern vielmehr, dass A nicht vollständig abgegrenzt oder verstanden werden kann, ohne Nicht-A als mögliche Alternative in Betracht zu ziehen (außer vielleicht bei „Nichtexistenz“ – wobei wir in diesem Extremfall sagen können, dass der Begriff rein verbal ist, ohne vorstellbaren konkreten Bezug). Darüber hinaus setzen durch Negation gebildete Begriffe (wie Dunkelheit) einige relativ positive Phänomene (wie Licht) voraus, deren Abwesenheit sie ausdrücken, da sie zuerst konzipiert wurden.

Beobachter offen und aufmerksam *dem* Phänomenalen zusieht. Sie beinhalten eine Unterscheidung zwischen primären Phänomenen (seien sie „materiell“ oder „mental“), wie sie *von Anfang an gegeben sind* , und imaginären angeblichen Vorstellungen (Ideen, mentalen Phänomenen) von eventuellen Phänomenen, die lediglich zusätzliche Phänomene einführen.

3. Negation

Es ist äußerst wichtig, nochmals zu betonen, dass **Negation ein logischer Akt ist** . Sie ist niemals eine reine Erfahrung, sondern beinhaltet stets eine begriffliche Intervention des Subjekts. In der formalen Logik sind Begriffe wie A und Nicht-A neutral und formal nicht unterscheidbar. Das heißt, sie sind austauschbar, sodass die Negation von Nicht-A (Nicht-Nicht-A) technisch äquivalent zu A ist (durch Obversion); und wir könnten Nicht-A als „B“ und A als „Nicht-B“ bezeichnen, ohne die Schlussfolgerungsprozesse zu beeinflussen. Auf der phänomenologischen Ebene sind diese Bezeichnungen jedoch sehr unterschiedlich. Etwas Erscheinendes würde positiv bezeichnet (z. B. A), während etwas Nicht-Erscheinendes negativ bezeichnet würde (als Nicht-A).
Was wir hier als A bezeichnen, ist ein Phänomen oder eine Wahrnehmung. Was wir hier als Nicht-A bezeichnen, ist *nicht* an sich offensichtlich, sondern nur insofern „offenbar“, als *A* nicht in Erscheinung trat. Nicht-A bedeutet, dass wir *die Frage gestellt haben* : „Ist A da (d. h. im Phänomenfeld)?“ *und sie nach eingehender Prüfung* mit „Nein, ich finde es dort nicht“ beantwortet haben. Ersteres (Präsenz) ist *direkt* bekannt, Letzteres (Abwesenheit) *indirekt* durch eine mentale Projektion (*Vorstellung von* A, d. h.

Erfindung oder Erinnerung an frühere Wahrnehmungen) in Verbindung mit einer experimentellen Suche (deren Ergebnis erfolglos bleibt). Offensichtlich handelt es sich um sehr unterschiedliche Erkenntnisprozesse – der eine ist rein passiv und empirisch, der andere beinhaltet eine aktive Untersuchung und bezieht sich auf Beobachtung nur durch das Ausbleiben der Bestätigung eines erwarteten Äquivalents der eigenen Vorstellung. Letzteres ist nützlich und informativ, aber es ist ein Konstrukt.

Negative Konzepte oder Aussagen sind daher im strengen Sinne niemals empirisch, und Negation ist ein fundamentaler Baustein *des Denkens* . Eine Negation ist per *definitionem ,* wenn sie vom Subjekt als kognitives Konstrukt eingeführt wird, logisch widersprüchlich. Es kann daher nicht *empirisch behauptet werden* , dass sowohl die Wahrnehmung A als auch Nicht-A vorkommen (denn zu sagen, ich „sehe" Nicht-A im gegenwärtigen Wahrnehmungsfeld bedeutet lediglich, dass ich nach A gesucht und es nicht gefunden habe), noch dass weder A noch Nicht-A vorkommen (denn wenn ich nach A suche und es im gegenwärtigen Wahrnehmungsfeld nicht finde, würde ich daraus auf Nicht-A schließen – auch wenn ich offen für andere Wahrnehmungsfelder bleibe, die A enthalten könnten) [19]. Ein negatives Konzept oder eine negative Aussage unterscheidet

---

19 Natürlich können wir auf einer konzeptionellen Ebene, also beim Umgang mit Abstraktionen, auf Widersprüche (d. h. sowohl A als auch Nicht-A scheinen wahr zu sein) und Zweifel (d. h. weder A noch Nicht-A scheint wahr zu sein) stoßen. Hierbei sind sowohl positive als auch negative Konzepte mentale Konstrukte, weshalb keine Garantie besteht, dass sich das Problem auf Anhieb lösen lässt. Genau hier setzt die Logik an; sie ist notwendig, um solche Probleme unter Berücksichtigung vielfältiger Erfahrungen zu bearbeiten.

sich daher grundlegend von einem positiven und kann bestenfalls nur indirekt als „empirisch“ bezeichnet werden.

4. Vorwahlen

Die drei Denkgesetze sind logische Grundprinzipien, die in jedem Diskurs über ein Phänomen Anwendung finden (und ebenso in Bezug auf intuitive Daten und später auch auf den begrifflichen Diskurs selbst). Sie wirken in jeder Beobachtung auf identische Weise zusammen und drängen uns dazu, das Gesehene anzuerkennen (Identität), dem Gesehenen nicht zu widersprechen (Widerspruchsfreiheit) und dem Gesehenen keine Möglichkeiten hinzuzufügen oder es zu ignorieren (Ausschluss eines Mittelwegs). Werden sie nicht angewendet, vermischen sie die gegebenen Daten mit zusätzlichen mentalen Elementen (Fantasien), die neurotisch entweder die Evidenz leugnen (indem sie gedanklich durch ihren Widerspruch ersetzt wird) oder sie in Frage stellen (indem sie gedanklich einen „Mittelweg“ vorschlagen). Diese Gesetze lassen sich als Propositionen formulieren, haben aber dennoch keine denkbaren Alternativen. Jede vorgeschlagene Doktrin muss in irgendeiner Weise mit der Erfahrung in Einklang gebracht werden, da jeder Diskurs eine Reaktion auf Erfahrung ist, ein Versuch, das von ihr aufgeworfene Rätsel zu lösen. Erfahrung einfach zu ignorieren, stellt daher keine Übereinstimmung dar.
In diesem Sinne ist es zutreffend, dass es sich bei diesen Gesetzen um Denkgesetze handelt; sie sind Gesetze *des* Geistes (des Beobachters). Wir können sagen, etwas sei A und nicht A, oder weder A noch nicht A. Doch diese Worte haben keine Bedeutung *in* der Erfahrung, keine phänomenalen Referenten. Sie sind lediglich Worte, Laute oder Zeichnungen, die nichts bedeuten, nicht einmal einen

vorstellbaren Umstand. Wir „stellen“ sie uns vor, indem wir – ob absichtlich oder unabsichtlich – ein Ding und ein Bild davon verwechseln und die Idee von Nicht-A (anstatt von Nicht-A selbst) neben A (oder neben die Idee von A) oder ein ähnliches Konstrukt projizieren. Anders ausgedrückt: Die Aussagen, die die Denkgesetze leugnen, besitzen nur oberflächliche Bedeutung und Glaubwürdigkeit, da sie tatsächlich *andere Referenten (Ideen) haben als* jene, die sie vorgeben zu haben (Dinge). Bezüglich der ursprünglichen Objekte der Wahrnehmung schweigen sie in Wirklichkeit.

Es ist wichtig zu beachten, dass die Anwendung oder Befolgung der Denkgesetze keinen Akt der Vorstellungskraft (keinen Willensakt) erfordert; vielmehr sind es Versuche, sie zu ignorieren oder zu leugnen, die dies tun und ein Eingreifen der Vorstellungskraft des Beobachters in den kognitiven Prozess (eine Vorwegnahme der Erfahrung) notwendig machen. Das heißt, die Denkgesetze selbst sind objektiv, nur ihre Leugnung ist subjektiv (im abwertenden Sinne). Die Denkgesetze bleiben somit empirisch, epistemisch und daher auch epistemologisch unbestreitbar. Soweit zu den Anwendungen der Denkgesetze auf Wahrnehmungsevidenz.

Bezüglich Begriffen (die aus Vergleichen und Gegenüberstellungen oder aus nachfolgenden, durch die Neukombination solcher Begriffe entstehenden Vorstellungen) und Aussagen (Vorstellungen von Beziehungen zwischen Begriffen) bleiben diese stets zweifelhaft, hypothetisch, solange gleichermaßen glaubwürdige Alternativen denkbar sind. Glaubwürdigkeit findet sich in allem Erlebten oder Gedachten; sie ist lediglich das Eingeständnis, dass etwas erlebt oder gedacht wurde (wobei Denken eine Art Erfahrung ist, wenn auch mentaler Natur). *Von Anfang an* sind je zwei Begriffe oder Aussagen

vereinbar , da sie beide gedacht wurden. Unvereinbarkeit ist ein späteres Urteil, das aus der Erkenntnis resultiert, dass der Begriff oder die Aussage direkt oder indirekt der Erfahrung widerspricht, zu einem inneren Widerspruch im Wissen führt oder in sich widersprüchlich ist.[20]

Wenn zwei solche Ideen oder Gedanken als völlig widersprüchlich gelten oder nicht, behalten sie beide zumindest die minimale Glaubwürdigkeit, *vorstellbar zu sein* – zumindest solange, bis sich eine oder beide als unvereinbar mit Erfahrungen erweisen oder aus irgendeinem Grund unvorstellbar werden. Sollten sie aus irgendeinem Grund als widersprüchlich angesehen werden, behalten sie einzeln eine gewisse Glaubwürdigkeit, obwohl ihre Wechselwirkung Zweifel aufkommen lässt. Es ist daher klar, dass wir letztendlich mindestens eine der Ideen ausschließen müssen, wodurch ihre vorläufige Glaubwürdigkeit im Hinblick auf weitere Erfahrungen oder abstrakte Überlegungen verloren geht. Während der Phase des Zweifels können wir uns auf die Häufigkeit ihrer Bestätigung in der Erfahrung beziehen und eine Idee als glaubwürdiger (oder wahrscheinlicher) als die andere einstufen.

Die Aufgabe der Logik besteht wohlgemerkt nicht darin, so viel wie möglich *auszuschließen , sondern Wege zu finden, so viel wie möglich einzubeziehen* , damit alle Meinungen und Standpunkte (die alle eine Grundlage haben und somit eine Art von Erfahrung repräsentieren) berücksichtigt und erklärt oder widerlegt werden. Logik ist daher nicht bloß,

---

20 Wir betrachten Begriffe oder Aussagen als kompatibel, solange wir keine Unvereinbarkeit zwischen ihnen feststellen. Wie ich bereits in „ *Future Logic“* – im Gegensatz zu den Behauptungen mancher moderner Logiker – dargelegt habe, beweisen wir nicht „Widerspruchsfreiheit“, sondern „finden Widersprüche“.

wie manche behaupten, die Suche nach *Widersprüchen.* aber (dies, um) nach *Harmonisierungen zu suchen* .

10. KAPITEL ZEHN

Entnommen aus *der Phänomenologie* (2003), Kapitel 7 (Abschnitt 3) und 4 (Abschnitt 5).

1. Logische Einstellungen

Logik wird üblicherweise als statische Beschreibung und Vorgabe von Satz- und Argumentationsformen dargestellt, sodass wir vergessen, dass sie im Wesentlichen eine *Tätigkeit* , ein psychischer Akt ist. Selbst die drei Denkgesetze müssen aus dieser Perspektive betrachtet werden, um vollständig verstanden zu werden. Jedem von ihnen entspricht eine bestimmte geistige Haltung, Strategie oder ein bestimmter Prozess…

a) Dem Gesetz der Identität entspricht die Haltung der **Anerkennung von Tatsachen** , also dessen, was im jeweiligen Kontext als Tatsache gilt. Der Begriff „Fakt“ ist hier weit gefasst und umfasst sowohl den Schein als auch die Realität oder Illusion, ja sogar Unwissenheit oder Unsicherheit. Ebenso wichtig ist die Berücksichtigung möglicher Konflikte (Widersprüche, Unvereinbarkeiten, Paradoxien, Spannungen) und Lücken (Fragen, Geheimnisse) sowie, im weiteren Sinne, anderer Formen gegensätzlicher Beziehungen.
b) Dem Gesetz des Widerspruchs entspricht die Politik der **Ablehnung von Widersprüchen** . Widersprüche entstehen in unserem Wissen durch Verarbeitungsfehler (z. B. Übergeneralisierung, unkontrollierte Adduktion, erfolgloses Raten), die letztlich auf die schrittweise

Informationsvermittlung an den menschlichen Beobachter und seine begrenzten, induktiven kognitiven Fähigkeiten zurückzuführen sind. Das Gesetz besagt, dass ein solches Auftreten, sobald es klar erkannt wird, nicht als Bestätigung für das reale Vorkommen von Widersprüchen zu werten ist, sondern als Hinweis auf eine Illusion, die zurückgewiesen werden muss.

c) Dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten entspricht der Prozess der **Suche nach Wissenslücken oder -konflikten und deren Auflösung** . Dies ist die dynamischste kognitive Tätigkeit, ein wichtiger Motor der Wissensentwicklung. Und wenn ein Widerspruch oder gar eine Unsicherheit auftritt, ist es dieser Impuls des menschlichen Denkapparats, der die impliziten Fragen stellt und beantwortet, um so ein harmonisches Gleichgewicht im eigenen Wissen zu bewahren.

Logisches Denken hängt somit maßgeblich vom ***menschlichen Willen ab*** , eine faktenorientierte Haltung einzunehmen, auf Konsistenz zu achten, weitere Informationen und Sachverhalte zu recherchieren und gefundene Fehler zu korrigieren. Die psychologische Folge solcher positiver Praktiken, gepaart mit Gelegenheit und Kreativität, ist wachsendes Wissen und zunehmende Klarheit. Demgegenüber stehen das Vermeiden oder Ignorieren von Fakten, das Akzeptieren von Widersprüchen sowie Dummheit und Faulheit. Das Gesamtergebnis solcher unlogischen Praktiken ist Unwissenheit und Verwirrung.

Während „Bewusstsein“ die im Wesentlichen statische Manifestation einer Subjekt-Objekt-Beziehung bezeichnet, ist „Denken“ eine zielgerichtete Tätigkeit (Erkenntnis und Entscheidungsfindung). Die Verantwortung des Denkenden für seine Denkprozesse besteht nicht nur auf der fundamentalen Ebene der drei Gesetze, sondern auf jeder

Detailebene, in jedem kognitiven Akt. Denken ist niemals mechanisch. Um zu sehen, was um uns herum geschieht, müssen wir unseren Blick richten und unsere Augen fokussieren. Um ein Konzept zu bilden, eine Aussage zu formulieren, ein Argument zu entwickeln, ein Experiment durchzuführen oder eine Hypothese zu testen, müssen wir uns anstrengen. Je aufmerksamer und sorgfältiger unsere kognitiven Anstrengungen sind, desto erfolgreicher sind sie wahrscheinlich.

2. Einheit in der Vielfalt

Die … „Wellentheorie" der Universalien, die von der Prämisse *ausgeht* , dass alles letztlich auf „Wellen", d. h. bewegliche Schwingungen in einer Art Kontinuum, reduzierbar ist, führt zu dem sehr radikalen Schluss, dass „alle Dinge eins sind".

Die Welt, wie sie sich unseren Tastorganen oder dem bloßen Auge – oder sogar dem durch Mikroskop oder Teleskop unterstützten Auge – darstellt, mag den Eindruck erwecken, dass in der Natur dimensionslose Punkte, Linien oder Flächen existieren. Doch mit der Weiterentwicklung der Physik ist immer deutlicher geworden, dass ***physikalische Objekte keine präzisen Ecken, Seiten oder Fassaden besitzen, sondern verschwommene Grenzen, die willkürlich*** durch die Sichtbarkeit von Materie- oder Energiekonzentrationen für unsere Sinne (insbesondere Sehen und Tasten), mit oder ohne Hilfsmittel, definiert werden.

Die Spitze meines Taschenmessers mag mir beispielsweise wie ein scharfer Punkt erscheinen, ist aber – physikalisch betrachtet (nach eingehender Untersuchung und Betrachtung) – in Wirklichkeit ein grobes, voluminöses

Konglomerat aus Atomen. Diese Atome wiederum bestehen aus immer kleineren Teilchen (Elektronen, Protonen und Neutronen, die scheinbar in einiger Entfernung voneinander liegen), welche ihrerseits weder Anfang noch Ende haben und eigentlich nur vage Wellencluster sind. Ähnliches gilt für die Schneide oder die flachen Seiten meines Taschenmessers.

Wenn man diese Überlegungen konsequent weiterdenkt, könnte man sagen, dass ***kein Objekt einen Anfang und kein Ende hat, dass sich jedes Objekt bis an die Grenzen des Universums oder ins Unendliche erstreckt*** und dass das, was wir als einzelnes Objekt bezeichnen, lediglich der für den Menschen sichtbarste oder konzentrierteste Teil dieses Ganzen ist, den wir willkürlich oder konventionell als abtrennbare Einheit betrachten (und gewohnheitsmäßig benennen, um unseren Standpunkt zu festigen). ***Letztlich gäbe es also in Wirklichkeit keine einzelnen Objekte, sondern nur Wellenbewegungen in dem einen Objekt, das das Universum als Ganzes darstellt*** .

Wo beginnt und endet ein Atom (oder irgendein anderer Körper), vorausgesetzt, alles besteht aus Wellen? Wenn wir einen Stern in Milliarden Kilometern Entfernung sehen, worauf stützen wir die Annahme, dass der Stern dort endet, während das „Licht des Sterns“ hier ist? Vielmehr sollten wir sagen, dass das Licht, das wir sehen, *Teil* des Sterns ist, d. h. dass es sich bis zu uns erstreckt (durch unsere Sehorgane und unser Gedächtnis) und darüber hinaus. Ab welcher Entfernung vom Stern „gehören“ die Gase oder das von ihm emittierte Licht nicht mehr zu ihm und sind als „getrennte“ Körper zu betrachten? ***Dieser Grenzwert kann nur willkürlich, also eine bloße Konvention sein.*** Die Gravitation wirkt über astronomische Entfernungen. Welche objektive Grundlage haben wir, um ein Feld von seinem

scheinbaren Ursprung zu unterscheiden? Sterne befinden sich zudem in einem ständigen Wandel; sie entstehen und vergehen. Ab welchem Zeitpunkt (sowie im Raum) können wir behaupten, dass die Materie und Energie, die wir jetzt einen Stern nennen, „noch nicht“ oder „nicht mehr“ ein Stern ist? Sicherlich waren die Quarks, aus denen der Stern entstand, bereits „der Stern“, und wenn der Stern explodiert oder von einem Schwarzen Loch absorbiert wird, ist er immer noch „der Stern“. Wir selbst sind Sternenstaub – bedeutet das, dass die betreffenden Sterne zu uns *wurden* , oder dass das *Dasein* als Stern – vom Anfang der Zeit bis zu ihrem Ende – auch die Entstehung menschlicher Formen einschließt?

In dieser Sichtweise ***dehnt sich jedes Objekt im Universum mit jedem anderen aus, um den gesamten Raum und die gesamte Zeit des Universums zu erfüllen*** ! Und wenn wir das sagen, könnten wir – ohne mystische Absicht, aber in Übereinstimmung mit buddhistischen Mystikern – genauso gut behaupten, dass alles eins ist. Es gibt lediglich hier und da, ab und zu, *intensivere Konzentrationen von Materie oder Energie in einem kontinuierlichen* Feld, aber nirgends Trennlinien. Da ***wir nur Bruchteile der Gesamtheit wahrnehmen, nur die Aspekte, die die Sinnesmodalitäten betreffen*** , isolieren wir kleine Bereiche des Ganzen als einzelne Phänomene. Alle wahrgenommenen Phänomene sind Zentren komplexer Wellenaktivitäten im universellen Gefüge; *wir* „individualisieren“ Phänomene *anhand der Sinnesmodalitäten, die sie aufweisen und die unseren Sinnen zugänglich sind* . Wir betrachten als Begrenzung eines einzelnen Objekts in Raum und Zeit jenen wahrnehmbaren (für die Sinne sichtbaren) *Teil* der Wellenaktivität, der sich bis zu den Enden des Universums erstreckt – und ignorieren dabei ihre größeren, unsichtbaren Ausdehnungen, die später

durch die Vernunft erfasst werden. Somit ***ist jede Individuation Fantasie*** (was sich, wie hier, durch rationale Überlegungen erkennen lässt), ***verstärkt durch die Benennung*** (die übrigens selbst ein Phänomen der Sinnesmodalität ist). In diesem Fall gilt streng genommen: ***Nichts ist überhaupt teilbar*** .

Dies scheint im Kontext des gegenwärtigen Wissensstands eine korrekte Sichtweise unserer physikalischen Welt zu sein – die Hypothese, die am besten mit Erfahrung, Experiment und aktuellen wissenschaftlichen Theorien übereinstimmt. Wenn wir also die Ergebnisse der Physik antizipieren und davon ausgehen, dass sich eine Art einheitliche Feldtheorie mit Sicherheit etablieren wird, und diese Annahme auf Wellenerklärungen der mentalen und spirituellen Bereiche ausdehnen, gelangen wir zu einem Weltbild der „Einheit in der Vielfalt" – einer harmonischen Verbindung der Philosophien des Pluralismus und des Monismus. Heraklit hatte Recht – alles ist letztlich Bewegung (d. h. Wellen), und auch Parmenides hatte Recht – alles ist letztlich eins (d. h. das Medium, das Wellen unterliegt).

Man könnte diese Schlussfolgerung sogar als Bestätigung der buddhistischen Ansicht werten, dass „alles leer ist!". Die Botschaft des *Diamant-Sutra* scheint beispielsweise zu sein, dass alle materiellen und spirituellen Objekte *unendliche* Wirbel ohne Anfang und Ende sind. Sie sind weder so kategorisch, wie sie scheinen, noch können sie mit Sicherheit als hypothetisch bezeichnet werden, da sie zwar durch unsere Benennung begrenzt werden, aber – soweit wir wissen – keine festen Grenzen in sich selbst besitzen und somit faktisch grenzenlos sind.

Inspiriert von der buddhistischen Lehre stimmten wir bereits mit ihnen darin überein, dass die Individuation ein menschliches Konstrukt ist. Doch selbst wenn wir – rein aus

Bequemlichkeit – berechtigterweise bestimmte Orte und Zeiträume im Universum betrachten, weil eine Störung dort und dann in Bezug auf unsere Sinne „hervorsticht“ – bleibt die Frage: *Was* genau ist gestört? Was ist *das Medium* oder Substrat aller Wellenbewegungen? Wir sind versucht, es als Substanz zu betrachten und es „Existenz“ zu nennen, oder, wie Descartes, „Äther“. Das Problem ist, dass seit dem Michelson-Morley-Experiment zur Lichtgeschwindigkeit eine solche Substanz, die Wellen zugrunde liegt, scheinbar widerlegt wurde. Diese Physiker maßen die Lichtgeschwindigkeit in Richtung der Erdrotation und entgegengesetzt. Zu jedermanns Überraschung stellten sie fest, dass die Geschwindigkeit in beiden Richtungen identisch war. Dies wurde schließlich von Albert Einstein als Hinweis darauf gedeutet, dass es kein absolut stationäres Substrat oder „Äther“ gibt, relativ zu dem Wellenbewegungen auftreten, und er entwickelte seine berühmte Relativitätstheorie als alternative Weltanschauung (sodass Raum- und Zeitkoordinaten von der Geschwindigkeit des Beobachters relativ zu dem, was er misst, abhängen).

Wenn wir also an Wellen denken und ihre Bewegungen und Wechselwirkungen mathematisch berechnen, betrachten wir sie als Störungen in einem Medium. Experimentelle Erkenntnisse zeigen jedoch, dass ein solches Medium gar nicht existiert! Daher können wir mit buddhistischen Philosophen übereinstimmen, dass (überraschenderweise, ja unverständlich) *nichts* gewellt wird – dass also das Wesen der Existenz letztendlich die Leere ist. Und es bedarf keiner tiefen Meditation oder mystischen Einsicht, um zu dieser Schlussfolgerung zu gelangen – sie scheint durch alltägliche Erfahrung und Vernunft (wissenschaftliche Experimente und Theorien) gerechtfertigt.

11. KAPITEL ELF

Aus *Ruminations* (2005),
Kapitel 1 (Abschnitte 1-3).

1. Dialektisches Denken

Die drei „Denkgesetze“ lassen sich kurz wie folgt erläutern:

1. *These* : Es gibt bestimmte Erscheinungen; Erscheinungen treten auf.
2. *Antithese* : Zwischen bestimmten dieser Erscheinungen bestehen Unvereinbarkeiten; in solchen Fällen muss eine oder müssen beide falsch sein.
3. *Synthese* : Einige der verbleibenden Erscheinungen müssen zutreffen; finde heraus, welche!

Aus dieser Perspektive können wir *die Dialektik* als eine grundlegende Denkform betrachten, durch die Wissen stetig fortschreitet. Sie ist nicht bloß ein Detail, ein gelegentlicher Denkprozess, sondern eine treibende Kraft, ein Motor des Denkens.
Die Gesetze stellen keine bloßen Informationen dar, sondern sind Aufrufe zu kognitivem Handeln. Sie fordern proaktive und kurative kognitive Maßnahmen, um (soweit möglich zu jedem Zeitpunkt) die kontinuierliche Überprüfung, Konsistenz und Vollständigkeit zu gewährleisten.
(i) Das Gesetz der Identität verpflichtet uns, Fakten zu ermitteln und sie bestmöglich zu ordnen. Ziel dieses

Gesetzes ist es, den Menschen im Zuge von Beobachtung und Urteilsbildung einen gesunden Respekt vor Fakten zu vermitteln. Es ist im Wesentlichen ein Aufruf zu Ehrlichkeit und zur Unterwerfung unter das Urteil der Wahrheit. Oftmals glauben Menschen – oder handeln so, als ob sie glaubten –, dass unangenehme Fakten oder Argumente verschwinden, wenn sie ignoriert oder geleugnet werden. Das Gesetz der Identität sagt jedoch: „Nein, sie verschwinden nicht, Sie müssen sie berücksichtigen."

Manche glauben, es sei unmöglich, die Tatsache zu ignorieren, dass „A A ist". Weit gefehlt! Wir alle tun dies oft – etwa wenn wir Beweise oder logische Argumente ignorieren oder ausblenden; wenn wir die Realität verdrängen oder ihr ausweichen, nachdem wir sie erahnt haben; wenn wir uns selbst oder andere belügen; und so weiter. Würden wir das Gesetz der Identität stets befolgen, bräuchten wir es nicht zu formulieren. Die Logik spricht das Offensichtliche aus, weil es oft gemieden wird.

(ii) Wenn uns das Gesetz des Widerspruchs sagt: „Man kann nicht gleichzeitig eine Aussage bejahen und verneinen", so sagt es uns auch, dass wir, wenn wir im Verlauf eines Diskurses auf eine Situation stoßen, in der eine Aussage sowohl wahr (aus irgendeinem Grund) als auch falsch (aus anderen Gründen) zu sein scheint, ***in unserem Diskurs zurückgehen und herausfinden müssen, wo wir im Verlauf des Diskurses einen Fehler gemacht haben*** [21]***, und wir müssen eine angemessene Korrektur vornehmen, um die Schwierigkeit zu beseitigen*** .

Wir sagen nicht einfach: „Ah, da ist ein Widerspruch", und lassen es dabei bewenden, ratlos. Nein, wir sind bestrebt, eine Lösung für das Problem zu finden, also den

---

[21] „Überprüfen Sie Ihre Räumlichkeiten", würde Ayn Rand sagen.

Widerspruch aufzulösen. Wir schließen daraus, dass in unserem bisherigen Denken etwas falsch gewesen sein muss, das uns zu diesem Rätsel geführt hat – ein Beobachtungs- oder Denkfehler, der korrigiert werden muss. Solange dieser Zustand toleriert wird und wir die Fehlerquelle nicht genau bestimmen können, sinkt die Glaubwürdigkeit des gesamten damit verbundenen Wissens entsprechend. Die Konsistenz muss so schnell wie möglich wiederhergestellt werden, sonst riskieren wir, alles nachfolgende Wissen in Zweifel zu ziehen.

(iii) Ebenso besagt der Satz vom ausgeschlossenen Dritten nicht nur, dass „keine Aussage als weder wahr noch falsch gelten kann". Er besagt vielmehr, dass wir, wenn wir uns in einer solchen Situation befinden und sowohl eine Aussage als auch ihre exakte Negation falsch erscheinen, die Angelegenheit nicht ruhen lassen oder auf einen Kompromiss hoffen können – wir müssen schließlich so schnell wie möglich einen triftigen Grund finden, uns für die eine oder die andere Seite zu entscheiden. Es gibt keinen logisch akzeptablen Mittelweg, keinen Ausweg.

Diese den Denkgesetzen innewohnenden Handlungsfolgen lassen sich auch als dialektisches Denken charakterisieren. Aus dieser Perspektive ist die „These" unser Wissen (oder unsere Meinung) zum jeweiligen Zeitpunkt; die „Antithese" die Entdeckung eines logischen Fehlers in dieser These, der Zweifel an ihr aufkommen lässt und eine Überprüfung erforderlich macht; und schließlich die „Synthese" die Korrekturen, die wir an unseren Prämissen vornehmen, um die aufgetretene Schwierigkeit zu beheben und einen weniger problematischen neuen Wissensstand zu erlangen.

2. Entstehung der Axiome

Axiome sind keine willkürlichen, a priori festgelegten Ausgangspunkte wahren menschlichen Wissens . Sie können deduktiv oder induktiv sein, sind aber in jedem Fall bis zu einem gewissen Grad *empirisch* (im weiten Sinne von „phänomenologisch“, d. h. ohne auf materialistische oder mentalistische Annahmen über das Erfahrene zurückzugreifen).

Deduktive Axiome werden mithilfe bestimmter positiver oder negativer logischer *Argumente aufgestellt* , die wir naturgemäß überzeugend finden. Doch selbst ein deduktives Axiom beruht auf bestimmten Erfahrungen, jenen, *die es hervorgebracht haben. zu* den Konzepten und logischen Techniken, die der Aussage zugrunde liegen, und ihrer Anerkennung als Axiom.

Das positive Argument für ein Axiom ist im Wesentlichen ein Dilemma: „Ob dies oder das, so und so ist wahr.“ Ein Beispiel ist das Axiom der Vielfalt. Schon das bloße *Auftreten* von Vielfalt ist ein Fall von Vielfalt und genügt, um deren Existenz zu begründen. Es nützt nichts, (wie Parmenides oder Buddha) zu argumentieren, diese scheinbare Vielfalt sei eine „Illusion“ und „alles sei in Wirklichkeit eins“ – denn das Nebeneinander von Illusion und Wirklichkeit ist selbst ein Akt der Vielfalt. Somit existiert Vielfalt tatsächlich und kann nicht einfach ignoriert werden. Wir könnten zwar weiterhin an der These festhalten, dass die Wirklichkeit letztlich einheitlich ist, aber nur, wenn wir die Existenz von Vielfalt überzeugend erklären.

Deduktive Axiome lassen sich auch negativ durch paradoxe Logik rechtfertigen, indem man zeigt, dass ihre Widersprüche *in sich widersprüchlich sind* . Beispielsweise behauptet „Es gibt keine Vielfalt“ Vielfalt (da es viele Wörter, Buchstaben, Laute usw. umfasst) und ist daher widersprüchlich; woraus folgt, *dass* „Es gibt Vielfalt“.

Dieses Argument kann (wie oben) auch als dilemmatisch interpretiert werden: „Ob man Vielfalt verneint oder bejaht, man bejaht sie."

Induktive Axiome beruhen auf Verallgemeinerungen oder (allgemeiner) auf Adduktion aus Erfahrungswerten; ein solcher induktiver Prozess muss in ihrem Fall jedoch in der Regel nicht revidiert werden. Viele für die Erkenntnistheorie nützliche Wahrheiten sind induktiv und bleiben, einmal erkannt, unveränderlich; sie verhalten sich daher weitgehend wie deduktive Axiome und können analog dazu als induktive Axiome klassifiziert werden.[22]

Die Tatsache, dass die meisten unserer Überzeugungen kontextabhängig sind, ist beispielsweise eine kontextunabhängige Wahrheit, die jedoch auf allgemeiner Beobachtung beruht. Das Bewusstsein, dass unser Wissen größtenteils empirisch ist und sich mit neuen Erfahrungen ständig wandelt und weiterentwickelt, ist eine grundlegende Erkenntnis, die, einmal verinnerlicht, durch keine weiteren empirischen Daten mehr beeinflusst wird. Diese Erkenntnis ist keineswegs nutzlos: Sie beeinflusst logisch unser Streben nach Wissen und lehrt uns, uns der Nicht-Endgültigkeit der meisten unserer Überzeugungen bewusst zu bleiben.

Man beachte jedoch auch, dass das genannte Prinzip der Kontextualität recht vage ist; es kann nicht von sich aus spezifisches Wissen in Zweifel ziehen (d. h. ohne einen anderen, spezifischeren Grund für Zweifel). Ein weiteres Beispiel für eine solche allgemeine, aber unspezifische Wahrheit ist das Prinzip (abgeleitet vom Satz vom ausgeschlossenen Dritten), dass es immer eine Erklärung

---

22 Man könnte in der Tat argumentieren, dass, da alle „deduktiven" Axiome eine empirische Grundlage haben (wie bereits erläutert), sie letztlich nur ein Sonderfall des „induktiven" Axioms sind.

gibt. Dieses optimistische Prinzip dient zwar der Förderung der Forschung, verrät uns aber nicht, wie die Lösung des Problems konkret aussieht.

3. Paradoxe Aussagen

Ein (einfaches) Paradoxon hat die Form „Wenn P, dann nicht P“ oder „Wenn nicht P, dann P“, wobei P eine beliebige Aussage ist. Es ist wichtig zu verstehen, dass ***solche Aussagen im Diskurs logisch durchaus legitim sind: Ein (einfaches) Paradoxon ist kein Widerspruch*** . Ein doppeltes Paradoxon hingegen, also die Behauptung, dass sowohl „Wenn P, dann nicht P“ *als auch* „Wenn nicht P, dann P“ in einem gegebenen Fall von P wahr sind, ist tatsächlich ein Widerspruch.
Der Satz vom Widerspruch besagt, dass die Konjunktion „P und nichtP“ logisch unmöglich ist; widersprüchliche Aussagen können also nicht gleichzeitig wahr sein. Ebenso besagt der Satz vom ausgeschlossenen Dritten, dass „nichtP und nicht-nichtP“ logisch unzulässig ist. Der Grund für diese Gesetze liegt darin, dass uns solche Antinomiesituationen in ein kognitives Dilemma führen – wir finden keinen Ausweg aus der logischen Schwierigkeit, keine Lösung für das zugrundeliegende Problem.
Ein einfaches Paradoxon stellt hingegen keine solche Bedrohung für rationales Denken dar. Es bietet uns einen logischen Ausweg – nämlich die Verneinung des Antezedens (als widersprüchlich) und die Bejahung des Konsequens (als selbstverständlich). Die Aussage „Wenn P, dann nicht P“ impliziert logisch „nicht P“, und die Aussage „Wenn nicht P, dann P“ impliziert logisch „P“. Abgesehen von einem doppelten Paradoxon *ist also eine Aussage, die ihre eigene Negation impliziert, notwendigerweise falsch, und eine*

Aussage, die von ihrer eigenen Negation impliziert wird, ist notwendigerweise wahr .

Daraus folgt im Übrigen, dass die Verknüpfung dieser beiden hypothetischen Aussagen, also das doppelte Paradoxon, einen Verstoß gegen den Satz vom Widerspruch darstellt, da sie zu der zusammengesetzten Schlussfolgerung führt, dass „P und nichtP beide wahr sind". Das doppelte Paradoxon verstößt auch gegen den Satz vom ausgeschlossenen Dritten, da es gleichermaßen impliziert, dass „P und nichtP beide falsch sind".

Diese verschiedenen Schlussfolgerungen können auf vielfältige Weise bewiesen und erläutert werden:

- Da eine hypothetische Aussage wie „Wenn x, dann y" bedeutet „x und nicht y ist unmöglich", folgt daraus, dass „Wenn P, dann nicht P" bedeutet „P und nicht nicht P sind unmöglich" (d. h. P ist unmöglich), und „Wenn nicht P, dann P" bedeutet „nicht P und nicht P sind unmöglich" (d. h. nicht P ist unmöglich). Merken Sie sich diese Erklärung gut.

  Wir wissen, dass die Negation von P gleich nichtP ist und die Negation von nichtP gleich P ist, dank des Widerspruchssatzes und des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten. Auch nach dem Identitätssatz verdoppelt die Wiederholung des Namens eines Objekts dieses nicht: Es bleibt ein und dasselbe; daher ist die Konjunktion „P und P" gleichbedeutend mit „P" und die Konjunktion „nichtP und nichtP" gleichbedeutend mit „nichtP".

  Beachten Sie, dass die Aussage „Wenn P, dann nicht P" bedeutet: „(P und nicht nicht P) ist *unmöglich* ". Obwohl dies impliziert, dass „nicht P wahr ist", folgt daraus *nicht* , dass „wenn nicht P wahr ist, P nicht P impliziert". Analog gilt *dies mutatis mutandis* für „Wenn nicht P,

dann P“. Wir betrachten hier die strikte Implikation (logische Notwendigkeit), nicht die sogenannte materielle Implikation.
Der Grund, warum diese strikte Position notwendig ist, liegt darin, dass Wahrheit und Falschheit in der Praxis kontextabhängig sind – vieles von dem, was wir heute für wahr halten, kann sich morgen als falsch erweisen und umgekehrt. Logische Notwendigkeit oder Unmöglichkeit hingegen bezeichnen eine wesentlich stärkere Beziehung, die, einmal etabliert, prinzipiell unabhängig vom Wissenskontext bestehen sollte: Sie gilt für *alle* denkbaren Kontexte.

- Da sich eine hypothetische Aussage wie „Wenn x, dann y“ in „Wenn x, dann (x und y)“ umformulieren lässt, folgt daraus, dass „Wenn P, dann nicht P“ gleichbedeutend mit „Wenn P, dann (P und nicht P)“ ist und „Wenn nicht P, dann P“ gleichbedeutend mit „Wenn nicht P, dann (nicht P und P)“ ist. Aus dieser Perspektive impliziert eine widersprüchliche Aussage einen Widerspruch; da ein Widerspruch logisch unzulässig ist, muss eine solche Aussage falsch und ihr Widerspruch wahr sein. Dies lässt sich mittels Apodosis ausdrücken, in der die Denkgesetze die kategorische Unterprämisse liefern und es uns somit ausnahmsweise ermöglichen, aus einer hypothetischen Prämisse eine kategorische Schlussfolgerung zu ziehen.

  Wenn P, dann (P und nichtP)
  aber: nicht(P und nichtP)
  daher nicht P

  Falls nicht P, dann (nicht P und P)
  aber: nicht(nichtP und P)

daher nicht nichtP

- Wir können diese Schlussfolgerungen auch als Dilemma behandeln, indem wir das gegebene „Wenn P, dann nicht P“ mit „Wenn nicht P, dann nicht P“ (letzteres aus dem Identitätsgesetz) kombinieren; oder ebenso „Wenn nicht P, dann P“ mit „Wenn P, dann P“. Dies ergibt konstruktiv:

  Wenn P, dann nicht P – und wenn nicht P, dann nicht P
  aber: entweder P oder nicht P
  daher nichtP

  Wenn nicht P, dann P – und wenn P, dann P
  aber: entweder nichtP oder P
  daher P

Paradoxien haben mitunter weitreichende Folgen. Angenommen, Q impliziert P und P impliziert nichtP (was, wie wir gesehen haben, auch als P impliziert sowohl P als auch nichtP umgeschrieben werden kann). Verbindet man diese Aussagen in einem Syllogismus, erhält man die Schlussfolgerung „Wenn Q, dann P und nichtP“. Letztere ist ebenfalls eine paradoxe Aussage, deren Schlussfolgerung „nichtQ“ lautet, obwohl der Widerspruch im Konsequens nicht direkt das Antezedens betrifft. Ähnlich kann der Nichtausschluss des Mittleren in der Form „Wenn Q, dann weder P noch nichtP“ auftreten. Solche Aussagen kommen auch in der Praxis vor.
Es ist interessant, dass diese Formulierungen – „Q impliziert (P und nicht P), daher ist Q falsch“ und „Q impliziert (nicht P und nicht nicht P), daher ist Q falsch“ – die Argumente

sind, die unserer Anwendung der entsprechenden Denkgesetze implizit zugrunde liegen. Wenn wir auf eine Antinomie im Wissen stoßen, versuchen wir dialektisch, sie aufzulösen, indem wir einen oder mehrere ***frühere*** **Beobachtungs- oder Denkfehler finden und korrigieren** . Paradoxe Argumente sind somit nicht nur eine Ableitung der Denkgesetze, sondern vielmehr die Art und Weise, wie wir sie regelmäßig in der Praxis anwenden.

Das heißt, der dialektische Prozess, den wir nach der Entdeckung eines Widerspruchs oder eines ausgeschlossenen Dritten (oder auch eines Verstoßes gegen das Identitätsgesetz) anwenden, bedeutet, dass wir glauben, dass:

> **Jede scheinbare Antinomie ist in Wirklichkeit eine Illusion.**

Es handelt sich um eine Illusion *aufgrund eines Paradoxons* ; das heißt, *einige der Prämissen* , die zu dieser scheinbar widersprüchlichen oder die Mitte ausschließenden Schlussfolgerung geführt haben, sind fehlerhaft und müssen korrigiert werden. Die Antinomie ist niemals kategorisch, sondern hypothetisch; sie ist ein Zeichen für und abhängig von einer falschen vorherigen Annahme oder Vermutung. Die scheinbare Antinomie dient dem Erkenntnisgewinn, indem sie einen Fehler in der Gesamtheit aufdeckt und uns dazu anregt, unser bisheriges Denken zu überprüfen.

Widerspruch und Paradoxon sind eng verwandt, aber nicht dasselbe. Ein Paradoxon (d. h. ein einfaches, nicht ein doppeltes Paradoxon) ist nicht gleichzusetzen mit einer Antinomie. Man kann sie als kognitive Schwierigkeiten unterschiedlichen Grades betrachten. Aus dieser Perspektive betrachtet, wäre eine kategorische Antinomie eine Sackgasse, die jedes weitere Denken blockiert – ein Paradoxon hingegen ist ein milderer (eher hypothetischer) Widerspruch, der sich auflösen lässt.

Aus dem Vorangegangenen (und weiteren nachfolgenden Ausführungen) geht die entscheidende Rolle hervor, die Paradoxien in der Logik spielen. Die Logik paradoxer Aussagen beschränkt sich nicht auf einige wenige Sonderfälle wie das Lügnerparadoxon. Sie ist ein unverzichtbares Werkzeug der Erkenntnisgewinnung, das uns hilft, die Grundlagen des Denkens zu ergründen und unser Denken im Allgemeinen frei von logischen Fehlern zu halten.

Das Verständnis der paradoxen Formen ist keine Entdeckung der modernen Logik [23], obwohl es relativ jung ist (vielleicht datiert es auf die scholastische Logik des 14. Jahrhunderts n. Chr.).

[23] Charles Pierce (USA, 1839–1914) bemerkte beispielsweise, dass manche Aussagen alle anderen implizieren. Ich weiß nicht, ob ihm bewusst war, dass dies eine Eigenschaft widersprüchlicher oder logisch unmöglicher Aussagen ist und dass selbstverständliche oder notwendige Aussagen die gegenteilige Eigenschaft besitzen, von allen anderen impliziert zu werden. Ich vermute, er dachte eher an materielle als an strikte Implikation.

12. KAPITEL ZWÖLF

Aus *Ruminations* (2005),
Kapitel 1 (Abschnitte 4-6).

1. Widerspruch

Viele Menschen missverstehen, was wir Logiker unter „ *Widerspruch* “ verstehen. Der Widerspruch zu einem Begriff „A“ ist seine Negation, „nicht A“, was alles im Universum außer A bezeichnet, also genau dort, wo A in der Welt nicht existiert. Die Widerspruchsbeziehung zwischen A und Nicht-A ist wechselseitig, umkehrbar und vollkommen symmetrisch.

Die Anwesenheit von etwas (A) schließt dessen Abwesenheit (d. h. Nicht-A) in ebendiesem Ding aus, und umgekehrt, sofern alle Raum- und Zeitkoordinaten identisch sind. Dies schließt jedoch nicht die logische Möglichkeit aus, dass ein und dasselbe Ding teils A und teils nicht A sein kann. Daher lässt sich das Denkgesetz „entweder A oder nicht A“ auch quantitativer formulieren als „entweder ‚ganz A‘ oder ‚ganz nicht A‘ oder ‚teils A und teils nicht A‘“.

Manche Leute berufen sich auf diese Möglichkeit von drei Alternativen als Argument *gegen* die Gesetze des Denkens! Aber das ist ein Missverständnis – oder schlimmer noch, bewusste Sophistik.

Wenn etwas, z. B. „B“, etwas impliziert, aber nicht von Nicht-A impliziert wird, ist es (d. h. B) genauso „unvereinbar“ mit A wie Nicht-A, aber es widerspricht A nicht; es steht lediglich *im Gegensatz* zu A. Das

widersprüchliche Nicht-A von A unterscheidet sich von den Gegensätzen von A dadurch, dass *die Abwesenheit* von Nicht-A A impliziert, wohingegen im Fall bloßer Gegensätze wie B (oder B1 oder B2 usw.) diese zusätzliche logische Beziehung der „Vollkommenheit" nicht gilt.
Wenn Widersprüche in einer Disjunktion, „entweder A oder nicht A", formuliert werden, bedeutet diese Disjunktion sowohl gegenseitigen Ausschluss („oder" im Sinne von „nicht zusammen") als auch Vollständigkeit („entweder" im Sinne von „und es gibt keine andere Alternative"). Sie besagt: Wenn „A", dann nicht „nicht A"; und wenn nicht „A", dann „nicht A".
Andererseits lassen sich beliebig viele Gegensätze in einer Disjunktion anordnen: „A oder B oder B1 oder B2… usw.", sodass das Vorhandensein eines Disjunkts die Abwesenheit aller anderen impliziert. Eine solche Disjunktion ist jedoch nicht erschöpfend, es sei denn, wir legen fest, dass die Liste der Gegensätze vollständig ist. Ist diese Liste *tatsächlich* vollständig, so impliziert die Negation aller Disjunkte bis auf eines die Bejahung des verbleibenden. Somit kann „nicht-A" mit der erschöpfenden Disjunktion aller Dinge auf der Welt gleichgesetzt werden, die „im Gegensatz zu A" stehen.
Etwas, das sich von A *unterscheidet* , z. B. „C", ist nicht zwangsläufig widersprüchlich oder gar gegensätzlich zu A. **Allein die Tatsache der Verschiedenheit impliziert keine Unvereinbarkeit** . Unterschiedliche Dinge (wie A und C) können miteinander vereinbar sein, d. h. sie können gleichzeitig, zur selben Zeit und am selben Ort im selben Ding koexistieren. „Verschiedenheit" bedeutet lediglich, dass wir die betreffenden Dinge *unterscheiden können* : Sie sind also nicht ein und dasselbe, wenn sie uns bewusst werden. „Ähnliche" Dinge können äußerlich gleich erscheinen, aber nicht ein und dasselbe sein (z. B. zwei Exemplare derselben

Art); oder sie können ein und dasselbe sein (d. h. Teile eines Ganzen), aber dennoch nicht identisch.
So hängt beispielsweise die logische Beziehung zwischen den Farben Schwarz und Weiß davon ab, wie genau wir sie betrachten. Sie sind verschieden, weil sie unterscheidbar sind. Da sie auf verschiedenen Teilen derselben Fläche koexistieren können, sind sie im Allgemeinen vereinbar. An *sich* sind sie jedoch gegensätzlich; das heißt: Wenn ich eine Fläche oder einen Teil davon als vollkommen weiß wahrnehme und Sie *denselben* Ort und dieselbe Zeit als vollkommen schwarz wahrnehmen, sind unsere Aussagen unvereinbar [24]. Diese Unvereinbarkeit ist jedoch kein Widerspruch, da eine Fläche weder schwarz noch weiß sein kann.

2. Arten von Widersprüchen

Der Ausdruck „ **Widerspruch in sich** “ bezeichnet einen zusammengesetzten Begriff aus unvereinbaren Elementen, wie etwa „A und nicht A“ oder „A und B (wobei B im Widerspruch zu A steht)“. Ein solcher verschachtelter Begriff kann als paradox und in sich widersprüchlich bezeichnet werden, da er die Möglichkeit eines Widerspruchs impliziert und somit die Denkgesetze verneint. Daraus folgt (verallgemeinert, wenn man so will), dass „alles möglich ist“, einschließlich der Verneinung der Konjunktion „A und nicht A“.

---

[24] Unsere Meinungsverschiedenheit ist nicht terminologischer Natur, wohlgemerkt. Wir waren uns in der Vergangenheit einig darüber, welche Erfahrungen mit „schwarz“ und „weiß“ gleichzusetzen sind; hier gehen unsere Ansichten plötzlich auseinander.

> Der Begriff „illusorische Realität“ ist beispielsweise ein Widerspruch in sich. Andererseits sind Ausdrücke wie „ein unmenschlicher Mensch“ oder „ein antisemitischer Jude“ streng genommen keine Widersprüche; sie beschreiben natürliche Kombinationsmöglichkeiten, nur die verwendete Terminologie lässt sie oberflächlich betrachtet widersprüchlich erscheinen (d. h. es gibt Menschen, die sich unmenschlich verhalten, oder Juden, die ihr eigenes Volk hassen).

Die Aussage „A ist nicht A“ (oder „Etwas, das A ist, ist auch nicht A“) ist in sich widersprüchlich und impliziert daher „A ist A“, ihre widersprüchliche Form. Diese Aussage sollte, obwohl offensichtlich, explizit erwähnt werden, da sie zwei wichtige Konzepte miteinander verknüpft: „innere Widersprüchlichkeit“ und „die Logik der Paradoxien“.

Die Aussage „A ist nicht A“ ist logisch unmöglich, da sie gleichzeitig dasselbe behauptet und verneint. Daher ist die gegenteilige Aussage wahr. Diese Aussage, also „A ist A“, ist logisch notwendig, da *selbst ihr Widerspruch* „A ist nicht A“ sie impliziert.

Wer behauptet, „A ist nicht A“, gibt damit zu, dass „A ist A“ ist – ***ipse dixit*** , er hat es selbst gesagt! Wer hingegen behauptet, „A ist A“, ist in sich selbst konsistent.

Selbstwiderspruch besteht aus drei Elementen:

1. Die fragliche Aussage nennen wir P.
2. Das Eingeständnis, dass es sich um *eine assertorische Aussage handelt* , also eine Aussage, die etwas bejaht oder verneint.
3. Die Erkenntnis, dass alle assertorischen Aussagen Ansprüche auf Bewusstsein, Wissen, Wahrheit usw. *beinhalten* .

Angenommen, P (z. B. „Die Realität ist unerkennbar“), dann räumen wir ein, dass P impliziert: „Dies ist eine Behauptung“ – aber alle Behauptungen implizieren ein gewisses Wissen über die Realität – *daher* impliziert P Nicht-P. Es gibt einen Prozess von P zu seiner Negation, dessen Anerkennung die Logik verlangt. Diese Forderung kann nicht abgelehnt werden, ohne denselben Selbstwiderspruch zu begehen. Dies ist kein Zirkelschluss oder Beweis ad infinitum, sondern ein Appell an die Ehrlichkeit, ohne die kein Dialog möglich ist.
Dass alle assertorischen Aussagen etwas behaupten, ist ein Aspekt des Identitätsgesetzes. Das Gesetz des Widerspruchs lässt sich in diesem Argument erkennen: Alle Behauptungen behaupten etwas; P ist eine Behauptung; daher behauptet P; wenn P also das Behaupten verneint, impliziert P Nicht-P. Auch das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten ist hier implizit enthalten, da uns bewusst ist, dass wir P entschieden ablehnen müssen.

3. Doppelmoral

Widersprüche treten im Diskurs in vielfältiger Form auf. Sie sind nicht immer offensichtlich, sondern können in der Tatsache, dass eine Aussage getroffen wird, oder in den angewandten Beurteilungsmaßstäben verborgen sein.
Eine Behauptung kann paradox sein, weil sie **in sich selbst einen Widerspruch enthält** , obwohl sie auf den ersten Blick nicht widersprüchlich erscheint. Solche Widersprüche sind nicht immer formaler Natur, erfordern aber das Verständnis der Bedeutung der verwendeten Begriffe. Diese

Form des indirekten Selbstwiderspruchs wird als „Gestohlener-Konzept-Fehlschluss“ bezeichnet [25].
Beispielsweise kann die skeptische Behauptung „Ich weiß nichts“ als widersprüchlich zurückgewiesen werden, denn sobald sie jemand äußert – jemand, der *die Bedeutung der Begriffe „Ich“, „wissen“ und „nichts“ versteht und beabsichtigt* –, ist dies an sich schon ein absoluter Beweis dafür, dass die betreffende Person *etwas „weiß“* , woraus sich die ursprüngliche Behauptung (völliger Unwissenheit) als unausweichlich widersprüchlich und somit notwendigerweise falsch erweist.
In solchen Fällen liegt die stillschweigende Annahme also darin, dass einer der verwendeten Begriffe („nichts wissen“) implizit die fragliche Handlung („wissen, dass ich nichts weiß“) einschließt, als Beispiel, das der expliziten Behauptung widerspricht. (Die Umformulierung der Aussage in „Ich weiß *nichts* “ ändert natürlich nichts an ihren zugrunde liegenden Annahmen.)
Es gibt unzählige Beispiele für solche inhärenten Widersprüche. Zu sagen „Ich habe nichts zu sagen“ ist eine Aussage. Die Behauptung „Wir haben kein Gedächtnis“ ist widersprüchlich, da jeder einzelne Begriff darin ein Wort, ein Konzept und Hintergrunderfahrungen voraussetzt, an die sich der Sprecher – und auch der Zuhörer – erinnern. Ein amüsantes, gängiges Beispiel ist: „Ich spreche kein Wort Englisch!“
Eine weitere wichtige Form verdeckter Selbstwidersprüchlichkeit ist die Anwendung eines **doppelten Standards** . Dieser besteht darin, an den eigenen Diskurs weniger strenge Beurteilungsmaßstäbe anzulegen als an den Diskurs der intellektuellen Gegner. Viele

---

25 Von Ayn Rand und (ich glaube) Nathaniel Branden.

philosophische und insbesondere politische und religiöse Diskurse greifen auf solch eine ungleiche Methodik zurück.
Der Widerspruch, der einem Doppelstandard innewohnt, wird sofort deutlich, wenn man das Wissen und die Methodik des Anwenders als Ganzes betrachtet. Aus dieser umfassenderen Perspektive ist der Anwender eines Doppelstandards eindeutig inkonsequent, selbst wenn sein Diskurs bruchstückhaft betrachtet oberflächlich betrachtet in sich schlüssig erscheinen mag.

> Ganze Philosophien können auf solchen Fehlschlüssen beruhen. Beispielsweise setzt der Phänomenalismus als allgemeinen Maßstab die Beschränkung des Wissens auf Sinnesdaten fest, ohne Extrapolationen von diesen auf angenommene äußere materielle Objekte zuzulassen – dennoch kritisiert er seine eigenen Schlussfolgerungen nicht anhand desselben starren Maßstabs.

Dieser Fehlschluss kann auf zwei Arten begangen werden: Man kann für den eigenen Diskurs lockere Maßstäbe anlegen, während man scheinbar universelle Normen auf den Diskurs der Gesprächspartner anwendet; oder man kann scheinbar universelle Normen auf sich selbst anwenden, während man gleichzeitig übermäßig strenge Normen für andere erfindet. Man kann *sich selbst von den üblichen logischen Regeln ausnehmen* oder ungewöhnliche logische *Forderungen an andere stellen* .
In beiden Fällen verstößt derjenige, der mit zweierlei Maß misst, gegen das logische Gebot der Einheitlichkeit. Eine Grundannahme der Vernunft ist, dass alle Menschen epistemologisch auf demselben Stand sind. Gerechtigkeit ist ein Aspekt des gesunden Menschenverstands. Erfahrung und Logik müssen genutzt werden, um sich selbst und andere zu überzeugen, nicht sophistische Manipulation oder Autorität.

Beurteilungsmaßstäbe müssen fair und allgemeingültig sein; alle Äußerungen müssen gleichbehandelt werden. Werden Unterschiede vertreten, müssen diese überzeugend begründet werden. Das Gleichheitsprinzip beinhaltet zwar Verallgemeinerungen; die Beweislast liegt jedoch bei jeder vorgeschlagenen Spezifizierung dieses Prinzips.
Ein Beispiel für Doppelmoral ist der Verweis auf den Kulturrelativismus. Man versucht, Ideen oder Denkprozesse, die der Vernunft widersprechen, zu rationalisieren, indem man behauptet, sie gehörten einem anderen kulturellen Rahmen an. Eine solche Toleranz wirkt vordergründig freundlich und aufgeschlossen, wird aber ohne Berücksichtigung ihrer negativen menschlichen und erkenntnistheoretischen Implikationen propagiert.

13. KAPITEL DREIZEHN

Aus *Ruminations* (2005),
Kapitel 1 (Abschnitte 7-10).

1. Sonderstatus der Gesetze

Die drei Denkgesetze dürfen nicht als aristotelische Voreingenommenheit missverstanden werden, die durch wissenschaftliche Entdeckungen – wie den Welle-Teilchen-Dualismus oder die Relativität der Raumzeitmessungen – infrage gestellt oder widerlegt werden könnte. Diese Denkgesetze sind vollkommen neutral; sie erheben keinen direkten, spezifischen ontologischen oder erkenntnistheoretischen Anspruch, sondern ordnen den Akt und das Konzept solcher Ansprüche rational ein – daher ihr Name.

Diese Gesetze beschreiben, wie wir komplexe Erfahrungen verarbeiten und Schwierigkeiten im Denkprozess (Begriffe, Aussagen und Argumente) lösen. Nur mit dieser Logik können wir die Welt um uns herum und in uns verstehen. Indem Aristoteles diese Wahrheiten explizit formulierte, ermöglichte er es den Menschen, fortan bewusst jene Logik anzuwenden, zu der sie bereits unbewusst neigten.

Diese Gesetze *schließen Folgendes aus: ab initio* , die Vorstellung, dass etwas eine bestimmte Eigenschaft gleichzeitig besitzen und nicht besitzen kann oder weder besitzen noch nicht besitzen kann – *am selben Ort, zur selben Zeit und in derselben Hinsicht* . Diese letztere Spezifikation, die Aristoteles deutlich und wiederholt

betonte, wird oft von jenen ignoriert, die diese Gesetze für entbehrlich halten.

Dass beispielsweise ein Stein auf der einen Seite blau und auf der anderen rot ist, ist kein Widerspruch, da sich die verschiedenen Farben in unterschiedlichen Bereichen befinden. Auch die Tatsache, dass sich die Farben im Laufe der Zeit verändern können, ist keine Antinomie: Der Begriff der Zeit soll dies gewährleisten. Dass Sie und ich dasselbe Objekt aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten und unterschiedliche Aspekte davon sehen, ist nicht verwunderlich. Dass meine und Ihre Weltsicht nicht völlig identisch sind, ist angesichts unserer unterschiedlichen Erfahrungs- und Denkweisen durchaus verständlich.

Die Denkgesetze ignorieren oder leugnen nicht das *Auftreten* von Widersprüchen oder ungelösten Problemen; sie zeigen uns lediglich, dass solche Erscheinungen *Illusionen und nicht Realitäten sind* . Sie sind genau dazu da, uns zu helfen, solche scheinbaren Diskrepanzen zu berücksichtigen und sie auf irgendeine Weise aufzulösen. Wir benötigen diese Denkgesetze auch weiterhin in den komplexeren Fällen, die die moderne Physik aufdeckt.

Die Relativitätstheorie ist der Versuch, die überraschende empirische Konstanz der Lichtgeschwindigkeit zu erklären, unabhängig von der Messrichtung. Sie behauptet nicht, dass es keine absoluten Wahrheiten gibt, sondern dass eine bestimmte Betrachtungsweise der entdeckten überraschenden Ereignisse diese rational erklärbar macht. Die Theorie geht davon aus, dass diese Betrachtungsweise wahrscheinlich (induktiv) die beste Erklärung ist und widerlegt im Grunde alle, die ihr widersprechen (es sei denn, sie liefern eine induktiv bessere Erklärung, die besser mit den empirischen Befunden übereinstimmt). Sie leugnet nicht die Gesetze des Denkens, sondern wendet sie an.

Ebenso wenig stellt die Entdeckung, dass sich dieselben Dinge mal wie Teilchen, mal wie Wellen verhalten, ein Argument gegen die Gesetze des Denkens dar. Ob wir diese Dualität nun erkenntnistheoretisch oder ontologisch deuten, etwa aufgrund unterschiedlicher Beobachtungs- oder Materialumstände, bleibt es ein rätselhaftes Ergebnis, dem wir uns stellen müssen. Genau diese realistische Haltung fordern die Gesetze des Denkens. Jeder Versuch, dieses Ergebnis zu interpretieren, ist letztlich ein Versuch, es rational verständlich zu machen, damit es uns nicht als logisch unmöglich erscheint.

Unter keinen Umständen dürfen Wissenschaftler oder Philosophen ernsthaft behaupten, die Denkgesetze seien aufgehoben. Eine solche Behauptung ist widersprüchlich – denn ihr Gegenteil wäre ebenso akzeptabel. Es ist, als ob nichts gesagt worden wäre. Es ist die Leugnung der Vernunft, die Institution des Wahnsinns. Die drei Denkgesetze bilden somit zusammen *den unumstößlichsten und universellsten Bezugsrahmen rationalen Denkens* .

Beachten Sie auch, welchen Schwerpunkt die Denkgesetze auf *die Existenz legen* . Ein häufiger Irrtum von Leugnern dieser Gesetze besteht darin, „Nicht-Existenz“ als eine andere Art von Existenz zu betrachten, als eine Parallelwelt oder einen Ort jenseits von Raum und Zeit, *aus* dem neue Existenzen hervorgehen und *zu* dem abgeschlossene Existenzen zurückkehren! Diese Menschen werden durch sprachliche Gewohnheit in die Irre geführt und *verdinglichen* den Begriff „Nicht-Existenz“.

Was auch immer positiv erscheint, existiert in diesem Maße. Die Existenz wird in Zweifel gezogen, sobald wir Annahmen über das Erscheinende treffen – d. h., sobald wir additiv vermuten, was dahinter verborgen liegen könnte. An diesem Punkt entsteht die Dichotomie zwischen Realität und

Illusion. Ebenfalls an diesem Punkt kommt die rationale Negation *ins* Spiel – wenn wir sagen: Dies ist zwar scheinbar, aber (da es eine Antinomie hervorruft) *nicht* real, sondern eine Illusion.
Der Begriff der *Nichtexistenz* entbehrt somit jeglicher direkten empirischen Grundlage. Er basiert auf einem rationalen Akt im Verhältnis zu Existenzerfahrungen. Er ist lediglich ein Produkt der Einbildungskraft, ein gedanklicher Sammelbecken für *Ideen* , die den Test der existentiellen Grundlage nicht bestanden haben.

2. Motoren des rationalen Denkens

Es ist wichtig zu erkennen, dass die Gesetze des Denkens **Sie** *sind die Triebfedern rationalen Denkens* . Sie erzeugen Fragen und die Suche nach Antworten; sie nähren die Neugier und beflügeln die Forschung. Wenn wir uns mit dem Status quo zufriedengeben, wie widersprüchlich oder unvollständig er auch erscheinen mag, kommt unser Denken zum Erliegen. Wir verlieren die Perspektive und werden unwissend. Wir verlieren an Intelligenz und werden dumm. Wir verlieren den Bezug zur Realität und werden wahnsinnig.
Betrachten wir die *Irrelevanz* einer hypothetischen Leugnung der Denkgesetze für die Wissenschaft. Laut Einsteins Relativitätstheorie kann sich beispielsweise nichts schneller als Licht bewegen, dennoch wurde festgestellt, dass sich Teilchen augenblicklich beeinflussen können, selbst wenn sie weit voneinander entfernt sind. Würde es uns angesichts eines solchen scheinbaren Widerspruchs trösten, einfach zu sagen: „Na ja, dann muss wohl das Gesetz des Widerspruchs falsch sein!“, und es dabei zu belassen? Natürlich nicht – das würde das Problem nicht wirklich lösen, sondern es lediglich

verdrängen. Unsere Gedanken würden nicht ruhen, bis eine tiefere, überzeugendere Erklärung gefunden wäre.
Widersprüche zu akzeptieren ist schlichtweg zu einfach und ausweichend. Ähnlich verhält es sich mit Verstößen gegen den Satz vom ausgeschlossenen Dritten: Wenn Sie mich fragen, ob X die Antwort ist oder nicht X, und ich antworte, dass es keines von beidem ist, sondern etwas Drittes, wären Sie mit einer solchen Antwort zufrieden? Ihr Wissen über die betreffende Frage wird dadurch nicht vollständig; es bleibt eine Lücke, die nur durch X oder Nicht-X geschlossen werden kann. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten erkennt genau diese *Unzulänglichkeit* solcher „weder noch"-Antworten an.

3. Cogito, Ergo Sum

Descartes' „ *Cogito, ergo sum* " [26]besteht aus zwei selbstverständlichen Aussagen: „Ich denke" (im Sinne von: Ich bin mir bewusst) und „Ich bin" (Ich existiere). Denn der Widerspruch jeder dieser Aussagen ist in sich widersprüchlich, d. h. er beinhaltet einen fremden Begriff und führt zu einem Paradoxon. So könnte „Ich bin nicht bewusst" nicht gedacht oder gesagt (oder gar gehört oder verstanden) werden, ohne bewusst zu sein. Ebenso könnte „Ich bin nicht" nicht ausgedrückt (oder beobachtet) werden, ohne zu existieren. Daher hatte Descartes völlig Recht, als er diese Aussagen als Axiome betrachtete, d. h. als erste Prinzipien, die nicht von vorherigen Prinzipien abhängen.

---

[26] Siehe Hamlyn, S. 137. Die hier gemachten Bemerkungen erheben selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich der *Cogito*- Aussage.

Man beachte außerdem, dass diese beiden Klauseln unabhängig voneinander axiomatisch wahr sind – was aber ist mit dem *„ergo“* , das nahelegt, dass die *Summe aus dem „cogito“* folgt ? Soll das „daher“ vielleicht eine Erkenntnisordnung implizieren, anstatt einen Schluss? Man könnte formal die Existenz aus dem Bewusstsein ableiten, in dem Sinne, dass ein bewusstes Wesen a fortiori ein existierendes Wesen ist; aber in der Praxis würde man niemals auf einen solchen Schluss zurückgreifen.
In der Praxis sind wir uns meiner Meinung nach anderer Dinge bewusst, bevor wir uns dessen bewusst werden – daher wäre es nicht korrekt, das „Ich denke“ vor das „Ich bin“ zu stellen. Man könnte argumentieren, dass ein Säugling zunächst innere Zustände erlebt, doch ich würde entgegnen, dass solche Zustände Folgen vorangegangener Empfindungen sind. Descartes’ Ordnung lässt sich jedoch logisch stützen, da das Subjekt, wenn es nicht über Bewusstsein verfügte, sich seiner Existenz nicht bewusst wäre. Das heißt, es bedeutet vielleicht: „Ich kann denken, also kann ich wissen, dass ich bin.“
Ich denke jedoch, die korrekte Interpretation ist folgende: Wenn wir uns einer Sache bewusst sind, egal welcher Art, bietet uns dies *die Möglichkeit, uns unserer selbst bewusst zu werden* , d. h., dass es ein Subjekt gibt, das sich dieser Sache bewusst ist, was auch immer sie sein mag. Daher lautet der erste Teilsatz nicht streng genommen: „ *Ich* denke“, sondern: „Bewusstsein von Dingen findet statt“ (oder „Gedanken ereignet sich“). Daraus ergibt sich der zweite Teilsatz *induktiv* , d. h. wir können durchaus annehmen, dass „etwas sich der Dinge bewusst ist“, d. h. „Gedanken haben sowohl ein Subjekt als auch ein Objekt“, d. h. „es gibt ein Ich“ (oder „Ich existiere“).

Das *Selbst* wird aus dem Erscheinen von Objekten abgeleitet – so argumentiert die Vernunft: Sie müssen vor jemandem erscheinen. Dies unterscheidet das Erscheinen vom bloßen Dasein: Es geschieht *durch* Erkenntnis *durch* jemanden. Descartes rechtfertigt somit unsere gewohnheitsmäßige Annahme eines erkennenden Subjekts mit dem Fakt der Erkenntnis. Es handele sich nicht um bloße grammatikalische Konvention, erklärt er, sondern „denken" *impliziere* „Ich".

4. Zum Thema Identität [27].

Wo beginnt und endet ein materielles Objekt angesichts des ständigen Zu- und Abflusses von Teilchen und Energie, selbst (über einen ausreichend langen Zeitraum) bei scheinbar festen Körpern? Wir müssen die *scheinbaren Grenzen* der Dinge als ihre raumzeitliche Definition verwenden. Oder, genauer gesagt, in Anbetracht der oben genannten Schwierigkeiten, ihre *illusorischen Grenzen* . Somit beruht unser Wissen über Materie auf willkürlichen, bewusst ungenauen Abgrenzungen von „Dingen".
Ähnliches lässt sich über mentale Objekte (z. B. Bilder, Töne usw.) argumentieren. Auf den ersten Blick scheinen ihre Grenzen offensichtlich; bei näherer Betrachtung erweisen sie sich jedoch als zweifelhaft – ungenau und unsicher. Daher lässt sich nicht überzeugend behaupten, die Grenzen materieller Körper seien mentale Projektionen. Sind die Grenzen mentaler Linien unsicher, so sind auch die Grenzen dessen, was sie begrenzen sollen, unsicher.

---

[27] Ich habe diese ontologische Frage bereits in Kapitel 10, Abschnitt 2 (siehe oben) erörtert.

Da wir geistige oder materielle Dinge letztlich nicht einmal gedanklich abgrenzen können, sind alle Abgrenzungen nichts weiter als verbale Konstrukte, also *Behauptungen, die wir nicht belegen können* . Diese Feststellung betrifft nicht nur Grenzfälle, sondern alle materiellen und geistigen Objekte.
Dies sind sehr radikale Fragen, die ernsthafte Skepsis hervorrufen. Es handelt sich um Prinzipien der Unbestimmtheit und des Zweifels, die weitaus beunruhigender sind als das Unschärfeprinzip, da sie die Gültigkeit jeglicher Geometrie (und damit im weiteren Sinne auch der Mathematik und Physik) grundsätzlich in Frage stellen.
Als einige griechische oder indische Philosophen Skepsis gegenüber der Möglichkeit menschlichen Wissens äußerten, bezogen sie sich vielleicht genau darauf. Wenn man die Dinge nicht abgrenzen kann, wie kann man dann präzise Begriffe und Aussagen formulieren? Und wie können wir ohne Präzision beurteilen, ob sie wahr oder falsch sind?
Während die Leugnung von Wissen an sich widersprüchlich ist, gilt dies nicht für die Leugnung von *präzisem* Wissen. Es ist möglich, die allgemeine Unbestimmtheit der Erfahrung zu beobachten, ohne das Gesetz der Identität zu leugnen. Wenn Unklarheit die Identität der Dinge ist oder wir schlichtweg nicht in der Lage sind, unsere Sinne ausreichend zu fokussieren, um diese Unklarheit zu überwinden, verharren wir – ob wir es wollen oder nicht – auf dieser Erfahrungsebene.
Das beste Gegenargument, das mir einfällt, ist, dass phänomenologisches Wissen immer noch eine Art Wissen darstellt und als Ausgangspunkt für tiefergehendes Wissen mittels *Adduktion dienen kann* . Das heißt, wir können weiterhin ontologische Hypothesen formulieren, die sich mithilfe von Vernunft und Erfahrung fortlaufend bestätigen

oder widerlegen lassen, selbst wenn der epistemologische Status der Erfahrung anfänglich lediglich phänomenologischer Natur ist.
Dies löst das Problem der Messung zwar nicht direkt, gibt uns aber Hoffnung auf einen indirekten Erfolg. Ich lasse die Frage offen und wende mich anderen Dingen zu.

14. KAPITEL VIERZEHN

Aus *Ruminations* (2005),
Kapitel 2 (Abschnitt 17).

1. Schein, Sein und Illusion

Die Phänomenologie resultiert aus der Erkenntnis, dass die Bausteine des Wissens Erscheinungen sind. Diese Erkenntnis wird durch eine Dialektik gewonnen, die aus These, Antithese und Synthese besteht, wie folgt.

(a) Zunächst betrachtet man natürlich alles, was man in Erfahrung oder Gedanken erlebt, als „ **real** “ (dies ist die Haltung des „naiven Realisten“).

(b) Dann, angesichts offensichtlicher Widersprüche und Wissenslücken, erkennt man logischerweise, dass manche Dinge, die zunächst real erschienen, irgendwann als unwirklich – also „ **illusorisch** “ – betrachtet werden müssen oder zumindest werden können (dies stellt eine kognitive Krise dar).

(c) Schließlich erkennt man, dass etwas, ob real oder illusorisch (und letztendlich real bleibt oder sich als das Gegenteil herausstellt), zumindest sofort (bedingungslos und absolut) als „ **scheinbar** “ anerkannt werden kann (dies ist die „phänomenologische“ Haltung, die die Krise löst).

Die Erkenntnis der Realität kann somit induktiv aus der Erkenntnis der Erscheinungen abgeleitet werden, dank des folgenden Prinzips (d): ***Man kann mit Fug und Recht annehmen, dass etwas, das real erscheint, tatsächlich real***

ist, solange es nicht als Illusion bewiesen oder zumindest aus einem bestimmten Grund in Zweifel gezogen wird . Dies kann als „subtiler Realismus“ bezeichnet werden und beruht auf der Erkenntnis, dass die bloße Erscheinung die Quelle aller Glaubwürdigkeit ist.

Die Phänomenologie folgt somit dem natürlichen Erkenntnisfluss, der darin besteht, einzelne Erscheinungen zunächst als real anzuerkennen, sie aber jederzeit als illusionär umzuklassifizieren, wenn sie spezifische logische Probleme aufwerfen, die nur auf diese Weise gelöst werden können. Der Begriff der „Erscheinung“ ist daher nicht streng primär, sondern ein Übergangsbegriff für problematische Fälle. Da er die Gemeinsamkeit von „Realität“ und „Illusion“ bezeichnet, ist er deduktiv primär. Da die Illusionen jedoch in der Praxis vor ihm erreicht werden, ist er induktiv sekundär.

Die Begriffe Erscheinung, Wirklichkeit und Illusion beziehen sich zunächst auf Erfahrungen; erst danach werden sie analog auf Abstraktionen angewendet, d. h. auf begriffliche Produkte der Erfahrung, die durch rationale Überlegungen wie Vergleich und Kontrast (d. h. Bejahung oder Verneinung und Messung) gewonnen werden.

Der Begriff „Fakt“ bezieht sich üblicherweise auf rein erfahrungsbasierte Daten, also das Rohmaterial des Wissens. Der gegenteilige Begriff „Fiktion“ bezeichnet in diesem Fall andere Wissensinhalte, also solche, die durch interpretative Hypothesen beeinflusst sind. (Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass wir uns in der Praxis natürlich nicht immer an solch strenge Definitionen halten und die Begriffe weiter oder enger fassen können.)

Die Begriffe Wahrheit, Falschheit und Unsicherheit entsprechen in ihrem Geltungsbereich denen von Realität, Illusion und Schein. Letztere bezieht sich auf den Inhalt von

Aussagen, während erstere die Aussagen selbst betrifft. Betrachtet man beispielsweise die Aussage „Hunde bellen“, so ist die Tatsache, dass Hunde bellen, eine „Realität“, während die Aussage, dass Hunde bellen, „wahr“ ist; analog verhält es sich in anderen Fällen.
Sobald wir all diese Konzepte als Bezeichnungen für unterschiedliche epistemologische und ontologische *Zustände verstehen* , wird deutlich, warum sie voneinander unterschieden werden müssen. Sie alle dienen als logische Instrumente – zur Klärung und Ordnung des Diskurses sowie zur Vermeidung von Verwirrungen und Widersprüchen.
Man beachte, dass die Phänomenologie keine skeptische Philosophie ist, die jegliche Realität leugnet und alles als Illusion abtut. Eine solche Haltung (in die allzu viele Philosophen fälschlicherweise verfallen sind) ist logisch widersprüchlich, da sie sich selbst als wahr beansprucht, gleichzeitig aber jede Möglichkeit von Wahrheit ablehnt. Der Begriff der Illusion verliert seine Bedeutung, wenn der der Realität geleugnet wird; Ungläubigkeit erfordert ein gewisses Maß an Leichtgläubigkeit. Zweifel basiert stets auf einem scheinbaren Widerspruch oder einer Wissenslücke; er ist also selbst Teil des Wissens.

2. Existenz und Nichtexistenz

Welcher Zusammenhang besteht zwischen den Begriffen *Existenz und Nichtexistenz?* (oder Sein und Nichtsein), und jene, die gerade Erscheinung, Wirklichkeit und Illusion aufgeklärt haben, könnte man fragen?
Zunächst mag der Begriff der Existenz mit dem der Realität oder, allgemeiner, mit dem der Erscheinung vergleichbar sein (um anzuerkennen, dass Illusionen existieren, auch wenn ihr Status nicht dem der Realität gleichkommt). Bei näherer

Betrachtung zeigt sich jedoch eine wichtige Abweichung, wenn Faktoren wie Zeit und Ort berücksichtigt werden.
Wir müssen Veränderungen unserer Erfahrung im Laufe der Zeit, im Raum und unter verschiedenen Umständen verbal ausdrücken können. Eine Erscheinung, ob real oder illusorisch, „existiert“ zu dem Zeitpunkt und an dem Ort ihres Erscheinens – kann aber zu einem früheren oder späteren Zeitpunkt oder an einem anderen Ort „nicht mehr existieren“. Die „Existenz“ von Erscheinungen ist flüchtig, lokal, bedingt und relativ.
Was heute erscheint, kann morgen verschwunden sein, obwohl es möglicherweise (oder auch nicht) weiterhin, weniger deutlich, in der Erinnerung anderer oder durch seine spezifischen Auswirkungen fortbesteht. Etwas mag hier in meinem Blickfeld erscheinen, anderswo aber fehlen. Man mag es unter bestimmten Umständen beobachten und dann seine Abwesenheit unter anderen bemerken.
Wir müssen daher verschiedene Erscheinungsweisen unterscheiden. In Bezug auf die Zeit: in der Realität, in der Erinnerung oder in der Antizipation; oder in Bezug auf die räumliche Positionierung. Oder wiederum in Bezug auf die Modalität: in der Realität, nur durch Potenzialität (d. h. unter anderen als den gegenwärtig wirksamen Umständen) oder durch Notwendigkeit (d. h. unter allen Umständen).
Zeit und Ort veranlassen auch zu einer Unterscheidung zwischen „Existenz“ und „Realität“ (oder „Wahrheit“), insofern als wenn etwas zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort aufhört zu existieren, die Realität seiner Existenz zu einer früheren Zeit und an einem früheren Ort davon unberührt bleibt.
Des Weiteren sind Erscheinungen für irgendjemanden irgendwo erkennbar – sie sind Bewusstseinsinhalte, Objekte der Erkenntnis. Auch der Existenzbegriff differenziert sich in

diesem Zusammenhang, indem man annimmt, dass das, was einem Subjekt erkennbar ist, für ein anderes nicht unbedingt gilt. Darüber hinaus möchten wir letztlich anerkennen, dass etwas möglicherweise auch dann existieren kann, ohne von irgendjemandem erfahren zu werden (wobei wir natürlich bei der Definition einer solchen Kategorie der Konsistenz halber einräumen müssen, dass wir das betreffende Objekt dadurch zumindest vage und indirekt begrifflich erfassen).
Wir gelangen somit zu der Erkenntnis, dass *der Begriff des Erscheinens relativ subjektiv ist und zwei unterschiedliche Faktoren umfasst: zum einen ein Objekt mit spezifischen Erscheinungsformen und zum anderen die Wahrnehmung dieses Objekts durch eine Person zu einem bestimmten Zeitpunkt und an einem bestimmten Ort* . Der Begriff der Existenz dient dazu, den objektiven Faktor vom im Begriff des Erscheinens impliziten Faktor des Bewusstseins zu trennen.
„Existenz“ ist daher notwendig, um „Erscheinung“ zu objektivieren und uns zu ermöglichen, das Objekt unabhängig vom Bewusstsein eines Subjekts zu begreifen. Wir müssen in der Lage sein, die uns erscheinenden Objekte als mitunter „weiterbestehend“ zu begreifen, selbst wenn wir uns ihrer nicht mehr bewusst sind. Darüber hinaus müssen wir Objekte betrachten können, die wir noch nicht persönlich erfahren haben und vielleicht nie erfahren werden. Auf diese Weise können wir unseren Geist über die bloße Erscheinung hinaus erweitern und durch Konzeption und Adduktion hoffen, die Existenz in einem umfassenderen Sinne zu erfassen.
Der Begriff der Existenz und seiner Negation sind somit zusätzliche Instrumente der Logik, die rationales Denken ermöglichen. Ohne sie wären wir nicht in der Lage, viele Unterscheidungen gedanklich auszudrücken. Folglich ist die

Aussage „Existenz existiert“ und „Nicht-Existenz existiert nicht“ keine bloße Tautologie, sondern ein Eingeständnis, dass die von uns verwendeten Worte bestimmte, nützliche Intentionen haben. Diese Aussagen stellen eine weitere Möglichkeit dar, die Gesetze des Denkens auszudrücken. Existenz kann nicht verneint und Nicht-Existenz nicht bejaht werden.

Wir unterscheiden nicht zwischen „Existierendem“ und „Nicht-Existierendem“, indem wir gedanklich zwei Arten von Dingen gegenüberstellen, etwa Äpfel und Dinge, die keine Äpfel sind. Das erkenntnistheoretische Szenario, das auf die meisten unserer Begriffe anwendbar ist, greift bei solch grundlegenden, eher pragmatischen Begriffen nicht. Hier geht es um Unterscheidung statt um Unterscheidung.

Während der Begriff „Existenz“ einen letztlichen Erfahrungsgehalt besitzt, hat „Nicht-Existenz“ keinen – denn die Verneinung von Tatsachen beruht nicht auf demselben mentalen Prozess wie die Bejahung. Wir erfahren niemals Nicht-Existenz – wir erfahren Existenz nur (in bestimmten Fällen) *nicht* . Der Begriff der Existenz wird nicht durch den Gegensatz zu dem der Nicht-Existenz konstruiert, da ersterer (per Definition) „alles“ und letzterer „nichts“ umfasst, und nichts ist nicht irgendetwas. Es gibt weder Zeit, Ort noch Umstände, die das Nichts beinhalten. Das Wort „Nicht-Existenz“ ist lediglich ein Sammelbegriff für all die Wörter und Sätze, die als bedeutungslos oder falsch identifiziert wurden.

Begriffe wie „Existenz“ und „Nichtexistenz“ sind keine gewöhnlichen Subjekte, Kopulae oder Prädikate; sie sind zu umfassend und grundlegend, um wie andere Begriffe behandelt zu werden. Wer eine Erkenntnistheorie oder Ontologie entwickelt, die zu dem Schluss kommt, dass „Existenz nicht existiert“ oder dass „Nichtexistenz existiert“,

hat die Logik der Adduktion nicht verstanden. Wenn ein Widerspruch zwischen Theorie und beobachteten Fakten besteht, ist es die Theorie (oder die ihr zugrunde liegende Argumentation), die infrage gestellt und verworfen werden muss, nicht die Fakten.

15. KAPITEL FÜNFZEHN

Aus *Ruminations* (2005), Kapitel 3 (Abschnitt 5), 5 (Abschnitt 1) und 6 (Abschnitte 3 und 4).

1. Pole der Dualität

Bezüglich des von vielen, insbesondere orientalischen Philosophen vertretenen Prinzips, dass *Pole der Dualität* (z. B. gut-böse, hell-dunkel usw.) entstehen gemeinsam – bestimmte Kommentare sind angebracht.

Orientalische Philosophen streben nach einem nicht-sortierenden Bewusstseinszustand, einem Gewahrsein vor der Unterscheidung; deshalb stellen Dualitäten in ihren Augen Hindernisse dar. Ein solches monistisches Bewusstsein wird jedoch selten, wenn überhaupt, erreicht.

Ich würde ontologisch antworten: Da wir uns Monismus vorstellen können, können wir uns auch ein Universum vorstellen, das *nur* Gutes oder *nur* Licht usw. enthält; d. h. eine Welt mit nur einer Polarität solcher Dualitäten ist logisch möglich. Natürlich wäre dies nur dann strikter Monismus, wenn diese Eigenschaft völlig isoliert wäre und keine andere Eigenschaft in der Welt vorkäme (d. h. nicht einmal die andere Polarität dieser Eigenschaft). Natürlich wären auch wir – diejenigen, die sich diese Welt vorstellen – darin nicht unterscheidbar, da es dann nur zwei Dinge in ihr gäbe – nämlich Objekt und Subjekt.

Man beachte jedoch, dass eine solche Einsamkeit der Existenz nicht auf jede beliebige Eigenschaft zutreffen kann.

Negative Konzepte wie „unvollkommen“ können nicht isoliert existieren [28]; d. h. eine *ausschließlich* unvollkommene Welt ist undenkbar, da ein Teil von ihr vollkommen bleiben muss, um überhaupt existieren zu können. Diese Bemerkung bezieht sich jedoch möglicherweise eher auf die nächste Beobachtung.

Aus erkenntnistheoretischer und psychologischer (und nicht ontologischer) Sicht steckt in dem genannten orientalischen Glauben ein Körnchen Wahrheit. Das heißt, *die Idee* des Guten oder Lichts ist ohne *die Idee* des Bösen oder der Dunkelheit nicht möglich. Die Vorstellung des einen Pols erfordert, dass wir uns *auch den anderen Pol ins Gedächtnis rufen,* um einen Kontrast zu schaffen. Dies liegt in den Mechanismen der Begriffsbildung begründet: Sie funktioniert durch *Unterscheidungen* und durch die Identifizierung der unterschiedenen Dinge.

Da Ähnlichkeiten nur durch den Kontrast zu Unähnlichem klassifiziert werden können, muss jedes Wort, jeder Begriff Raum für sein Gegenteil lassen; wir können einen Begriff nicht begreifen, ohne an sein Gegenteil zu denken. Man könnte also sagen: Obwohl X logisch gesehen Nicht-X vollständig ausschließt, könnte man psychologisch sagen, dass „X“ zu 99 % „X“ und zu 1 % „Nicht-X“ ist.

Ein weiterer wichtiger Punkt: Widersprüchliche Begriffe wie X und Nicht-X sind logisch gleichwertig, d. h. ihre formale Behandlung ist identisch. Phänomenologisch unterscheiden sich Bejahung und Verneinung jedoch deutlich: Erstere bezeichnet eine tatsächliche Erfahrung (phänomenal, sinnlich oder mental, oder nicht-phänomenal, intuitiv), während Letztere einen rationalen Akt, eine begriffliche Feststellung, dass eine erwartete Erfahrung nicht eingetreten ist, darstellt. Streng genommen sollten Erfahrungen also

---

28 Wie Alan Watts irgendwo feststellte.

bejahend, Verneinungen hingegen verneinend formuliert werden. In der Praxis wird dies jedoch selten befolgt.
Ein positives Wort wie „Stille“ oder „Ruhe“ kann ein negatives Ereignis (kein Geräusch, keine Bewegung) andeuten. Doch selbst in solchen Fällen kann ein positives Ereignis zugrunde liegen; in unseren Beispielen bezieht sich Stille zwar auf die Nichtwahrnehmung eines Geräusches, wir meinen damit aber möglicherweise vielmehr unseren Willen, Geräusche auszublenden. Dieser Wille ist etwas Positives, wenn auch ohne phänomenalen Charakter, das intuitiv erfahrbar ist.
Ich vermute, dass manche negativ konnotierte Wörter tatsächlich positive Erfahrungen beschreiben, auch wenn die negative Form aus gutem Grund bevorzugt wird. Beispielsweise bedeutet „unverfroren“ einfach „ohne Entschuldigung“, bezieht sich aber genauer betrachtet auf bestimmte Verhaltensmuster; obwohl es also formal negativ ist, ist die Intention eher positiv. Die negative Form ist jedoch kein Zufall, sondern dient dazu, das fehlende Element in den Verhaltensmustern aufzuzeigen, das diese sozial fragwürdig macht.

2. Zum Lügnerparadoxon[29]

Sobald wir begreifen, dass die Bedeutung von Wörtern in ihrer Intention liegt, sowohl einzeln als auch in ihrer Gesamtheit, wird die Lösung des Lügnerparadoxons ganz offensichtlich. Selbstbezug ist sinnlos, denn eine Intention kann sich nicht auf sich selbst beziehen, da sie noch nicht existiert; eine Intention kann nur etwas bereits Existierendes

[29] Im Anschluss an Kapitel 5, Abschnitt 2 (siehe oben).

intentionieren, beispielsweise eine andere Intention, die auf etwas Drittes gerichtet ist.
Angesichts dessen ist die Aussage „Diese Aussage ist falsch“ bedeutungslos, ebenso wie die Aussage „Diese Aussage ist wahr“. Beide können gleichermaßen als wahr oder falsch oder weder wahr noch falsch erklärt werden – das macht in ihrem Fall keinen Unterschied, da sich die Worte „diese Aussage“ auf nichts beziehen [30].
Obwohl die einzelnen Wörter dieser Sätze für sich genommen sinnvoll sind und die grammatikalische Struktur korrekt ist, impliziert der kollektive Mangel an Inhalt, dass ihr gemeinsamer logischer Wert gleich null ist. Selbstreferenz ist syntaktisch schlüssig, aber semantisch inkohärent. Es ist wie ein Zirkelschluss, der ins Leere führt und nirgendwohin konkret geht.
Die exklusive Aussage „ *Nur* diese Aussage ist wahr“ impliziert sowohl „ *Diese* Aussage ist wahr“ als auch „ *Alle anderen* Aussagen sind falsch“ – sie ist also äquivalent zur exzeptionellen Aussage „ *Alle* Aussagen *außer dieser* sind falsch“. Letztere wird oft von Philosophen behauptet, beispielsweise von solchen, die sagen: „Alles ist Illusion (außer dieser Tatsache)“.
Mein Punkt ist, dass solche Aussagen nicht nur den Fehlschluss der Selbstreferenz (d. h. „diese Aussage“) beinhalten. Solche Aussagen beinhalten zusätzlich einen Bezug auf „alle anderen“, der angreifbar ist, denn:

- Die Behauptung, Wissen über „alle anderen Aussagen“ zu besitzen, ist ein Anspruch auf *Allwissenheit* , eine Anmaßung, alles zu wissen, was es zu wissen gibt oder jemals wissen wird. Solche Aussagen werden in der Regel ohne glaubwürdige Begründung getroffen, obwohl

30 Siehe *Future Logic* , Kapitel 32.2.

sie allen bisherigen Erkenntnissen aus Erfahrung und Vernunft widersprechen.

- Sicherlich werden *auch andere* Thesen von solchen Philosophen als wahr angesehen und anerkannt. Sie sind im Allgemeinen recht gesprächig, ja sogar wortreich – sie behaupten nicht konsequent *nur* eine einzige These und verweigern jegliche weitere Aussage.
- Und natürlich ist formal betrachtet, wenn „dies" bedeutungslos ist (wie zuvor gezeigt wurde), dann ist auch „alle anderen", also „alles andere *außer diesem* ", bedeutungslos!

Das Lügnerparadoxon wird übrigens den alten Griechen zugeschrieben, entweder Eubulides von Milet (4. Jh. v. Chr.) oder dem früheren Epimenides von Kreta (6. Jh. v. Chr.). Ich weiß nicht, ob diese frühen Logiker seine Lösung bereits kannten, aber ein anonymer Text aus dem 14. Jh. n. Chr. (europäischer Herkunft?) soll erklärt haben, dass die Aussage des Lügners weder wahr noch falsch, sondern schlichtweg bedeutungslos ist. Diese Erklärung ist somit historisch gesehen viel älter als die moderne Logik (Russell et al., obwohl diese späteren Logiker die Angelegenheit sicherlich geklärt haben).[31]

3. Nicht-aristotelische „Logik"

Wie bereits erwähnt, strebten viele „moderne Logiker" seit dem späten 19. Jahrhundert danach, für die Logik das zu leisten, was Kopernikus für die Astronomie oder später Einstein für die Physik geleistet hatte. Jeder von ihnen schien von dem grandiosen Wunsch beseelt zu sein, ein vergleichbarer großer moderner Revolutionär auf dem Gebiet der Logik zu werden.

---

31 Siehe *Future Logic* , Kapitel 63, Abschnitte 3 und 6.

Damit begannen sie einen anhaltenden Angriff auf die Vernunft, einen wahren Karneval der Unvernunft, der nun schon über hundert Jahre andauert und verheerende Folgen für so manchen armen Verstand sowie für den sozialen Frieden und das Wohlergehen hat.

Ihr konzeptionelles Modell war die nichteuklidische Geometrie. So wie moderne Mathematiker bestimmte euklidische Axiome als fragwürdig, wenn nicht gar willkürlich, betrachteten, so versuchten auch diese modernen Logiker, die aristotelischen „Denkgesetze“ in Zweifel zu ziehen oder zu verwerfen und fanden ein neues System – eine „ *nichtaristotelische Logik* “.

Dies ist jedoch ein unmögliches Unterfangen, da [32]die Denkgesetze für die Vernunft grundlegender sind als Euklids Axiome (insbesondere das Gesetz über Parallelen). *Das geometrische Modell der Axiome und Theoreme ist nur oberflächlich auf die Logik anwendbar, da es selbst ein Aspekt oder eine Lehre der (aristotelischen) Logik ist* .

Als Mathematiker beschlossen, die traditionellen Axiome der Geometrie zu überprüfen, nutzten sie die Gesetze des Denkens *als Grundlage ihrer Argumentation* . Sie argumentierten: „Wir sehen keinen Widerspruch in uns selbst, keine doktrinäre Unstimmigkeit und nicht einmal (letztendlich) einen Widerspruch zur Erfahrung, wenn wir alternative Axiome und Systeme vorschlagen; daher sind Euklids Annahmen nicht exklusiv und unersetzlich.“

Dasselbe Argument lässt sich nicht auf die Logik selbst übertragen, ohne in einen Selbstwiderspruch zu verfallen. Wir können beispielsweise nicht auf den Welle-Teilchen-Dualismus verweisen und sagen: „Offenbar existieren Widersprüche in der Welt, daher werden wir das logische Axiom des Widerspruchs überprüfen“ – das ist

[32] Wie ich in *Future Logic* wiederholt erläutert habe .

unmöglich, denn eine solche Überprüfung wird gerade durch das Gesetz des Widerspruchs motiviert und glaubwürdig gemacht, nämlich als Versuch, eine scheinbar verlorene Konsistenz wiederherzustellen.

Die Methode, die eigenen Prämissen angesichts von Widersprüchen zu überprüfen und eine oder mehrere davon aufzugeben oder zumindest abzuändern, um die Konsistenz wiederherzustellen – genau diese Methodik ist eine Lehre der aristotelischen Logik! Wir können nicht sagen: „Ich verstehe, dass ich mich, wenn ich einen Widerspruch befürworte, dem Widerspruch aussetze; aber das stört mich nicht, weil es eine Art von Konsistenz darstellt – ich akzeptiere den Selbstwiderspruch."

Indem wir einen solch oberflächlich vernünftigen Vorschlag unterbreiten, bekräftigen wir die Universalität der Denkgesetze, ihre Grundlage der Vernunft und ihre dem Denken selbst innewohnende Natur. Die einzige denkbare Möglichkeit, diese Gesetze aufzugeben, bestünde darin, jegliches Denken, jeden Versuch rationaler Erkenntnis zu verwerfen. Logik kann nicht gegen sich selbst verwendet werden: Sie ist das Paradigma und der Inbegriff von Konsistenz.

Wir könnten vorschlagen: „A kann nicht-A sein" oder ein ähnliches „neues Axiom" für die Logik, doch der daraus resultierende Diskurs bleibt Unsinn – egal wie schön formuliert und geordnet, wie gut „systematisiert" er auch sein mag, indem er sich der Methoden der aristotelischen Logik bedient. Solche Vorschläge sind Betrug.

Wer solche Ideen vertritt, ist ein Betrüger, der die Leichtgläubigkeit und die Angst vieler Menschen ausnutzt. Es ist wie im Märchen von den neuen Kleidern des Kaisers, in dem Scharlatane dem Kaiser unsichtbare Kleider

verkauften, deren Existenz niemand zu leugnen wagte – bis ein Kind ihn darauf hinwies, dass er nackt war.
Es gibt schlichtweg *keine* „nicht-aristotelische Logik“ (d. h. ein logisches System, das ein, zwei oder alle drei Denkgesetze ablehnt). Ein solches System zu entwickeln, bedeutet nichts weiter als Worte auszusprechen. Diese Worte haben keinen kollektiven Inhalt, keine Bedeutung; hinter ihnen steht nichts außer der Vorstellung, dass etwas dahinterstecken könnte, weil der Satz aus einzeln bedeutungsvollen Wörtern besteht.
Eine „kopernikanische Wende“ ist in der Logik nicht denkbar: Sie wäre nicht nur antiaristotelisch, sondern auch antirational. Logiker müssen solche eitlen Ambitionen aufgeben und stattdessen bescheidener den Rahmen der logischen Analyse und das Verständnis der Logik erweitern. Ihre Aufgabe ist es, Logik zu betreiben, nicht sie zu zerstören. Vernunft ist ein kostbares Gut der Menschheit, und Logiker sollten ihre Hüter sein.
Würden Sie Ihr Leben beispielsweise einem Flugzeug anvertrauen, das von Ingenieuren gebaut wurde, die „nicht-aristotelische Logik“ praktizieren – Menschen, die sich inmitten von Widersprüchen und zwischen Wahrheit und Lüge wohlfühlen? Ähnlich verhält es sich in allen Bereichen menschlichen Handelns und Miteinanders: Logik ist eine Garantie für Vernunft und Sicherheit.

4. Postmoderne „Logik “

Als ob solche irrationalen Strömungen nicht schon genug wären, gibt es (wie ich höre) eine neue Generation von „ *postmodernen* “ Logikern und Philosophen, die selbst den Anschein von Verantwortlichkeit ablehnen und jede Diskussion, die sich scheinbar mit „Logik“ befasst, für

akzeptabel halten. Dies ist natürlich Teil eines breiteren Trends, der nicht auf unser Fachgebiet beschränkt ist.

Als Relativisten greifen diese Leute nichts und niemanden direkt an. Sie sind nicht bloß Antirationalisten: Ihnen ist die Vernunft so gleichgültig, dass sie sich keiner Rechtfertigung schuldig machen. Sie sind natürlich die natürlichen Nachkommen der Moderne und führen deren Lehren zu ihrer „logischen" Konsequenz. Sie sind konsequenter unlogisch als ihre Vorgänger, da sie der Vernunft nicht einmal mehr den Anschein von Treue schulden und ihr nicht einmal mehr Lippenbekenntnisse zollen müssen. Absurdität stört sie nicht, daher benötigen sie keine logische Rechtfertigung für ihre Doktrinen.

Diese Leute sind stolz auf ihren modischen Wahnsinn. Sie *streben* danach, so verwirrend und unverständlich wie möglich zu sein, denn was andere unmöglich verstehen können, muss umso tiefgründiger sein. Sie haben nur eine vage Vorstellung von Logik, versuchen aber, andere mit bedeutungslosen Symbolen und hochtrabender pseudowissenschaftlicher Terminologie zu beeindrucken. Sie reden unaufhörlich und formulieren gelehrte Scheintheorien, die jeder empirischen oder rationalen Überprüfung entgehen. Sie agieren eher als Betrüger denn als Wissenschaftler.

Ja, solche Leute gibt es tatsächlich; manche bekleiden sogar Lehrpositionen an renommierten Universitäten. Da die meisten Menschen – darunter auch einige in hohen akademischen Positionen, darunter auch Logiklehrer – wenig von Logik verstehen oder wissen, lassen sie sich von solch intellektueller Prahlerei und Täuschung leicht einschüchtern. Sie fürchten, ihre eigene Wissenslücke in Fragen oder Debatten preiszugeben.

Außerdem nützt es nichts, den Betrug anzuprangern; es scheint niemanden zu kümmern, denn nur wenige erkennen

die Bedeutung von Logik (abgesehen von einigen einfachen Formeln, die in der Computerprogrammierung benötigt werden). Vernunft ist aus der Mode gekommen, schon seit Generationen. Logik ist zu abstrakt; man kann sie nicht künstlerisch im Fernsehen präsentieren. Sie kann nicht besonders unterhaltsam sein: Sie erfordert Nachdenken.

16. KAPITEL SECHZEHN

Aus *Ruminations* (2005),
Kapitel 9 (Abschnitte 1-4).

ZUR NEGATION

1. Negation in Adduktion

Konzepte und Theorien sind hypothetische Konstrukte. Sie lassen sich (größtenteils) nicht endgültig beweisen, sondern nur durch wiederholte Erfahrung bestätigen. Dies ist der positive Aspekt der Adduktion: die Darlegung von Belegen zur Stützung rationaler Konstrukte. Dieser positive Aspekt ist selbstverständlich unerlässlich, denn ohne konkrete Beweise ist eine Abstraktion nichts weiter als ein Hirngespinst, eine wilde Spekulation. Je mehr Belege wir dafür anführen, desto verlässlicher wird unser Konzept oder unsere Theorie.

Doch wie Francis Bacon erkannte, wird die bisherige Darstellung der Adduktion ihr nicht gerecht. Ebenso wichtig wie die positive Seite der Beweisführung ist ihre negative Seite: die Ablehnung von Hypothesen, deren Vorhersagen im Widerspruch zur Erfahrung stehen. Wie er betonte, genügt selbst bei zahlreichen Bestätigungen *eine einzige* falsche Vorhersage, um eine Hypothese zu verwerfen.

Im weiteren Sinne bedeutet dies, dass es beim Adduktionsprozess um die Auswahl der wahrscheinlichsten

Hypothese aus zwei oder mehr (bereits entwickelten oder noch zu entwickelnden) Erklärungen eines Sachverhalts geht. Jede dieser Erklärungen kann zahlreiche „positive Instanzen“ (d. h. empirische Belege, die sie stützen) aufweisen; und solange alle noch konkurrenzfähig sind, bevorzugen wir möglicherweise diejenigen mit den meisten solchen Instanzen. Entscheidend für unseren konzeptuellen/theoretischen Fortschritt sind jedoch die sukzessiven *Ausschlüsse* von Aussagen, die sich als „negative Instanzen“ (d. h. empirische Belege gegen sie) erweisen.

Das oben Genannte ist allgemein bekannt und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Diese Theorie der induktiven Logik hat sich in der Neuzeit als äußerst erfolgreich erwiesen und bildet das Fundament der wissenschaftlichen Methode.

Doch bei näherer Betrachtung ist die Sache nicht so einfach und unkompliziert, wie es zunächst scheint!

Betrachten wir beispielsweise die Frage, ob es Wasser auf dem Mars gibt oder nicht. Es scheint, dass die Aussage „Es gibt Wasser auf dem Mars“ induktiv viel einfacher zu beweisen ist als die widersprüchliche Aussage „Es gibt kein Wasser auf dem Mars“. Beide Aussagen sind Hypothesen.

Die These würde zumindest teilweise bestätigt, wenn mithilfe bestimmter Instrumente aus der Ferne deutliche Hinweise auf das Vorhandensein von Wasser gefunden würden; sie würde noch stärker untermauert, wenn eine Probe vom Mars zur Erde gebracht und bei der Analyse Wasser nachgewiesen würde. In beiden Fällen bliebe die Existenz von Wasser auf dem Mars jedoch bis zu einem

gewissen Grad ungewiss, da später Einwände gegen unsere instrumentellen Annahmen erhoben werden könnten oder die Probe auf dem Transportweg verunreinigt werden könnte. Dennoch ist in dieser Angelegenheit eine nahezu sichere Gewissheit denkbar.

Die negative These hingegen ist durch Erfahrung viel schwieriger zu beweisen. Wir können sie jedoch insofern annehmen, als die positive These bisher nicht weitgehend bestätigt wurde. Solange wir also keine Beweise für die positive These gefunden haben (d. h. Wasser auf dem Mars), sollten wir eher die negative These bevorzugen. Letztere ist aber nur insofern verlässlich, als wir versucht haben, erstere zu bestätigen, und dabei gescheitert sind. Wenn wir ernsthaft und mit allen erdenklichen Mitteln nach Wasser gesucht und keines gefunden hätten, könnten wir mit angemessener Sicherheit davon ausgehen, dass es dort kein Wasser gibt.

In unserem Beispiel ist die negative These also tatsächlich *schwieriger* zu beweisen als die positive. Sie *beruht auf einer Verallgemeinerung* , einem Gedankengang von „Wo und wie wir auch immer auf dem Mars nach Wasser gesucht haben, wir ***haben keines gefunden*** “ zu „ ***Es gibt kein*** Wasser auf dem Mars“. Man beachte jedoch, dass es durchaus denkbar ist, dass eines Tages irgendwo anders auf dem Mars ein Tropfen Wasser gefunden wird, Jahrhunderte nachdem wir zu dem Schluss gekommen sind, dass es keins gibt.

Diese Analyse zeigt deutlich, dass Bacons Rasiermesser, „Wichtig ist das negative Beispiel“, etwas zu simpel ist. Es setzt voraus, dass ein negatives Beispiel genauso zugänglich

ist wie ein positives (wenn nicht sogar zugänglicher), was nicht immer der Fall ist.

In der Praxis kann ein negativer Fall induktiv weiter entfernt sein als ein positiver. Ausgehend von dieser Schlussfolgerung stellt sich die Frage: Ist der negative Fall *jemals* empirisch leichter zugänglich als (oder auch nur genauso zugänglich wie) der positive? Anders gefragt: *Wann* greift Bacons Induktionsbegriff tatsächlich?

Betrachtet man bedeutende historische Beispiele für die Ablehnung von Theorien, so mögen unsere Zweifel bestehen bleiben. Die Newtonsche Mechanik beispielsweise galt jahrhundertelang, bis sie durch die Entdeckung der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit (die zur Relativitätstheorie führte) und später durch die Entdeckung verschiedener subatomarer Phänomene (die zur Quantenmechanik führten) infrage gestellt wurde. In diesem Beispiel waren die vermeintlich „negativen Fälle“ im Grunde „positive Fälle“ – das einzig „Negative“ an ihnen war ihre Negation des Newtonschen Weltbildes!

Diese Überlegungen haben mich zu der Annahme geführt, dass die von Bacon erwähnte „Negation“ nur *relativ* zu einer bestimmten Abstraktion gemeint ist. Sein Rasiermesser sollte nicht als Plädoyer für absolute Negation verstanden werden. Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass die Daten, die zur Negation einer Idee herangezogen werden, im Wesentlichen positiv sind. Eine tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Wesen der Negation ist daher dringend geboten.

2. Positive und negative Phänomene

Man ging schon immer davon aus, dass es einen Unterschied zwischen positiven und negativen Begriffen gibt. Deshalb haben Logiker sie auch unterschiedlich benannt. Doch auch Logiker fanden es schwierig, diesen Unterschied substanziell auszudrücken. Dabei bestehen *signifikante phänomenologische Unterschiede zwischen positiven und negativen Phänomenen* **.**

a. Die konkrete materielle und geistige Welt besteht offenkundig nur aus positiven Einzelphänomenen, von denen wir einige wahrnehmen (sei es mit den Sinnen oder in unserem Geist). Diese existieren zumindest als Erscheinungen, wobei sich manche als real und andere als illusionär erweisen. Dies ist eine offenkundige phänomenologische, erkenntnistheoretische und ontologische Wahrheit.

Phänomene als „besonders“ zu bezeichnen, bedeutet, sich bewusst zu sein, dass sie räumlich und zeitlich stets begrenzt sind. Sie sind zwar vorhanden, aber endlich und vergänglich, d. h. sie sind offenkundig durch Vielfalt und Wandel gekennzeichnet.

> Normalerweise erfahren wir nichts Konkretes, das sich gleichmäßig ins Unendliche und in die Ewigkeit erstreckt (obwohl eine solche Totalität der Existenz durchaus existieren könnte und Mystiker behaupten, in tiefer Meditation ein Bewusstsein davon zu erlangen und es als „die ewige Gegenwart“ zu bezeichnen). Wir betrachten jedoch gemeinhin einige Dinge als so allumfassend. „Existenz“ gilt als Grundlage allen Seins; „Universum“ bezeichnet die Gesamtheit aller Seinsformen; und wir verstehen unter „Raumzeit“ die Ausdehnung aller Seinsformen. Aber nur „Existenz“ kann als Erfahrung

(eine allen Seinsformen innewohnende Eigenschaft) eingestuft werden; „Universum“ und „Raumzeit“ müssen als Abstraktionen gelten.

Die Grenzen des Einzelnen sind jedoch wahrnehmbar, ohne dass das Jenseits davon verneint werden muss, allein aufgrund der variablen Konzentration des Bewusstseins, d. h. der Ausrichtung der Aufmerksamkeit. Das heißt, obwohl das Benennen eines positiven Phänomens eine Verneinung erfordert (wir meinen „dies, aber nicht das“), lassen sich die Grenzen dieses Phänomens unabhängig von der Verneinung erkennen.

b. Negative Phänomene (und ebenso abstrakte Dinge, ob positiv oder negativ) hingegen hängen für ihre Existenz von einem Subjekt/Akteur ab – einer erkennenden „Person“ (oder synonym: einem Selbst, einer Seele oder einem Geist) mit Bewusstsein und Willen, die nach einem erinnerten oder vorgestellten positiven Phänomen Ausschau hält und es nicht wahrnimmt (oder im Falle abstrakter Dinge Einzelheiten vergleicht und gegenüberstellt).

Negative Einzelphänomene (und allgemeiner Abstraktionen) besitzen somit eine besondere, eher „relative“ Existenz. Sie sind nicht so unabhängig vom Subjekt wie positive Einzelphänomene. Das bedeutet nicht, dass sie im Kantischen Sinne „a priori“ oder „transzendental“ oder rein „subjektiv“ sind – sondern dass sie ontologische Potenziale darstellen, die sich erst im Kontext (rationaler) Erkenntnis verwirklichen.

Für eine solche Erkenntnis ist eine andere Art von Erfahrung erforderlich – die Selbsterfahrung des Subjekts, sein intuitives Wissen um seine Erkenntnisse und Willensakte. Da diese Erfahrung unmittelbar ist, kann sie ohne logische Schwierigkeiten positiv oder negativ sein. Das Subjekt schließt induktiv wie folgt:

Ich suche nach X;
Ich finde X nicht ;
Daher *ist X „nicht“* vorhanden.

Die negative Schlussfolgerung kann , genau wie eine positive Wahrnehmung oder Schlussfolgerung, „wahr“ oder „falsch“ sein. Sie ist in dem Maße wahr, wie die Prämissen wahr sind – d. h., dass die angebliche Suche nach X sorgfältig (intelligent, einfallsreich, gut organisiert, aufmerksam und gründlich) durchgeführt wurde und dass das angebliche Scheitern bei der Suche nach X nicht unehrlich ist (keine Lüge, die darauf abzielt, sich selbst oder andere zu täuschen).
nur auf Wahrnehmung beruhen ; sie beinhalten *notwendigerweise* einen Denkprozess – die vorherige mentale Projektion oder zumindest die Absicht des positiven Begriffs, den sie negieren.
Diese erkenntnistheoretische Wahrheit spiegelt eine ontologische Wahrheit wider – die Wahrheit, dass den „Abwesenheiten“ von Phänomenen phänomenale Aspekte fehlen. Ein „Nein“ ist keine Art von „Ja“.
Beachten Sie den logischen Unterschied zwischen „ **X nicht wahrnehmen** “ und „ **X nicht wahrnehmen** “. Wir haben keine direkte Erfahrung mit Letzterem, sondern können es nur indirekt durch *induktive Schlussfolgerung* (oder Extrapolation) aus Ersterem ableiten. Im Falle eines positiven Sachverhalts ist ein solcher Schlussprozess nicht nötig – man kann und nimmt X oft direkt wahr.
Angenommen, wir zeichnen ein Oppositionsquadrat für die Aussagen (und bezeichnen sie analog zu Standardpositionen) – „Ich nehme X wahr“ (A), „Ich nehme X nicht wahr“ (I), „Ich nehme X nicht wahr“ (E), „Ich nehme X nicht wahr“

(O). Die Aussage A ist erfahrungsbasiert, die Aussage I hingegen möglicherweise nur deduktiv erkennbar. Die Aussage E hingegen ist nicht erfahrungsbasiert, sondern nur induktiv aus der Aussage O (die auf Erfahrung beruht) erschlossen.

3. Positive Erfahrung geht der Verneinung voraus

Die Negation ist ein Grundpfeiler sowohl der deduktiven als auch der induktiven Logik und bedarf sorgfältiger Analyse. Wir müssen erkennen, dass sich negative Ausdrücke grundlegend von positiven unterscheiden, wenn wir das Wesen der Logik ergründen wollen. Die folgende Beobachtung erscheint mir für eine solche Analyse entscheidend:

> ***Wir können etwas Positives erleben, ohne vorher dessen Negation erlebt (oder darüber nachgedacht) zu haben, aber wir können nichts Negatives erleben, ohne vorher über das entsprechende Positive nachgedacht (und es daher zuvor in gewisser Weise erlebt) zu haben.***

a. Kognition ist in ihrer einfachsten Form Wahrnehmung. Unsere Wahrnehmungen beziehen sich stets *auf positive Einzelheiten* . Der Inhalt unserer grundlegendsten Kognitionen besteht aus phänomenalen Eindrücken wie Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten sowie anderen körperlichen Empfindungen, die scheinbar durch die Interaktion unserer Sinnesorgane mit der Materie entstehen – oder aus mentalen Äquivalenten dieser Phänomene, die scheinbar durch die Erinnerung an Sinneserfahrungen oder durch imaginäre Neukombinationen solcher vermeintlicher Erinnerungen entstehen.

Eine positive Erfahrung kann direkt und passiv gemacht werden. Wir können uns sozusagen zurücklehnen und

aufmerksam beobachten, was auch immer in unser Sicht- oder Hörfeld fällt. Genau das tun wir in der Meditation. Wir müssen nicht aktiv an etwas anderes denken (uns erinnern, visualisieren oder konzeptualisieren), um eine solche positive Erfahrung zu machen. Natürlich kann eine solche Beobachtung in der Praxis durch Gedanken (vorverbal oder verbal) erschwert werden – aber in manchen Fällen ist eine reine Erfahrung möglich. Dies muss logischerweise anerkannt werden, wenn Konzepte auf Wahrnehmungen beruhen sollen.

b. Bei *negativen Einzeldingen* verhält es sich grundlegend anders. Ein negatives Einzelding besitzt *keinen* spezifischen phänomenalen Inhalt, sondern ist *gänzlich* durch die „Abwesenheit" jener phänomenalen Inhalte definiert, die ein positives Einzelding konstituieren. Betrachte ich meine materielle oder geistige Umgebung, so nehme ich stets gegenwärtige Phänomene wahr. Die Abwesenheit eines Phänomens wird erst dann bemerkbar, wenn wir zunächst an dieses positive Phänomen denken und uns fragen, ob es gegenwärtig ist.

Es trifft zu, dass unser Feststellen des Fehlens eine empirische Wahrheit oder Tatsache widerspiegelt – doch Tatsache ist, dass wir das Negative schlichtweg nicht bemerken würden, ohne zuvor an das Positive gedacht zu haben. Negatives Wissen ist daher notwendigerweise (logisch bedingt) indirekter und aktiver. Es bleibt (im besten Fall) vollkommen in der Erfahrung verankert – doch solche negative Erfahrung erfordert einen rationalen Prozess (sei es verbal oder anderweitig).

Um eine negative Erfahrung zu machen, muss ich mir zuerst eine bestimmte positive Erfahrung vorstellen (mich daran erinnern oder sie erfinden); dann muss ich nach draußen schauen und sehen (oder hören oder was auch immer), ob

dieses Bild mit meiner aktuellen Erfahrung übereinstimmt; und erst dann (wenn dies tatsächlich nicht der Fall ist) kann ich schlussfolgern, eine negative Erfahrung gemacht zu haben.

Sich mit X auseinanderzusetzen, kann als eine Art Positionierung verstanden werden, von der aus man (gewissermaßen) das Nicht-X erfahren kann. Richtet man seine Aufmerksamkeit nicht zuerst auf X, kann man die Negation von X unmöglich erfahren. Man mag zwar allerlei seltsame und wunderbare Dinge erleben, aber eben nicht das Nicht-X.

Aus dieser Überlegung lässt sich schließen, dass Affirmationen zwar erfahrbar sind, Negationen jedoch ihrem Wesen nach rationale Handlungen darstellen (die Vorstellungskraft, Erfahrung und Intention beinhalten). Eine Negation setzt notwendigerweise Denken voraus: das Denken an die entsprechende Positive (das imaginative Element), das Prüfen ihrer Anwesenheit oder Abwesenheit (das erfahrungsbezogene Element) und die rationale Schlussfolgerung der „Negation" (das intentionale Element).

c. Der Negationsprozess kann Wörter beinhalten, muss es aber nicht.

Angenommen, ich mache eine kurzzeitige Wahrnehmung von Sehen, Hören usw. und bezeichne diese positive Erfahrung als „X". Der *Bewusstseinsinhalt,* auf dem ich den Begriff X basiere, ist eine spezifische Menge positiver Phänomene, also physische und/oder mentale Wahrnehmungen. Immer wenn ich von diesem X spreche, *stelle ich mir gedanklich* ein Objekt einer bestimmten Farbe und Form vor, das sich auf bestimmte Weise bewegt, bestimmte Geräusche von sich gibt usw.

Ganz anders verhält es sich mit der Negation eines so einfachen Begriffs, „nicht X". Letzteres lässt sich durch

keine spezifischen Wahrnehmungen definieren – es *bezieht sich auf keine wahrnehmbaren Eigenschaften* . Es kann nicht mit den positiven Phänomenen identifiziert werden, die zufällig in Abwesenheit derjenigen auftreten, die X konstituieren. Streng genommen ist Nicht-X also nur durch die Negation von X definierbar.

Es wäre allerdings nicht korrekt (außer im Nachhinein), zu sagen, dass „nicht-X“ alle Erfahrungen außer X (wie Y, Z, A, B usw.) umfasst. Denn wenn ich hier und jetzt nach X suche und es nicht finde, beziehe ich mich nur auf die gegenwärtige Erfahrung in meinem aktuellen Rahmen und nicht auf alle möglichen solchen Erfahrungen. Wir würden eine Situation ohne X nicht als „nicht-X“ bezeichnen, *ohne an X zu denken* ; stattdessen würden wir diese Situation positiv benennen (als „Y“, „Z“ oder Ähnliches).

So können wir etwas Konkretes „X“ benennen (oder wortlos daran denken), *nachdem* wir Phänomene erfahren haben, die es konstituieren; im Falle von „Nicht-X“ müssen wir uns jedoch notwendigerweise den Namen (oder einen wortlosen Gedanken) davon ausdenken, *bevor* wir es erfahren.

„Nicht-X“ ist somit bereits ein Konzept und keine bloße Wahrnehmung, selbst wenn „X“ lediglich eine Wahrnehmung bezeichnet (und erst recht, wenn „X“ selbst eine Abstraktion beinhaltet – was üblicherweise der Fall ist). Das Konzept „Nicht-X“ wird zunächst hypothetisch konstruiert und dann durch den versuchten, aber gescheiterten Wiedererlebensakt von X bestätigt.

Kurz gesagt, Negation – selbst auf der rein perzeptuellen Ebene – ist ein adduktiver Prozess. Sie ist niemals bloße Erfahrung. Ein negativer Begriff bezeichnet niemals die einfache Wahrnehmung einer negativen Sache, sondern besteht aus einer Hypothese mit einer perzeptuellen

Bestätigung. Negation ist stets sowohl konzeptueller als auch perzeptueller Natur.
Eine Theorie kann nicht widerlegt werden, bevor sie formuliert ist – ebenso kann X nicht als nicht vorhanden festgestellt werden, ohne dass wir zuerst an X denken.

4. Negation ist eine Absicht

Nun, hinter dem Wort „nicht“ verbirgt sich keine spezifische phänomenale Erfahrung. Negation hat keine besondere Farbe, Form, keinen Klang, Geruch, Geschmack oder Haptik, weder real noch illusionär! Was ist sie dann? Ich schlage Folgendes vor:
Negation als solche bezeichnet einen „mentalen Akt“ – genauer gesagt, einen Willensakt (oder noch präziser, einen Akt der Willenskraft) eines bewussten Subjekts. Konkret *ist Negation … Eine Absicht* . Beachten Sie, dass unser Wille zur Negation selbst *ein positiver Akt ist* , auch wenn unsere Absicht damit darin besteht, etwas anderes zu negieren.
Negation drückt eine Erfahrung aus – das „Nichterreichen“ dessen, wonach man gesucht hat. Ein kognitives Ergebnis wird bewusst angestrebt (die Wahrnehmung eines positiven Phänomens), bleibt aber aus (diese Erfahrung ist qualitativ eine Art Leiden, aber dennoch eine positive Absicht – wohlgemerkt) –, wodurch wir das Ding gedanklich (oder genauer: intentional) als „abwesend“ markieren, d. h. wir konstruieren eine Vorstellung der „Negation“ des Gesuchten.
Negation ist somit *kein Phänomen* (keine physische oder mentale Wahrnehmung), *sondern etwas Intuitives* (ein Willensakt im erkennenden Subjekt). „Intuition“ bedeutet hier wohlgemerkt die Selbsterkenntnis des Bewusstseinssubjekts und Willensakteurs. Es handelt sich um eine *nicht-phänomenale Erfahrung* . Diese

Selbsterfahrung ist unmittelbar: Wir müssen keine räumliche oder zeitliche Distanz überbrücken.
Wenn ein Subjekt die Existenz eines materiellen oder mentalen Phänomens verneint, nachdem es es in der Erfahrung gesucht und nicht gefunden hat, besteht diese „Verneinung“ aus einem besonderen Akt der Intention. Diese Intention bezeichnen wir als „Negation“ oder „Ablehnung einer Hypothese“. Sie findet im Subjekt statt, obwohl sie sich auf das Objekt bezieht.
Diese Absicht ist jedoch kein willkürlicher Akt. Wäre sie es, wäre sie rein subjektiv. Dieser Akt bleibt (im besten Fall) ausreichend von der Wahrnehmung abhängig, um als „objektiv“ beurteilt werden zu können. Das Subjekt muss immer noch prüfen, ob X vorhanden ist; bestätigt sich diese positive Erfahrung nicht im Rahmen seiner empirischen Prüfung, schließt es auf die Abwesenheit von X.
Tatsächlich kann sich eine anfängliche Negation bei genauerer Betrachtung als fehlerhaft erweisen; d. h. wir glauben manchmal, etwas sei „nicht da“, und stellen nach weiterer Untersuchung fest, dass es im Gegenteil „da“ ist. Daher sollte diese Negationstheorie nicht als Behauptung verstanden werden, dass unsere Negation etwas tatsächlich existieren lässt. Negation unterliegt den Prinzipien der Adduktion – sie basiert auf einem Anschein, der glaubwürdig ist, solange er bestätigt wird, sich aber später als falsch erweisen kann.
Wir können im Nachhinein von einer objektiven Abwesenheit sprechen, aber wir können „Abwesenheit“ nicht anders als als „Nicht-Anwesenheit“ definieren, und das „Nicht-“ ist hier kein Phänomen, sondern eine Intention. Die „Abwesenheit“ wird zwar erfahren, ist aber ohne die vorherige Frage des Subjekts „Ist X anwesend?“ *nicht wahrnehmbar* .

Abwesenheit wird also nicht vom Subjekt erzeugt, sondern durch dessen vergebliches Streben nach Präsenz wahrnehmbar gemacht. Denn, um es zu wiederholen: Nicht-X wird nicht als spezifischer Bewusstseinsinhalt erfahren, sondern als fortwährendes Unvermögen, jene positiven Phänomene zu erleben, die X für uns definieren.

Obwohl wir unmittelbar nur scheinbar Existierendes wahrnehmen, können wir induktiv auf nicht-scheinbares Existierendes schließen, da wir erfahren, dass Erscheinungen kommen und gehen und sich verändern können. Aus diesem Grund betrachten wir die Kategorien „Existenz“ und „Erscheinung“ als ungleich, wobei die erstere umfassender ist als die letztere. Ebenso schließen wir induktiv auf „objektive Abwesenheit“ aus dem „Suchen, aber Nichtfinden“, obwohl wir keinen direkten Zugang zur ersteren haben, sondern nur indirekt durch Extrapolation von der letzteren. Ein solcher Schluss ist gültig, und zwar mit einer Wahrscheinlichkeit, die proportional zu unserer gebotenen Sorgfalt ist.

Aus diesen Gründen betrachte ich die Negation als einen wichtigen Schlüssel zum Verständnis von Wesen und Status der Logik. Die Negation ist so grundlegend für das Denken, eine so entscheidende erkenntnistheoretische Tatsache, dass sie sich nicht auf etwas anderes reduzieren lässt.

Wir können es *grob* als die Absicht beschreiben, den vorgeschlagenen Punkt (aus irgendeinem Grund) von unserer mentalen Liste der Existenzgegenstände zu „streichen“. Dies erscheint jedoch zwangsläufig als Zirkelschluss oder als Wiederholung desselben Begriffs mit Synonymen. Es ist offensichtlich, dass *wir nicht über Negation sprechen können, ohne sie anzuwenden* . Daher sollten wir die Negation als grundlegenden Begriff der Logik anerkennen.

Nebenbei bemerkt: Die gegenwärtige Negationstheorie liefert der Biologie eine interessante Unterscheidung in Bezug auf vernunftbegabte Tiere.

Empfindungsfähige Wesen ohne die Fähigkeit zur Negation können nur auf die Gegenwart reagieren, wohingegen ein Organismus, sobald diese Fähigkeit auftritt (wie beim Menschen), gedanklich über das Hier und Jetzt hinausgehen kann. Ein rein sinnliches Tier reagiert lediglich auf gegenwärtige Ereignisse, wohingegen der Mensch Gefahren fürchten und sich auf sie vorbereiten kann.

Sobald die Fähigkeit zur Negation erwacht, kann der Geist beginnen *zu abstrahieren, Alternativen zu entwickeln und Hypothesen aufzustellen* . Gedächtnis und Vorstellungskraft sind notwendig, um eine positive Idee zu projizieren, doch die Absicht zur Negation ist ebenso erforderlich, um unzutreffende Projektionen zurückzuweisen. Ohne diese kritische Fähigkeit würden uns unsere Fantasien schnell in destruktive Situationen führen.

17. KAPITEL SIEBZEHN

Aus *Ruminations* (2005),
Kapitel 9 (Abschnitte 5-8).

ZUR NEGATION

1. Formale Konsequenzen

formale Konsequenzen nach sich ziehen . Der negative Begriff erweist sich nun als ein grundlegend anderer Begriff, obwohl er im allgemeinen Sprachgebrauch wie jeder andere Begriff behandelt wird.

Wir können etwas nur dann als „negativ“ bezeichnen, wenn es die Negation von etwas Positivem ist. Diese Feststellung ist im Wesentlichen logisch, nicht erfahrungsbasiert. Der Begriff „nicht“ hat keine Substanz an sich – er ist rein relativ. Das Positive muss erfahren oder gedacht werden, bevor das Negative überhaupt begriffen, geschweige denn empirisch gesucht werden kann. Dies gilt für intuitive wie für materielle oder mentale Objekte; und für Abstraktes wie für Konkretes.

Eine Schlussfolgerung aus dieser Erkenntnis der Negation lautet: „Nichtexistenz“ ist keine Form von „Existenz“. Nichtexistente Dinge können nicht der Existenz zugeordnet werden; sie sind nicht existent. Der Begriff „Nichtexistenz“ beinhaltet keinerlei Bewusstseinsinhalt – er dient im Diskurs lediglich als verbaler Ausdruck für jegliche Verneinung von „Existenz“. Existenzialistische Philosophen haben angeblich

ganze Bände über das „Nichtsein“ verfasst, doch wie Parmenides angeblich sagte:

> *„Man kann das Nichtsein weder erkennen noch darüber sprechen.“*

Dies ließe sich formal so ausdrücken und untermauern, dass ***die Obversion*** (zumindest die einer Negation – also das Schließen von „Dies ist nicht X“ auf „Dies ist nicht X“) im Wesentlichen ein künstlicher Prozess ist. Demnach ist das negative Prädikat (nicht X) nicht immer aus der negativen Kopula (ist nicht) ableitbar. Anders ausgedrückt: Die Formulierung „Es gibt kein X“ impliziert nicht „Es gibt nicht-X“; oder umgekehrt: „X existiert nicht“ impliziert nicht „nicht-X existiert“.

Wir können heuristisch annehmen, dass solche eduktiven Prozesse in den meisten Fällen funktionieren (d. h. zu keinem unlogischen Ergebnis führen), aber sie können in bestimmten Extremsituationen (wie beim Begriff „Nichtexistenz“) als ungültig erklärt werden! In solchen Fällen ist „nichtX“ „nur ein Wort“; es hat keine sinnvolle Bedeutung – wir haben nichts Bestimmtes im Sinn, wenn wir es aussprechen.

Logiker, die den wichtigen Unterschied der Negation noch nicht begriffen haben, tun sich schwer, solche formalen Unterscheidungen zu erklären. Ich weiß das, weil mir diese Erkenntnis über die Negation wohl erst in den letzten drei Jahren allmählich gekommen ist; und selbst jetzt verarbeite ich sie noch immer.

> Ein philosophischer Kritiker dieser Negationsauffassung kann sich nicht als objektiver Beobachter betrachten, der eine Situation postulieren kann, in der Abwesenheit existiert, aber nicht oder noch nicht identifiziert wurde. Denn auch dieser Kritiker ist ein Subjekt wie jedes andere und muss wie jeder andere die Herkunft und den

> Sinn seines Wissens erklären – einschließlich der Negationen, auf die er sich beruft. Ihm werden keine Sonderrechte eingeräumt.
>
> Wenn Sie also all das oben Genannte leugnen wollen, fragen Sie sich selbst und erklären Sie mir, wie Sie etwas leugnen wollen, ohne etwas zu leugnen zu haben! Zu behaupten, etwas Negatives zu wissen, ohne vorher an das entsprechende Positive zu denken, ist vergleichbar mit dem Anspruch auf ein absolutes Raum-Zeit-System – ein unmögliches Unterfangen für uns Normalsterbliche.

Es sollte außerdem betont werden, dass die obige Darstellung nur die einfachste Form der Negation beschreibt: die Negation eines Wahrnehmungsgegenstands. In der Praxis haben wir es jedoch meist mit weitaus komplexeren Situationen zu tun. Selbst das bloße Zeigen auf etwas Konkretes beinhaltet nicht nur einen positiven Akt („Folgen Sie meinem Finger hierher“), sondern auch einen Akt der Negation („Ich meine jedoch nicht, dass mein Finger darauf zeigen soll“).

Ein Großteil unseres gedanklichen Repertoires basiert auf imaginären Neukombinationen empirischer Daten. Zum Beispiel: Ich habe „rosa“ Dinge und „Elefanten“ gesehen und frage mich, ob es vielleicht „rosa Elefanten“ gibt. Solche hypothetischen Entitäten werden dann empirisch geprüft und können verworfen (oder bestätigt) werden. Abstraktion beruht jedoch nicht nur auf Negation, sondern auch auf quantitativen Urteilen (dem Vergleichen und Erleben dessen, was mehr oder weniger ist als das andere).

Abstraktion beginnt mit Erfahrungen. Diese werden durch Vergleiche und Gegenüberstellungen auf unterschiedliche Weise gruppiert. Die Negation spielt dabei eine entscheidende Rolle, denn um zwei Dinge zusammenzufassen, müssen wir sie nicht nur als einander

ähnlich, sondern auch als von anderen Dingen verschieden erkennen. Dieser Prozess ist mit viel Ausprobieren verbunden.
Auf dieser Ebene ist jedoch nicht nur die Verneinung, sondern auch die Bejahung ein rationaler Akt. Denn „Ähnlichkeit“ bedeutet, scheinbar eine bestimmte Eigenschaft in gewissem Maße gemeinsam zu haben, obwohl es zwangsläufig andere, nicht gemeinsame Eigenschaften oder Unterschiede im Ausmaß dieser gemeinsamen Eigenschaft gibt. Das Wesen der Bejahung ist hier also die „Messung“.
Doch die Natur misst nichts. Alles in ihr ist einfach, was es gerade ist (zu jeder Zeit und an jedem Ort). Nur ein Subjekt mit Bewusstsein misst: dies gegen jenes, oder dies und jenes gegen eine Norm.
Diese Abwägungsarbeit des erkennenden Subjekts ist jedoch nicht willkürlich (oder sollte es nicht sein, wenn das Subjekt die richtigen Einstellungen hat). Wie im obigen Fall der bloßen Negation beruht auch hier die Schlussfolgerung auf bestimmten bestehenden Erkenntnissen. Dennoch findet diese Arbeit ausschließlich im Rahmen der Kognition statt.

2. Negation und die Gesetze des Denkens

Logik lässt sich nicht richtig verstehen, ohne zuvor die Negation zu begreifen. Dies wird deutlich, wenn man bedenkt, dass zwei Denkgesetze die Beziehung zwischen positiven und negativen Begriffen betreffen. Ebenso setzt das Grundprinzip der Adduktion – dass aufgestellte Hypothesen empirisch geprüft und verworfen werden sollten, wenn sie falsche Vorhersagen treffen – ein Verständnis der Negation voraus.

a. Die sogenannten Denkgesetze sind in gewisser Weise Gesetze des Universums oder ontologische Gesetze – insofern das Universum ist, was es ist (Identität), nichts anderes ist als das, was es ist (Widerspruchsfreiheit) und etwas Spezifisches ist (ausgeschlossenes Drittes).
Sie haben phänomenologische Aspekte: Erscheinungen treten auf (Identität); einige stehen in scheinbarem Widerspruch zu anderen (eine Widerspruchssituation); in manchen Fällen ist nicht klar, was genau erschienen ist (eine Situation des ausgeschlossenen Dritten).
Sie können auch als erkenntnistheoretische Gesetze oder logische Gesetze dargestellt werden, da sie uns bei der Suche nach Erkenntnis leiten. Treffenderweise werden sie jedoch als Denkgesetze bezeichnet, da sie erst im Kontext kognitiver Akte als Aussagen entstehen.
Um dies zu verstehen, muss man den besonderen Status der Negation sowie andere (teilweise abgeleitete) wichtige Prozesse des menschlichen Denkens, wie Abstraktion, das Entwerfen alternativer Möglichkeiten und das Aufstellen von Hypothesen, berücksichtigen.
b. Die Auswirkungen dieser Erkenntnis auf die Denkgesetze liegen auf der Hand. Das Identitätsgesetz gebietet uns in erster Linie, die wahrgenommenen *positiven* Einzelheiten zu beachten. Doch das Gesetz des Widerspruchs und das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten beinhalten – wohlgemerkt – beide *Negation* . Genau darum geht es ihnen ja: Ihre Aufgabe ist es, *unseren Gebrauch der Negation zu regulieren* – uns im Einklang mit dem positiveren Identitätsgesetz zu halten!
Ihre Anweisungen bezüglich des subjektiven Aktes der Negation auf der Ebene der Wahrnehmung lauten wie folgt: Der Satz vom Widerspruch ***verbietet die Negation in der wahrnehmbaren Gegenwart des zu negierenden Dings*** .

Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten ***verbietet es, eine Unsicherheit darüber, ob ein gedachtes Ding gegenwärtig anwesend oder abwesend ist, als endgültig zu akzeptieren*** .
Wir können ein Negatives (Nicht-X) nur durch Negation des Positiven (X), das wir im Sinn haben, erkennen; es ist daher absurd, sich eine Situation vorzustellen, in der sowohl X als auch Nicht-X wahr sind (Satz vom Widerspruch). Ebenso ist es absurd anzunehmen, dass es eine dritte Alternative zwischen oder jenseits von X und Nicht-X geben könnte, wenn wir sorgfältig nachvollziehen, wie unsere Gedanken an X und Nicht-X in unserem Bewusstsein entstehen (Satz vom ausgeschlossenen Dritten).
Diese beiden Gesetze sind also keine willkürlichen Konventionen oder Zufälle, die in anderen Universen anders sein könnten, wie manche Logiker behaupten (weil sie leider auf der Ebene bloßer Symbole, „X“ und „Nicht-X“, verharren und die damit verbundenen kognitiven Fragen nicht tiefergehend untersuchen). Sie sind auch nicht gänzlich subjektiv oder gänzlich objektiv.
Diese Denkgesetze betreffen die Schnittstelle von Subjekt und Objekt, von Bewusstsein und Existenz – für jedes Subjekt, das mit rationalen Kräften ausgestattet ist, d.h. mit kognitiven Fähigkeiten, die über das Wahrnehmungsvermögen hinausgehen, zum Teil dank der Möglichkeit der Negation.
Aus diesem Grund sind sie universell anwendbar, unabhängig vom Inhalt der materiellen und geistigen Welt, mit der wir konfrontiert sind. Sie stellen für uns *die Beziehungen* zwischen Bejahung und Verneinung her, für jeden beliebigen Bewusstseinsinhalt.
c. Auf dieser Grundlage können wir den ontologischen Status der Denkgesetze besser verstehen. Sie haben keine wirkliche Existenz, da die konkrete Welt sie *weder benötigt*

noch gebrauchen kann , sondern in positiven Einzeldingen selbstständig existiert.
Die Gesetze sind jedoch ein Potenzial der Welt, das sich dann verwirklicht, wenn bestimmte Bewohner der Welt, die über die Gaben des Bewusstseins und des freien Willens verfügen, auf Negation, Abstraktion und andere kognitiv-volitionale Aktivitäten zurückgreifen, um die Welt zusammenzufassen und zu verstehen.
In einer Welt ohne Menschen (oder ähnliche Subjekte/Akteure) gibt es keine Negationen und keine „Universalien". Die Dinge sind einfach – positiv und konkret. Negation tritt in der Welt nur in Bezug auf Wesen wie uns auf, die nach etwas Positivem suchen und es nicht finden können. Gleiches gilt für „Universalien" – sie entstehen aus Vergleichen und Gegenüberstellen.
Bewusstsein und Willenskraft sind gemeinsam die Grundlage für Konzepte und alternative Möglichkeiten, für Hypothesen, die überprüft werden müssen. Nur in diesem Kontext entstehen logische Fragen wie Existenz oder Nicht-Existenz, Realität oder Illusion sowie Konsistenz und Vollständigkeit.
Es ist wichtig zu bedenken, dass die Denkgesetze selbst komplexe Abstraktionen sind, die Negationen implizieren – nämlich die negativen Begriffe, die sie diskutieren, sowie die Negation von logischem Nutzen und Wert im widersprüchlichen oder „mittleren" Denken. Tatsächlich sind alle „Gesetze" unserer Wissenschaften solche komplexen Abstraktionen, die Negationen beinhalten.
d. Die Erkenntnis, dass Negation im Wesentlichen ein willentlicher Akt ist, der mit Kognition verbunden ist, erklärt, warum die Denkgesetze sowohl präskriptive als auch deskriptive erkenntnistheoretische Prinzipien darstellen.

Die Denkgesetze sind insofern präskriptiv, als menschliches Denken fehlbar ist und der Mensch über Willenskraft verfügt und sich unberechenbar oder böswillig verhalten kann. Wäre der Mensch unfehlbar, bestünde keine Notwendigkeit, solche Gesetze zu studieren und freiwillig anzuwenden. Erkenntnis, wie alle Handlungen des freien Willens, folgt einer Ethik, und die Denkgesetze sind ihre obersten Prinzipien.

Die Denkgesetze sind deskriptiv, insofern wir sie üblicherweise explizit oder implizit in unserem Denken anwenden. Das bedeutet aber nicht, dass wir sie alle immer anwenden oder immer korrekt. Sie sind keine „Gesetze“ im Sinne von allgemeingültigen Verhaltensregeln. Manche Menschen sind sich ihrer nicht bewusst, was die Wahrscheinlichkeit fehlerhaften Denkens erhöht. Manche Menschen verzichten lieber darauf und tragen letztendlich die existentiellen Konsequenzen. Manche Menschen möchten sich an diese Regeln halten, schaffen es aber nicht immer.

Diese Vorgaben, als explizite Prinzipien, denen man bewusst folgen sollte, haben eine Geschichte. Soweit uns bekannt, wurden sie erstmals von einem Mann namens Aristoteles im antiken Griechenland formuliert. Er hielt sie für die beste Beschreibung der kognitiven Verhaltensmuster, die zu erfolgreicher Erkenntnis führen. Er hat sie nicht erfunden, sondern ihre absolute Bedeutung für das menschliche Denken erkannt.

Ihre Begründung ist jedem einleuchtend, der die induktiven und deduktiven logischen Beweise nachvollzieht, die bestimmte Logiker in diesem Zusammenhang entwickelt haben. Letztlich basiert sie auf einer ganzheitlichen Betrachtung der Wissensentwicklung.

Unsere hier gewonnenen Erkenntnisse über die Relativität von Negation und Abstraktion sowie die Erkenntnis ihrer

Rolle in den Gesetzen des Denkens dienen dazu, die Notwendigkeit und Universalität der letzteren weiter zu verdeutlichen.

3. Pures Erlebnis

Ein logisch vorrangiges Problem, das in diesem Zusammenhang vielleicht hervorgehoben werden sollte, ist *die Existenz reiner Erfahrung* , im Gegensatz zu Erfahrung, die durch Denkprozesse etwas beeinträchtigt ist.
Manche Philosophen behaupten, alle vermeintlichen „Erfahrungen" fielen in die letztgenannte Kategorie und leugnen die Möglichkeit ersterer. Doch ein solcher Skeptizismus ist offenkundig widersprüchlich: Wenn wir einen *Teil* einer Erfahrung als rein gedanklich anerkennen, genügt dies, um die Existenz reiner Erfahrungen zu begründen . Daher kann der Satz „Es gibt reine Erfahrungen" als Axiom der Logik, Phänomenologie, Erkenntnistheorie und Ontologie gelten. Dieser Satz ist selbstverständlich, denn ihn zu leugnen, ist widersprüchlich.
Beachten Sie, dass diese Aussage spezifischer ist als das naheliegendere „Es gibt Erfahrungen". Die Leugnung der letzteren bedeutet die Leugnung der Beweise, die vor unseren Augen (und Ohren, Nase, Zunge, Händen usw. – und auch vor unserem inneren Auge) liegen: Sie widerspricht direkt dem Identitätsgesetz. Philosophen, die sich einer solchen Leugnung schuldig machen, haben ohnehin keine stichhaltige Grundlage – denn es fällt ihnen dann schwer zu erklären, welche Bedeutung die Begriffe haben könnten, die sie in ihrer Leugnung verwenden. Wir alle müssen *eine gewisse* Erfahrung – eine gemeinsame Erscheinung (so diskutabel sie auch sein mag) – anerkennen, um überhaupt

etwas zu diskutieren (oder um überhaupt als Diskussion anerkannt zu werden).

Kehren wir nun zur Unterscheidung zwischen reinen und verfälschten Erfahrungen zurück. Dies betrifft die Beteiligung von Denkprozessen jeglicher Art – also von Schlussfolgerungen, Akten der Vernunft. Zu behaupten, es gäbe reine Erfahrungen, bedeutet nicht, zu leugnen, dass einige (oder viele oder die meisten) Erfahrungen tatsächlich durch begriffliche Tätigkeit (Abstraktion, Klassifizierung, Schlussfolgerung usw.) verfälscht sind.

Wir können ohne Weiteres zugeben, dass es uns allen oft schwerfällt, reine Erfahrung von Erfahrung, vermischt mit rationalen Handlungen, zu unterscheiden. Die Mechanismen der menschlichen Vernunft sind übermächtig und greifen ungefragt ein, wie jeder feststellt, der versucht, über reine Erfahrung zu meditieren. Es bedarf viel Übung, die beiden in der Praxis klar zu unterscheiden.

Doch sicherlich würde jeder Biologe zugeben, dass niedere Tiere zumindest die Fähigkeit besitzen, ohne das Zutun des Denkens zu erfahren, da ihnen das Denkvermögen fehlt. Dasselbe gilt in gewissem Maße auch für den Menschen – nicht nur für Reflexe, sondern auch deshalb, weil jegliches Denken nur in Bezug auf bereits vorhandenes, nicht-rationales Material möglich ist. Etwas zu verarbeiten bedeutet, etwas zu verarbeiten.

Ich habe bereits argumentiert, dass das, was Wissenschaftler als „Experiment“ bezeichnen, nicht als Grundlage der Wissenschaft gelten kann, sondern als eine Mischung aus intellektuellen (und in manchen Fällen sogar physischen) Handlungen und passiver Beobachtung verstanden werden muss (sei es nur die Beobachtung der Ergebnisse des Experiments, die von den verwendeten Detektions- und

Messinstrumenten angezeigt werden). Demnach ist Beobachtung kognitiv fundamentaler als Experiment.
Mein Ziel ist es hier zu betonen, dass die perzeptuelle „Negation“ notwendigerweise eine Mischung aus reiner Erfahrung und intellektuellen Akten darstellt. Sie ist niemals rein, anders als die Wahrnehmung positiver Einzelheiten (die mitunter notwendigerweise rein ist) – denn logisch kann sie das nicht sein, da man, um etwas zu verneinen, zunächst etwas im Sinn haben muss, das man verneinen (oder bejahen) kann.
Somit kann die Negation als einer der grundlegendsten Akte der Vernunft betrachtet werden – sie kommt vor der Abstraktion, da letztere in gewissem Maße auf Unterscheidungen und damit auf Negation beruht.

4. Beständigkeit ist natürlich

Es ist wichtig, an dieser Stelle noch einmal den Grundsatz zu betonen, dass *Beständigkeit die Natur ist* , während Inkonsistenz die Ausnahme darstellt.
Manche moderne Logiker haben den Begriff des „Widerspruchsbeweises“ entwickelt – doch dieser ist irreführend. Widersprüchlichkeit ist der natürliche Zustand des Wissens; sie bedarf keines (deduktiven) Beweises, und wir sind nicht in der Lage, einen solchen Beweis zu erbringen, da dies bedeuten würde, „das Pferd von hinten aufzuzäumen“. Der einzig mögliche „Beweis“ für Widersprüchlichkeit besteht darin, dass keine Widersprüchlichkeit festgestellt wurde. Widersprüchlichkeit ist eine induktive Gegebenheit, die nur sehr selten widerlegt wird. Unser gesamtes Wissen kann und muss als widersprüchlich angenommen werden, solange kein Grund zum Gegenteil besteht.

Kurz gesagt: Harmonie herrscht meist unbemerkt, während Konflikte gelegentlich überraschend ausbrechen. Man könnte sich nun fragen, ob dieses Prinzip mit dem hier verteidigten Prinzip vereinbar ist, dass Negative niemals an sich Gegenstand der Erkenntnis sind, sondern nur durch die Verneinung der entsprechenden Positiven existieren. Unser Prinzip, dass Konsistenz als selbstverständlich gilt, scheint zu implizieren, dass wir gelegentlich logische Einsichten in etwas Negatives haben *, das in* Konsistenz widerspricht!

Um dieses Problem zu lösen, müssen wir erneut die Unterscheidung zwischen reiner Erfahrung und den *Interpretationen* von Erfahrung betonen, die wir – unbewusst (durch bloße Absicht) oder bewusst – gewohnheitsmäßig in unsere Erfahrungen einfließen lassen. Im Allgemeinen beginnen wir fast unmittelbar nach dem Erleben, diese Erfahrung zu interpretieren und sie dynamisch mit unserem bisherigen Wissen zu verknüpfen. Jede Erfahrung erzeugt in uns fast zwangsläufig eine Kette von Assoziationen, Erklärungen usw.

Die Widersprüche, denen wir in unserem Wissen mitunter begegnen, betreffen nicht unsere reinen Erfahrungen (die notwendigerweise harmonisch sind, da sie ja nebeneinander existieren – man könnte hinzufügen: ganz harmonisch). *Unsere Widersprüche sind notwendigerweise Widersprüche zwischen einer Interpretation und einer reinen Erfahrung oder zwischen zwei Interpretationen* . Streng genommen offenbaren Widersprüche keine Schwierigkeiten in den Rohdaten des Wissens, sondern lediglich in den Hypothesen, die wir zu diesen Daten aufgestellt haben.

Widersprüche sind daher der Vernunft und nicht der Erfahrung zuzuschreiben. Das bedeutet nicht, dass die Vernunft zwangsläufig fehlerhaft ist, sondern nur, dass sie irrtumsfähig ist. Widersprüche sollten nicht als tragische

Beweise unserer Unwissenheit und Dummheit betrachtet werden, sondern als hilfreiche Hinweise darauf, dass wir etwas falsch interpretiert haben und dies einer Neuinterpretation bedarf. Genau diese Hinweise sind eines der wichtigsten Werkzeuge der Vernunft, um die Qualität von Überzeugungen zu überprüfen. Die Auflösung eines Widerspruchs ist nichts anderes als eine neue Interpretation.

Wie wir wissen, dass zwei Theorien oder eine Theorie und Rohdaten einander widersprechen, ist eine strittige Frage. Wir tun diese Frage allzu leichtfertig mit dem Verweis auf „logische Einsicht" ab. Diese Einsicht ist zwar teilweise erfahrungsbasiert, da sie auf der Prüfung der vorliegenden Beweise und Lehrmeinungen beruht, aber sie ist eindeutig nicht rein empirisch und schließt abstrakte Faktoren mit ein. „Widerspruch" ist schließlich eine Abstraktion. Ich glaube, die Antwort auf diese Frage findet sich größtenteils in der psychologischen Analyse der Negation.

Es entsteht ein introspektives Gefühl, dass *widersprüchliche Absichten* vorliegen. Die „logische Einsicht" in die Inkonsistenz ist daher nicht primär eine Erkenntnis über etwas Negatives (eine Nicht-Konsistenz), sondern über etwas Positives (die intuitive Erfahrung eines Absichtskonflikts). Obwohl das Wort „Inkonsistenz" eine negative Vorsilbe enthält, weckt es Assoziationen mit etwas empirisch Positivem – einer gefühlten Spannung zwischen zwei Thesen oder einer These und bestimmten Daten.

Aus diesem Grund steht die Aussage, dass „Konsistenz vorausgesetzt werden kann, bis jemals eine Inkonsistenz gefunden wird", im Einklang mit unserer Behauptung, dass „Negationen nicht rein empirisch sind". (Nebenbei bemerkt: Wir haben hier die Konsistenz nicht „bewiesen", sondern sie lediglich *wiederhergestellt,* indem wir die zugrunde liegenden Thesen verdeutlicht haben.)

Die obige Analyse verdeutlicht zudem, wie sich der Satz vom Widerspruch in der Praxis ausdrückt. Er ordnet nicht Erfahrungen an sich, sondern betrifft abstraktere Wissensbereiche. Um ihn vollständig zu verstehen, müssen wir uns der zugrunde liegenden Intentionen bewusst sein. Eine ähnliche Analyse lässt sich auch zur Erklärung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten heranziehen.

Im letzteren Fall würden wir (nach dem Identitätsgesetz) darauf bestehen, dass „Dinge etwas sind, was sie sind, was auch immer sie sein mögen“. Man kann nicht sagen, dass Dinge *weder* dies *noch* die Negation davon sind, denn solche Charakterisierungen sind negativ (und somit doppelt negativ) – und können daher keine positive Erfahrung darstellen oder als solche beansprucht werden. Solche Situationen verweisen auf Unsicherheiten *des Erkennenden* , die er schließlich zu füllen hat. Sie können nicht als endgültiges Wissen verkündet werden (wie es einige moderne Sophisten versucht haben), sondern müssen als vorübergehende Positionen im Streben nach Erkenntnis betrachtet werden.

18. KAPITEL ACHTZEHN

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008),
Buch 1, Kapitel 2.

DAS INDUKTIONSPRINZIP

1. Das Uniformitätsprinzip

Was das von Hume abgelehnte Uniformitätsprinzip betrifft, so ist es zugegebenermaßen schwer zu verteidigen, da wir Uniformität weder ohne Weiteres definieren noch verallgemeinern können. Wir könnten von Wiederholung sprechen, von zwei oder mehr Dingen, die uns gleich erscheinen; doch wir wissen genau, dass diese Regelmäßigkeit nicht unendlich fortbesteht. Im Gegenteil, wir wissen, dass früher oder später etwas anders sein wird als das Vorhergehende, da die Welt, die uns begegnet, von Vielfalt geprägt ist.
Dieses „Prinzip“ kann daher nur als Heuristik, Faustregel, als allgemeine, aber vage praktische Richtlinie für logisches Denken betrachtet werden. Es stellt keine spezifischen Aussagen für den jeweiligen Fall auf. Es erinnert uns lediglich daran, dass es in dieser Welt der Materie, des Geistes und der Seele „Ähnlichkeiten“ gibt (oder uns zumindest so erscheint). Es soll nicht leugnen, dass es auch (scheinbare) „Unterschiede“ gibt. Es ist offensichtlich keine Behauptung, dass alles ein und dasselbe sei, keine Leugnung von Vielfalt und Diversität (zumindest in der Welt der

Erscheinungen [33]). Von Einheitlichkeit in der Natur zu sprechen, bedeutet nicht, dass die Natur einheitlich ist.
Man könnte sich auch fragen: Kann es eine Welt *ohne jegliche* „Uniformitäten" geben? Eine Welt voller universeller Unterschiede, in der nichts in irgendeiner Hinsicht gleicht, ist undenkbar. Warum? Weil eine solche Charakterisierung der Welt selbst ein Verweis auf Uniformität wäre. Eine durchweg nicht-uniforme Welt ist ein Widerspruch in sich. Daher müssen wir anerkennen, dass *eine gewisse* Uniformität in der Welt existiert. Die Welt muss nicht überall uniform sein, damit das Prinzip der Uniformität Anwendung findet. Es genügt, dass eine gewisse Uniformität vorhanden ist.
Angesichts dieses – wenngleich geringen – Grades an Einheitlichkeit können und müssen wir logischerweise über Verallgemeinerung und Partikularisierung sprechen. Es gibt nun einmal gewisse „Einheitlichkeiten"; daher müssen wir diese bei der Konstruktion von Wissen berücksichtigen. Das Prinzip der Einheitlichkeit ist somit keine abwegige Idee, wie Hume anzudeuten scheint. Es ist lediglich ein erster Versuch von Philosophen, die Induktion zu erklären; ein erster Versuch, aber gewiss nicht der letzte. Danach folgt eine detaillierte formale Behandlung des Themas. Diese erfolgt unter Bezugnahme auf Spezifika, symbolisiert durch X und Y, und auf die strenge Logik.
Das Uniformitätsprinzip ist keine Verallgemeinerung einer Verallgemeinerung; es ist auch kein Zirkelschluss, wie manche Kritiker behaupten. Was besagt es also? Ganz

---

[33] Das heißt, eine solche Anerkennung des Pluralismus schließt den Monismus nicht von vornherein aus. Ersteres mag auf der oberflächlichen phänomenologischen Ebene zutreffen, während letzteres auf der metaphysischen Ebene der letztendlichen Realität herrscht.

einfach: ***Wenn wir in unserer Erfahrung oder unserem Denken auf eine Uniformität stoßen, können wir ohne Weiteres annehmen, dass diese Uniformität fortbesteht, bis wir Beweise oder Gründe finden, die ihr eine Grenze setzen*** . Warum? Weil die Annahme der Uniformität in diesem Fall bereits begründet ist, während die gegenteilige Annahme der Differenz keine oder noch keine Grundlage hat. Die Verallgemeinerung ist gerechtfertigt; die Partikularisierung hingegen ist unbegründet und eine willkürliche Behauptung.

Es kann nicht argumentiert werden, dass wir gleichermaßen die gegenteilige Annahme (d. h. die vorgeschlagene Spezifizierung) annehmen können, nur weil sich in der Vergangenheit bei Induktionsereignissen andere gegenteilige Annahmen als wahr erwiesen haben (d. h. für die tatsächlich Erfahrungen oder Gründe angeführt wurden) – aus dem einfachen Grund, dass eine solche Verallgemeinerung aus verschiedenen vergangenen Induktionen formal ausgeschlossen ist, da uns viele Fälle bekannt sind, die sich bisher nicht als würdig einer Spezifizierung erwiesen haben.

Das heißt, wenn wir nach etwas gesucht und es nicht gefunden haben, erscheint es vernünftiger anzunehmen, dass es nicht existiert, als anzunehmen, dass es dennoch existiert. Zugegebenermaßen widerlegen die Fakten in vielen Fällen später eine solche Annahme der Kontinuität; diese Fälle sind jedoch vergleichsweise selten. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Vorsicht.

In jedem Fall ist diese Vorsicht nicht starr, da wir „bis und es sei denn“ sagen, dass gegenteilige Beweise oder Argumente vorgebracht werden. Diese vorsichtige Formulierung „bis und es sei denn“ ist natürlich wesentlich für das Verständnis der Induktion. Sie bedeutet: bis *falls überhaupt* – d. h. sie impliziert nicht, dass das Gegenteil zwangsläufig eintreten wird, und sie schließt nicht aus, dass es durchaus eintreten

kann. Sie ist Ausdruck von Offenheit, von gesunder Empfänglichkeit gegenüber der Realität und von der ständigen Bereitschaft, die eigene Überzeugung dynamisch an die Fakten anzupassen.

Auf diese Weise können wir sagen, dass unsere Überzeugungen stets so nah wie möglich an den Tatsachen liegen. Wenn wir einer solchen nüchternen, induktiven Logik folgen, die frei von irrationalen Handlungen ist, können wir sicher sein, im gegenwärtigen Wissensstand die bestmöglichen Schlussfolgerungen zu ziehen. Wir verallgemeinern, wenn die Tatsachen es zulassen, und spezifizieren, wenn sie es erfordern. Wir spezifizieren nicht außerhalb des Kontextes und verallgemeinern nicht entgegen der Beweislage oder wenn dies zu Widersprüchen führen würde.

Hume bezweifelte die Gültigkeit von Verallgemeinerungen, da er der Ansicht war, dass wir eine allgemeine Aussage wie „Alle X sind Y“ *nur* auf der Grundlage der entsprechenden Einzelaussage „Einige X sind Y“ annehmen. Wenn aber die Einzelaussage *ausreichte* , um die allgemeine Aussage (induktiv) zu beweisen, dann könnten wir bei einer Kontingenz wie „Einige X sind Y und einige X sind nicht Y“ sowohl die positive als auch die negative Einzelaussage verallgemeinern und stünden vor einem Widerspruch [34]in unserem Wissen, nämlich sowohl der Aussage „Alle X sind Y“ als auch der Aussage „Keine X sind Y“.

Da Widerspruch ein Irrtum ist, folgt aus dem zweiten Denkgesetz , dass ein einzelnes Beispiel allein nicht ausreicht, um eine allgemeine Aussage zu bestätigen. Dazu muss zunächst dargelegt werden, dass das gegenteilige Beispiel derzeit nicht gerechtfertigt ist. Beachten Sie, was wir hier gezeigt haben: Dieses Kriterium für Verallgemeinerungen ergibt sich aus

---

34 Oder genauer gesagt, ein Gegenteil.

dem Satz vom Widerspruch. Hume und seine skeptischen Nachfolger berücksichtigten dieses zusätzliche Kriterium nicht. Sie bemerkten zwar den Aspekt der „Bestätigung", ignorierten aber den der „Nichtwiderlegung".

2. Das Induktionsprinzip

Das Uniformitätsprinzip ist als Anwendung eines viel umfassenderen und wichtigeren Prinzips zu verstehen, das wir einfach ***Induktionsprinzip nennen können*** (im Gegensatz zum sogenannten Induktionsproblem). Dieses grundlegende Prinzip lässt sich wie folgt formulieren: ***Jede Erscheinung kann als real angenommen werden, solange sie sich nicht als Illusion erweist*** .[35]
Dies ist das Grundprinzip der induktiven Logik, von dem alle anderen sowohl ihre Form als auch ihren Inhalt ableiten. Und tatsächlich ist dies die Art und Weise, wie alle Menschen in der Praxis handeln (mit der seltenen Ausnahme einiger weniger, wie etwa Hume, die klüger erscheinen wollen als ihre Kollegen). Es ist, zusammen mit Aristoteles' drei Denkgesetzen, das oberste Prinzip der Methodik, sowohl für das alltägliche als auch für das wissenschaftliche Denken, unabhängig vom Untersuchungsgebiet [36].

---

35 Ich habe dieses Prinzip formuliert und betont, seit ich mit dem Schreiben über Logik begonnen habe, obwohl ich es hier zum ersten Mal als „Induktionsprinzip" bezeichne. Siehe beispielsweise: *Future Logic* , Kapitel 2 usw.; *Phenomenology* , Kapitel 1 usw.; *Ruminations* , Kapitel 1 und 2.

36 Ich betone dies hier, um jeglichen Versuch einer Trennung von alltäglichem und wissenschaftlichem Denken zu verhindern. Wir sollten stets ihre Kontinuität betonen. Der Unterschied zwischen ihnen liegt (zumindest theoretisch) lediglich in der Strenge, also im Bemühen um größtmögliche Übereinstimmung mit Logik und Fakten. Dies bedeutet allenfalls, dass mehr Laien

Tatsächlich könnte man dieses Induktionsprinzip als ***viertes Gesetz des Denkens auffassen*** . So wie die drei von Aristoteles vorgeschlagenen Gesetze in Wirklichkeit drei Aspekte ein und desselben Gesetzes sind, so ist auch dieses vierte Gesetz in den anderen dreien implizit enthalten. Da die Induktion den pragmatischsten Aspekt der Logik darstellt, ist dieses Prinzip die praktischste Grundlage rationalen Denkens.

Das Induktionsprinzip ist eine phänomenologische Wahrheit, da es nicht von vornherein voraussetzt, dass die gegebenen Erscheinungen real oder illusionär, materiell oder mental, voll oder leer oder Ähnliches sind. Es ist ein vollkommen neutrales Prinzip, ohne Vorurteil gegenüber dem späteren Inhalt von Erfahrung und rationalem Wissen. Es ist keine bestimmte Weltanschauung, keine *a priori* Annahme über den Inhalt von Wissen.

In einer zweiten Phase, nach eingehender Überlegung, favorisiert dasselbe Prinzip jedoch die Realität gegenüber der Illusion als Arbeitshypothese. Diese inhärente Voreingenommenheit ist nicht nur nützlich, sondern darüber hinaus (und das ist für Skeptiker von großer Bedeutung) logisch absolut stichhaltig, wie die folgende Argumentation deutlich zeigt:

Dieses Prinzip ist selbstverständlich, denn seine Leugnung ist widersprüchlich. Wenn jemand behauptet, *alles Erscheinen sei eine Illusion, also nicht real* , was bedeuten würde, dass all unser vermeintliches Wissen falsch und nicht wahr sei, erhebt diese Person Anspruch auf ein gewisses

---

nicht sorgfältig genug hinschauen und unvoreingenommen denken als die meisten Wissenschaftler – doch beide Gruppen sind Menschen. Wichtig ist auch, dass diese Methode für Erkenntnisse über Materie und Geist, über irdische und metaphysische Fragen usw. gleichermaßen gilt. Das Prinzip bleibt dasselbe, unabhängig vom Inhalt.

Wissen über die Realität (nämlich das Wissen, dass alles unwirklich und unerkennbar ist) – und widerspricht sich damit selbst. Daraus folgt, dass wir nur dann *konsequent sein können* , wenn wir zugeben, dass wir tatsächlich fähig sind, einige Dinge zu wissen (was nicht bedeutet, alles zu wissen). Daraus folgt, dass die anfängliche logische Neutralität des Scheins als eine in allen Fällen bestehende, ursprüngliche Realität neu interpretiert werden muss, *die nur dann zur Illusion herabgestuft werden kann* , wenn spezifische Gründe dies rechtfertigen. Realität ist die Standardcharakterisierung, die sich mitunter als illusorisch erweist. Wissen ist im Wesentlichen realistisch, obwohl es sich in Ausnahmefällen als unrealistisch erweist. Solche gelegentlichen Irrtumserkennungen sind ebenfalls Wissen; sie stehen nicht über dem Wissen.

Würden wir diese Position nicht einnehmen, dass der Schein eher der Realität als der Illusion zuneigt, verharrten wir in einem unauflöslichen Agnostizismus. Alles bliebe „ *vielleicht real, vielleicht illusionär* “, ohne Ausweg. Doch eine solch problematische Haltung ist selbst ein Wissensanspruch, genau wie die Behauptung, alles sei illusionär, und somit in sich widersprüchlich. Daraus folgt, dass die Interpretation des Scheins als Realität, solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, *die einzig* plausible Alternative darstellt.[37]

---

[37] Hervorzuheben ist hier auch die Bedeutung von Arbeitshypothesen als Motoren aktiver Wissensentwicklung. Eine skeptische oder agnostische Haltung ist im Grunde statisch und passiv; ernst genommen, hemmt sie jegliche Weiterentwicklung. Wissenschaftler berichten immer wieder über die entscheidende Rolle ihrer Arbeitshypothese, wie sie ihnen half, nach neuen Daten zu suchen, die sie entweder bestätigten oder widerlegten, und wie sie ihnen vorgaben, wonach sie suchen sollten und wo und wie (siehe z. B. Gould, S. 172). Dies gilt nicht nur für große

Würde man den Schein nicht zumindest *von Anfang an* als Realität und nicht als Illusion oder Problem anerkennen, würden wir ihn grundlos leugnen oder in Zweifel ziehen – und dieser grundlosen Leugnung oder diesem Zweifel den Status einer primären Wahrheit verleihen, die keiner Begründung bedarf. Dies wäre eine willkürliche und widersprüchliche Haltung – ein Täuschungsmanöver, das sich als logische Erkenntnis ausgibt. Jede Diskussion *muss* von einer unbestrittenen Wahrheit ausgehen – und in diesem Fall ist die glaubwürdigste und beständigste Wahrheit die Annahme, dass der Schein Realität ist, solange nichts anderes bewiesen ist.

Wir können später, *ad terminatio* (letztendlich), durchaus zu dem Schluss kommen, dass unsere Annahme, diese Erscheinung sei real, fehlerhaft war, und sie als Illusion neu klassifizieren. Dies geschieht gelegentlich, wenn wir auf Widersprüche zwischen Erscheinungen (oder unseren Interpretationen derselben) stoßen. In solchen Fällen müssen wir die Grundlage jeder der widersprüchlichen Thesen detailliert prüfen und dann entscheiden, welche von ihnen die glaubwürdigste ist (im Einklang mit zahlreichen Adduktionsprinzipien).

Es muss betont werden, dass diese Phase der Angleichung widersprüchlicher Erscheinungen nicht daraus resultiert, dass die Realität als Standardwert der Erscheinungen angenommen wird. Sie würde selbst dann eintreten, wenn wir auf neutralen Erscheinungen beharrten und alle Arbeitshypothesen ablehnten. Konflikte würden weiterhin auftreten, und wir müssten die damit verbundenen Probleme lösen. Vergessen Sie in jedem Fall nie: Die Annahme der Realität anstelle einer Illusion ist nur dann gegeben, solange

---

wissenschaftliche Theorien, sondern auch für alltägliche Konzepte.

kein Widerspruch entsteht. Andernfalls würden Widersprüche sehr häufig auftreten.

3. Bezüglich Husserl

Man beachte, dass ich Erscheinung nicht ganz so verstehe wie Edmund Husserl, nämlich als etwas *von Anfang an* und intrinsisch Mentales; eine solche Ansicht ist eher Hume oder sogar Berkeley zuzuordnen als mir.
Die Grundzüge von Husserls Phänomenologie und meiner unterscheiden sich in der Bedeutung, die den Begriffen des Bewusstseins und des Subjekts des Bewusstseins beigemessen wird. Mein Ansatz strebt größtmögliche Neutralität an, indem Erscheinungen zunächst lediglich als „das, was erscheint“ wahrgenommen werden, ohne sie unmittelbar als „Inhalte des Bewusstseins einer Person“ zu beurteilen. Husserls Ansatz hingegen betrachtet den umfassenderen Kontext der Erscheinung von Anfang an als integralen Bestandteil derselben.
Für mich steht der Inhalt an erster Stelle, und *erst danach* werden wir uns – durch Deduktion, induktives Schließen oder genauer durch Intuition (einen zusätzlichen, sekundären, reflexiven Akt des Bewusstseins) – des Kontextes des Bewusstseins und des bewussten Subjekts bewusst. In diesem späteren Stadium kehren wir zurück und bezeichnen die Erscheinung als „Inhalt“ des Bewusstseins, also als etwas, dessen Erscheinen (wenn auch nicht dessen Existenz) durch einen Akt des Bewusstseins eines Subjekts ermöglicht wird. Der Inhalt ist chronologisch primär, der Kontext sekundär.
In Husserls Philosophie hingegen sind Bewusstsein und Subjekt von Anfang an präsent, sobald das Bewusstsein erscheint. Meiner Ansicht nach liegt Husserls Fehler darin,

logische und chronologische bzw. ontologische und epistemologische Ordnung zu verwechseln. Logisch und ontologisch impliziert das Erscheinen natürlich Bewusstsein und ein bewusstes Individuum; chronologisch und epistemologisch hingegen folgen sie aufeinander.
Aufgrund dieses Unterschieds ist sein Ansatz subjektivistischer geprägt als meiner, und meiner objektivistischer als seiner. Es ist jedoch anzumerken, dass Husserl in seinem späteren Werk zunehmend versuchte, vom impliziten Subjektivismus zum expliziten Objektivismus überzugehen.

4. Die Flexibilität der Induktion

Wir haben die Logik der Induktion im Spezialfall der Verallgemeinerung betrachtet. Ausgehend von der positiven Aussage „Einige X sind Y“ (Erscheinung) können wir auf die entsprechende Allgemeinheit „Alle X sind Y“ (Realität) verallgemeinern, *vorausgesetzt* , es gibt keine Hinweise darauf, dass „Einige X sind nicht Y“ (keine widersprüchliche Erscheinung). Ohne diese Einschränkung entstünden viele Widersprüche (durch die Verallgemeinerung von Kontingenzen zu gegensätzlichen Allgemeinheiten); dies beweist die Gültigkeit der Einschränkung. Wenn (wie es mitunter vorkommt) schließlich widersprüchliche Hinweise gefunden werden (d. h., es stellt sich heraus, dass einige X nicht Y sind), dann wird das, was zuvor als real eingestuft wurde (nämlich „Alle X sind Y“), als illusionär eingestuft (dies nennt man Partikularisierung).
Induktion ist eine flexible Reaktion auf sich verändernde Daten, ein fortwährender Prozess intelligenter Anpassung an scheinbare Fakten. Nur wenige Logiker und Philosophen erkennen oder berücksichtigen, dass die **Harmonisierung eine der Hauptdisziplinen der induktiven Logik ist** . Sie diskutieren Beobachtung und Experiment, Verallgemeinerung und Adduktion sowie Deduktion mit unterschiedlichem Einfühlungsvermögen und Geschick, doch die Logik der Auflösung von Widersprüchen, die gelegentlich durch andere induktive Mittel entstehen, ist ihnen praktisch unbekannt oder wird zumindest kaum diskutiert oder untersucht. Diese Unkenntnis oder Blindheit gegenüber einer entscheidenden Komponente der Induktion hat zu vielen unklugen Theorien geführt [38].

[38] Zum Beispiel Hempels sogenanntes Bestätigungsparadoxon.

Beachten Sie, um es noch einmal zu wiederholen, die *bedingte Form* des Induktionsprinzips: Es verleiht ersten Eindrücken Glaubwürdigkeit, „bis“ gegenteilige Eindrücke auftreten, die diese unmittelbare Annahme widerlegen. Im Falle des enger gefassten Uniformitätsprinzips besteht der erste Eindruck in den wenigen bekannten Fällen von Ähnlichkeit (oder Bestätigung) und der Tatsache, dass bisher keine Fälle von Unähnlichkeit (oder widersprüchlichen Daten) gefunden wurden; dies ermöglicht eine Verallgemeinerung (oder allgemeiner die Übernahme einer Theorie), bis wir Grund oder Beweise haben, unser Urteil zu revidieren und die Theorie zu konkretisieren (oder zu verwerfen oder zumindest zu modifizieren).

Das Induktionsprinzip kann ebenso verwendet werden, um unser Vertrauen in Intuition, Sinnes- und innere Wahrnehmung sowie in die Begrifflichkeit zu untermauern. Es lässt sich auch auf Kausalität anwenden, wenn wir es vereinfacht so formulieren: Ordnung kann überall angenommen werden, solange Unordnung nicht offensichtlich erscheint. Dieses Prinzip ist jedoch zur Erklärung von Kausalität nicht unbedingt notwendig, da wir dies besser mithilfe von Regularität, also unter Bezugnahme auf das Uniformitätsprinzip, also auf Generalisierung und Adduktion, tun können.

Das Induktionsprinzip ist in jedem Fall eindeutig ein *phänomenologisches* Prinzip, bevor es zu einem erkenntnistheoretischen oder ontologischen wird. Es ist ein logisches Verfahren, das auf *Erscheinungen als solche anwendbar ist* , frei von oder vor jeglichem Anspruch auf Erkenntnis einer illusionslosen Realität. Die von ihm getroffenen Aussagen sind so minimal wie möglich; sie sind rein prozeduraler Natur. Aus diesem Grund ist es so

universell und unbestreitbar, wie es nur ein Prinzip sein kann.
Darüber hinaus gilt das Induktionsprinzip (und ebenso sein Folgerungsprinzip, das Uniformitätsprinzip) gleichermaßen für die materielle, geistige und spirituelle Welt. Es ist eine gültige Methode zur Datenauswertung, unabhängig von der Art der Daten, also unabhängig von deren „Substanz“. Viele verbinden Induktion ausschließlich mit den Naturwissenschaften, doch das ist ein Irrtum. Induktive Logik setzt Beurteilungsmaßstäbe, die in allen Bereichen anwendbar sind – auch in der Psychologie sowie in moralischen und spirituellen Fragen.

19. KAPITEL NEUNZEHN

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008), Buch 3, Kapitel 2.

DER VORRANG DER GESETZE

1. Kurz gesagt

Aristoteles' Denkgesetze lassen sich nicht mit ein paar Klischees erfassen, sondern erfordern eingehendes Studium. Kurz ***gesagt,*** lassen sie sich wie folgt zusammenfassen [39]:

1. ***Eine Sache ist, was sie ist*** (das Identitätsgesetz).
2. ***Etwas kann nicht gleichzeitig sein und nicht sein*** (das Gesetz des Widerspruchs).
3. ***Eine Sache kann weder sein noch nicht sein*** (das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten).

Diese drei Prinzipien implizieren, dass alles, was ist, etwas ist – was auch immer es sein mag. Es ist nicht etwas anderes als das, was es ist. Es ist nicht gar nichts. Es ist nicht einfach irgendetwas. Wenn etwas existiert, hat es bestimmte Merkmale. Man kann nicht mit Recht behaupten, es habe andere Merkmale als genau diese, oder gar keine Merkmale, oder es habe sowohl Merkmale als auch keine.

---

39 Dies sind natürlich einfache Aussagen, die einer näheren Erläuterung bedürfen. Beachten Sie, dass ich mit dem Begriff „Ding" hier nicht nur Terme (Wahrnehmungen und Konzepte oder die Objekte, auf die sie sich beziehen) meine, sondern auch Propositionen (die Wahrnehmungen und/oder Konzepte miteinander in Beziehung setzen).

Eine Sache ist, was sie ist, ob wir wissen, was sie ist oder nicht, und ob wir sie mögen oder nicht. Nicht unsere Überzeugungen oder Vorlieben bestimmen, was eine Sache ist. Sie ist, was sie ist, unabhängig davon. Unsere Überzeugungen können fehlerhaft sein, und sind es oft. Woher wissen wir das? Durch spätere Überzeugungen, die auf besseren Informationen und/oder Argumenten beruhen.

Ein Ding kann jedoch in verschiedenen Teilen oder Aspekten seines Seins widersprüchliche Eigenschaften aufweisen. Insbesondere kann sich ein Ding im Laufe der Zeit verändern. Solange diese Unterschiede hinsichtlich Ort, Zeit oder anderer Beziehungen zu anderen Dingen, wie etwa einer Kausalbeziehung, getrennt sind, ist der Widerspruch nicht unmöglich. Beziehen wir uns jedoch auf ein und dasselbe Ding, am selben Ort und zur selben Zeit und in allen anderen Aspekten identisch, ist ein Widerspruch logisch unzulässig – er deutet auf einen Denkfehler hin.

Es kann durchaus vorkommen, dass wir keine Ahnung haben oder uns über einige (ja, viele oder die meisten) Eigenschaften eines Dings nicht sicher sind. Solche problematischen Situationen zeugen von unserer Unwissenheit und sollten nicht so verstanden werden, als ob dem betreffenden Ding die unbekannten Eigenschaften zwangsläufig fehlen, oder dass es bestimmte Eigenschaften weder hat noch nicht hat, oder dass es sie sowohl hat als auch nicht hat.

All diese logischen Erkenntnisse finden sich sowohl in unserem alltäglichen Denken als auch im wissenschaftlichen wieder. Betrachten wir unsere Äußerungen unvoreingenommen und ehrlich, so erkennen wir, dass unsere Überzeugung in jedem Fall auf diesen Kriterien beruht. Gelegentlich versuchen Menschen, Aussagen zu treffen, die diesen Kriterien widersprechen; doch bei

genauerer Analyse lässt sich stets überzeugend beweisen, dass sie sich irren.
Diese allgemeinen logischen Prinzipien und einige andere (insbesondere das Induktionsprinzip, um nur eines zu nennen) helfen uns, unser Denken zu regulieren, indem sie sicherstellen, dass es sich so genau wie möglich an die Realität anlehnt und dass wir uns nicht kognitiv in einem komplexen Labyrinth fantastischen Unsinns verirren.
Sie zwingen uns nicht zur Wahrhaftigkeit und garantieren auch nicht den Erfolg unserer Wissensbemühungen, aber sie liefern uns entscheidende Maßstäbe, anhand derer wir unseren Fortschritt jederzeit überprüfen können. (In diesem Band wird, zusätzlich zu den bereits erwähnten Punkten, noch mehr zu diesen Prinzipien gesagt.)
Werden die entscheidenden erkenntnistheoretischen und ontologischen Rollen der drei aristotelischen Denkgesetze für das menschliche Wissen nicht erforscht und sorgfältig untersucht, besteht kaum Hoffnung, dass diese kleinen Juwelen menschlichen Verstehens geschätzt werden. Es bedarf eines lebenslangen Nachdenkens über logische und philosophische Fragen, um ihre Tragweite und Bedeutung vollends zu erfassen.

2. Gegnerschaft gegenüber den Gesetzen

Ich bewundere Menschen, die meinen, die Vernunft als unvernünftig entlarven zu können. Gestützt auf moderne Sophisten wie Wittgenstein oder Heidegger oder auf ältere Denker wie Nagarjuna argumentieren sie selbstsicher, die Grundlagen der Rationalität seien entweder willkürlich oder beruhten auf Zirkelschlüssen oder unendlichem Regress. Dabei verkennen sie, dass ihre intellektuellen Vorfahren

entweder die Logik nicht verstanden oder absichtlich unlogisch handelten.

Viele Kritiker der Denkgesetze verstehen sie schlichtweg nicht; kein Wunder also, dass sie kritisch sind. Sie haben sehr eingeschränkte, oberflächliche Ansichten über die Denkgesetze; sie haben sie weder umfassend noch tiefgründig studiert. Für manche, die mit der „modernen" symbolischen Logik aufgewachsen sind, lauten die Denkgesetze beispielsweise einfach X=X, ~(X+~X) und ~(~X+~~X). Angesichts solch simplistischer, oberflächlicher Aussagen ist es kein Wunder, dass ihnen die Gesetze willkürlich und entbehrlich erscheinen.

Die Gesetze stellen keine Voreingenommenheit gegenüber der Welt dar, wie manche Kritiker behaupten. Das Gesetz der Identität sagt uns nichts über eine bestimmte Identität, sondern fordert uns lediglich auf, uns bewusst zu machen, wie und was die Dinge sind oder auch nur zu sein scheinen. Das Gesetz des Widerspruchs bevorzugt weder die These, dass etwas X ist, noch die These, dass es nicht X ist; es erlaubt uns, mitunter vor Dilemmata zu stehen, verbietet uns aber, die impliziten Widersprüche als endgültig anzusehen. Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten leugnet nicht die Möglichkeit von Unsicherheit, sondern verpflichtet uns lediglich dazu, weiterhin nach Lösungen für Probleme zu suchen.

Wenn nichts bekannt oder überhaupt erkennbar wäre, wie manche behaupten, wäre dies kein Grund, die Denkgesetze zu verwerfen – denn diese Gesetze treffen keine Aussagen über den spezifischen Inhalt der materiellen, geistigen oder spirituellen Welt. Sie stellen keine *a priori* Forderung hinsichtlich dieser oder jener These. Sie dienen lediglich dazu, unsere kognitive Beziehung zur Welt zu regeln, wie

auch immer diese sein mag oder erscheinen mag. Sie zeigen uns, wie wir Denkfehler vermeiden und beseitigen können.
Diese Gesetze können uns zunächst lehren, dass die Behauptung „Nichts ist bekannt oder erkennbar“ widersprüchlich und somit unlogisch und unhaltbar ist.
Eine solche Behauptung über die Nichtexistenz oder Unmöglichkeit von Wissen an sich muss selbst als Wissensbehauptung gelten (diese Annahme ist eine Voraussetzung des Identitätssatzes). Daher ist es undenkbar, dass ein Subjekt zu einem solchen angeblichen Wissen über seine völlige Unwissenheit gelangen könnte (da dies gegen den Satz vom ausgeschlossenen Dritten verstoßen würde). Wir könnten nicht einmal eine negative Haltung einnehmen, indem wir sowohl Wissen als auch das Wissen um die eigene Unwissenheit verneinen (um den Satz vom ausgeschlossenen Dritten zu umgehen), denn auch dies wäre eine Behauptung, ein Anspruch auf eine festgestellte Tatsache, ein Anspruch auf Wissen.
Alle diese rationalen Erkenntnisse stehen nicht zur Debatte.
Widersprüchliche Argumentation gegenüber Denkgesetzen ist ein sicherer und unumstößlicher Beweis für Denkfehler. Wie ließe sich ein solcher Widerspruch *systematisch* rechtfertigen, ohne sich auf ebendiese Gesetze zu berufen? Man könnte nicht behaupten, zu verallgemeinern oder aus Erfahrung zu folgern, denn dies würde auf das Verallgemeinerungsgesetz oder das Adduktionsprinzip zurückgreifen, die ihrerseits auf Denkgesetzen beruhen. Aus demselben Grund könnte man auch nicht behaupten, eine syllogistische oder andere deduktive Schlussfolgerung zu ziehen. Ein solcher Widerspruch kann nur auf willkürlichen Behauptungen ohne jegliche rationale Begründung beruhen.

3. Gegenargumente

Solche Argumente für die Denkgesetze werden von ihren Gegnern als „zirkulär“ oder „unendlich regressiv“ – also willkürlich – bezeichnet. Doch auf den Fehlschluss der Zirkularität oder des unendlichen Regresses hinzuweisen, bedeutet, die Notwendigkeit zu betonen, die eigenen Überzeugungen auf Erfahrung oder Vernunft zu gründen – genau das ist die Kernaussage der Denkgesetze. Daher tun diejenigen, die uns Zirkularität oder Unendlichkeit vorwerfen, etwas Schlimmeres, als selbst zirkulär oder unendlich zu argumentieren: Sie berufen sich auf das, was sie eigentlich bekämpfen wollen; sie sind widersprüchlich und zudem willkürlich!

Unsere Fähigkeit zur logischen Einsicht oder Rationalität lehrt uns, uns vor willkürlichen Behauptungen zu hüten, denen mitunter durch Zirkelschlüsse oder unendliche Argumente ein trügerischer Beweischarakter verliehen wird. Man kann diese Fähigkeit zur logischen Einsicht nicht leugnen, indem man behauptet, sie sei nur durch Zirkelschlüsse oder unendliche Argumente beweisbar. Dies würde sie gegen sich selbst wenden und sie dazu missbrauchen, ihre eigene Leugnung zu rechtfertigen. Es wäre ein weiterer Fehlschluss – der des „Begriffsdiebstahls“.

Der Satz „Wenn P, dann P“ ist weder zirkulär noch unendlich – er trifft auf alle Sätze zu. Ein solcher Satz „beweist“ nicht die Wahrheit von P, sondern erkennt P lediglich als eine Behauptung an, die sich als wahr oder falsch erweisen kann. Wenn man „Wenn P, dann P“ als Beweis für P vorschlägt, begeht man natürlich einen Zirkelschluss oder einen unendlichen Regress; ansonsten ist die Behauptung jedoch kein logischer Fehler. Der paradoxe Satz „Wenn P, dann nicht P“ impliziert hingegen, dass P falsch ist. P in einem

solchen Fall als wahr zu behaupten, *ist ein logischer Fehler, denn P ist* dadurch definitiv *falsch* .
Die Denkgesetze sind weder zirkulär noch unendlich – sie sind in sich widerspruchsfrei. Ihre Gegner begehen einen Denkfehler – sie denken nicht selbstreflexiv und erkennen nicht die Konsequenzen ihrer Aussagen. *Jeglichen* Wissensanspruch zu leugnen bedeutet, *diesen* Anspruch selbst zu leugnen – es ist widersprüchlich. Logisch betrachtet muss man seine eigenen Gedankengänge überprüfen; das ist kein Zirkelschluss, sondern kluge Selbstreflexion.
Die Denkgesetze gründen sich nicht auf ein bestimmtes Argument, sondern bilden die Grundlage aller Denkprozesse. Dies ist kein willkürlicher Ausgangspunkt, sondern eine Erkenntnis, die auf der Beobachtung aller Denkvorgänge beruht – ein Eingeständnis dessen, was uns alle offensichtlich überzeugt. Diese Gesetze können nicht einfach ignoriert oder verworfen werden, nur weil sie so universell gültig sind. Dass diese Gesetze zu keinem Paradoxon führen, verstärkt ihre Überzeugungskraft; aber auch das ist lediglich eine Anwendung ihrer Universalität. Sie fassen zusammen, was wir in der Praxis als überzeugend empfinden, vorausgesetzt, wir versuchen nicht, in der Theorie etwas anderes vorzutäuschen.
Die Denkgesetze können als spezifische Naturgesetze betrachtet werden: Sie drücken das Wesen rationalen Denkens, also logischen Diskurses, aus. Logik bedeutet hier schlicht die Gesamtheit der Erfahrungen – nämlich alle „Ereignisse, die die durch die Denkgesetze ausgedrückte Form haben“. Das heißt, Logik bezieht sich auf die konkreten Vorkommnisse, die den Abstraktionen zugrunde liegen, die wir „Denkgesetze“ nennen. Dies ist eine grundlegende Gegebenheit, für die keiner weiteren Begründung bedarf. Sie ist nicht willkürlich, denn sie ist die

Quelle aller Überzeugung. Nach einer weiteren Begründung zu fragen, bedeutet, nach einer anderen Quelle der Überzeugung zu fragen als der einzig natürlichen! Es bedeutet, das Unmögliche zu fordern, ohne Vernunft und gegen jede Vernunft. Es ist töricht und ungerecht.

4. Unser Fußweg

Untersucht man die Motive von Kritikern der Denkgesetze, so stößt man oft auf eine unreife und irrationale Sehnsucht nach Absolutheiten. Sie suchen einen direkten Weg zur Allwissenheit, eine Art Zauberformel, und betrachten die Denkgesetze als Hindernisse für diesen Traum. Daher verwerfen sie diese Gesetze und suchen die Wahrheit auf weniger restriktiven Wegen.

Unser alltägliches Wissen ist sehr pragmatisch: Es entwickelt sich Schritt für Schritt, mühsam durch Versuch und Irrtum; es ist selten ganz sicher und gewiss niemals vollständig und endgültig. Diese Relativität des Allgemeinwissens verunsichert und missfällt manchen. Für sie sind solche induktiven Bemühungen wertlos – Wissen, das nicht allwissend ist, genügt nicht; es ist so schlecht wie gar kein Wissen. Daher lehnen sie die Vernunft ab. Dies ist eine ungesunde Haltung, ein Versagen des Realismus.

Seien wir ehrlich: Unser Wissen als Ganzes ist erst dann vollständig, wenn wir alles über alles wissen. Und woran würden wir erkennen, dass wir alles wissen? Fragen Sie sich das. Ein solches Zeichen gibt es nicht. Unser Wissen ist notwendigerweise kontextabhängig; es hängt davon ab, wie viel wir erlebt und wie gut wir die Informationen verarbeitet haben. Es ist unendlich.

Dennoch kann in jeder Phase des Verfahrens ein Wissensgebiet aufgrund bisheriger Erfahrungen und

Schlussfolgerungen durchaus als *besser als ein anderes angesehen werden. Besser zu sein bedeutet nicht zwangsläufig, das Beste zu sein – aber es ist immer noch besser als schlechter oder gleichwertig.* Das ist eine realistische Haltung und eine Quelle ausreichender Sicherheit und Zufriedenheit.

ein phänomenologischer Zugang zum Erkenntnisproblem unerlässlich. Er beginnt mit dem bloßen *Erscheinen* , sei es von scheinbar materiellen oder mentalen Phänomenen (Körpern und Ideen) oder von spirituellen Intuitionen (des Selbst und seiner Kognitionen, Willensakte und Wertungen) [40]. Die Inhalte des Bewusstseins sind *von Anfang an* Erscheinungen; dies ist eine neutrale Charakterisierung dessen, dessen wir uns bewusst sind, die Rohdaten und der Ausgangspunkt der Erkenntnis. Unsere erste kognitive Aufgabe besteht darin, diese Erscheinungen, so wie sie erscheinen, wahrzunehmen und sie kühl und unkommentiert zu beobachten, ohne weitere Einmischung oder Kommentare.

Es ist ebenso naiv, Materie, Geist oder Seele als primäre Gegebenheiten anzunehmen; was in der Erfahrung gewiss gegeben ist, ist die Erscheinung dieser Dinge. Es bedarf umfangreicher logischer Arbeit, bevor wir mit hinreichender

---

[40] Beachten Sie bitte, dass ich die Wahrnehmung selbst nicht, wie manche es tun, als Ausgangspunkt des Wissens betrachte. Wahrnehmung ist ein relationales Konzept – sie ist die Wahrnehmung von etwas durch jemanden. Bevor wir uns unserer Wahrnehmungsfähigkeit bewusst werden, müssen wir sie üben – d. h. wir nehmen etwas wahr (außer der Wahrnehmung selbst). Die empirische Grundlage unseres Wahrnehmungsbegriffs ist unsere gemeinsame Erfahrung sinnlicher und mentaler Phänomene. Als kleine Kinder nahmen wir solche Phänomene wahr – erst später, im Erwachsenenalter, entwickelten wir ein Konzept von Wahrnehmung. Daher kann Wahrnehmung an sich nicht als primär in der Ordnung der Dinge betrachtet werden.

Sicherheit den endgültigen Status dieser Erscheinungen als Materie, Geist oder Seele bestimmen können . Wir können zwar zunächst annehmen, dass alle diese Erscheinungen real sind; doch in bestimmten Fällen, aufgrund der Entdeckung von Widersprüchen zwischen Erscheinungen oder Unzulänglichkeiten unserer Theorien darüber, werden wir eingestehen müssen, dass wir uns geirrt haben und dass bestimmte Erscheinungen illusionär sind.

Es gibt eine Ordnung in der Wissensentwicklung, die beachtet werden muss. Alles, was jenseits des Sichtbaren liegt, ist „Theorie“ – was nicht bedeutet, dass es zwangsläufig falsch ist, sondern nur, dass es kritischer betrachtet werden muss. Theorie bezieht die Vernunft in der einen oder anderen Form mit ein. Was Theorie ist, muss geordnet, geordnet, konsistent gehalten und so vollständig wie möglich dargestellt werden. Hier kommen die Denkgesetze ins Spiel. Doch diese Gesetze können keine Wunder vollbringen; sie können uns lediglich (mithilfe unserer Intelligenz und Vorstellungskraft) dabei helfen, die beste Theorie im jeweiligen Wissenskontext zu formulieren und auszuwählen.[41]

Menschliches Wissen ist somit im Wesentlichen induktiv und probabilistisch und hängt vom Umfang und der Qualität der

---

41 Beachten Sie: Die Denkgesetze allein können Ihnen nicht unmittelbar sagen, ob das, was Sie wahrgenommen haben, wahr oder falsch ist. Sie können Ihnen aber sagen, dass Sie genau beobachten sollten, was Sie wahrgenommen haben (seine Beschaffenheit, die phänomenalen Modalitäten, d. h. die Eindrücke, Geräusche usw., die wahrgenommenen Zeiten, Orte usw.). Ähnliches gilt für introspektive Daten der Intuition. Die Frage nach Wahrheit und Falschheit eines einzelnen Erfahrungselements lässt sich nur schrittweise lösen, durch die ganzheitliche Betrachtung aller anderen Erfahrungselemente sowie durch logische Überlegungen (einschließlich Konsistenz und Vollständigkeit). Dies ist der induktive Prozess.

Erfahrung sowie von sukzessiven Verallgemeinerungen und Spezifizierungen oder von konkurrierenden übergeordneten Hypothesen ab, die einer fortlaufenden vergleichenden Bestätigung oder Widerlegung bedürfen. Die Denkgesetze greifen in alle Phasen dieses Prozesses ein und regulieren unsere Urteile, um die Fehlerwahrscheinlichkeit zu minimieren.

20. KAPITEL ZWANZIG

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008), Buch 3, Kapitel 3 und 4.

1. Ontologischer Status der Gesetze

Die Diskussion über Denkgesetze führt unweigerlich zu der Frage: Handelt es sich um ontologische oder epistemologische Gesetze oder um beides? Und falls beides, in welcher Reihenfolge? Welchen ontologischen Status haben sie – wo sind sie sozusagen „verortet“? Sind sie irgendwie „da draußen“ oder nur „in unserem Bewusstsein“?
Da sich meine Gedanken zu diesem Thema über die Jahre weiterentwickelt haben [42], bin ich nun davon überzeugt, dass der traditionelle Begriff „Denkgesetze“ zutreffend ist, da diese Aussagen in erster Linie *Gebote* für uns Menschen darstellen, wie wir über die Realität nachdenken sollen, d. h. wie wir sicherstellen können, dass wir die Gegebenheiten der Erscheinung kognitiv richtig behandeln, damit unsere Ideen einigermaßen glaubwürdige mögliche Ausdrücke der Realität bleiben und nicht zu Wahnvorstellungen verkommen.
Warum? Weil die Natur nur postulieren kann; Negation hängt also vom Menschen ab. Das heißt, der Weltprozess ist stets positiv; Negation setzt eine bestimmte Beziehung zwischen einem bewussten Wesen und dieser Präsentation voraus. Damit Negation stattfinden kann, muss ein bewusstes

---

42 Siehe insbesondere meine *Betrachtungen* , Kapitel 9 („Über die Negation“).

Wesen etwas Positives projizieren und suchen und es nicht finden; andernfalls ist alles, was geschieht, positiv.

Wenn wir also die Gesetze des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten formal als „X und nicht X können nicht beide wahr sein“ und „X und nicht X können nicht beide unwahr sein“ formulieren, meinen wir, dass solche *Behauptungen* (d. h. „beide wahr“ oder „beide unwahr“) im Rahmen einer Diskussion nicht vernünftigerweise aufgestellt werden können. Wir meinen, dass „X und nicht-X“ bzw. „nicht-X und nicht-nicht-X“ nicht korrekt als bekannt oder gar als vernünftigerweise geäußert gelten können.

Verknüpfungen von (positiven oder negativen) Widersprüchen liegen somit *außerhalb der Grenzen logisch akzeptablen Diskurses* . Diese beiden Denkgesetze *definieren gemeinsam und untrennbar* , was wir gemeinhin unter Negation verstehen. Wohlgemerkt: Zwischenzustände zwischen Widersprüchen sind ebenso undenkbar wie gleichzeitig existierende Widersprüche.

Man beachte, dass das Identitätsgesetz implizit in diese Definition der Negation einbezogen ist, da wir, bevor wir den logischen Akt des Negierens verstehen können, die Tatsache der positiven Präsenz erfassen müssen. Daher definieren nicht nur das zweite und dritte Gesetz die Negation, sondern streng genommen auch das erste.

Eine solche Definition ist selbstverständlich weder willkürlich noch hypothetisch. Würde jemand eine andere Definition der Negation vorschlagen (z. B. allein auf Grundlage des Widerspruchssatzes oder einer ganz anderen Aussage), entstünde dadurch lediglich eine Zweideutigkeit – die natürliche Definition unter Bezugnahme auf die drei Denkgesetze bliebe weiterhin notwendig und implizit in jedem Diskurs enthalten, selbst wenn sie bewusst unterdrückt würde.

Daraus folgt *durch Extrapolation* vom logisch legitimen Denken auf die Realität jenseits des Denkens, dass diese Denkgesetze (oder, identisch, der Logik – wobei „Logik" den „Diskurs" eines Denkers meint) notwendigerweise auch Gesetze der Realität sind.
Wörter sind Symbole, und Symbole lassen sich beliebig deuten, da sie an sich nicht den Gesetzen des Denkens unterliegen. Das heißt, gedankliche Kunststücke wie das Platzieren des Symbols X neben dem Symbol Nicht-X sind zwar möglich, bedeuten aber nicht, dass sich die Dinge, die die Symbole symbolisieren, ebenso gut miteinander verbinden lassen.
zu *bezeichnen* , macht sie nicht tatsächlich real. Wir können uns zwar verbal eine „Realität" mit Nicht-Identität, Widersprüchen und Zwischenräumen *vorstellen , aber wir können sie nicht heraufbeschwören* .

2. Die Notwendigkeit eines Themas

Was den Status der Denkgesetze selbst betrifft: Als Produkte der Vernunft hängt ihre Existenz von der eines bewussten – ja, rationalen – Subjekts ab. Alle einzelnen Akte des Denkens – wie Negation, Abstraktion, Messung, Klassifizierung, Prädikation, Generalisierung usw. – sind für ihre Existenz auf ein solches rationales Subjekt (z. B. einen Menschen) angewiesen.
Entfernt man alle derartigen Subjekte aus dem Universum, bleiben nur *positive Einzeldinge* oder Ereignisse übrig. Ohne einen Akt der Negation findet im Denken keine Vermischung oder Zwischenstellung von Widersprüchen statt; erst recht können sie außerhalb des Denkens nicht auftreten. Gleiches gilt für Abstraktion und andere Akte des denkenden Subjekts.

Konzepte wie Ähnlichkeit, Unterschied, Einheitlichkeit, Vielfalt, Kontinuität, Wandel, Harmonie, Widerspruch und Prinzipien wie die Gesetze des Denkens, die allesamt Ergebnisse solcher Denkprozesse sind, sind in gleicher Weise für ihre Existenz davon abhängig, dass es ein oder mehrere entsprechend bewusste Subjekte gibt.

Diese Konzepte und Prinzipien sind, so könnte man sagen, der Welt als Potenzial innewohnend; aber ohne die Beteiligung eines solchen Subjekts kann dieses Potenzial niemals verwirklicht werden.

Diese Konzepte und Prinzipien setzen *für ihre Existenz* bewusste Subjekte voraus, die sie formen – ihre *Wahrheit oder Falschheit* hängt jedoch nicht von diesen Subjekten ab. Ihr Auftreten ist abhängig, die Richtigkeit ihres Inhalts zum Zeitpunkt ihres Auftretens ist jedoch eine andere Frage. Sie ist nicht subjektiv und relativ, sondern im Gegenteil objektiv und absolut.

Es ist wichtig, aus der genannten existentiellen Abhängigkeit nicht den falschen Schluss zu ziehen und zu denken, sie impliziere eine Art Relativismus und Subjektivismus (im abwertendsten Sinne dieser Begriffe) in Bezug auf Fragen der Wahrheit und Falschheit.

Nein: Die „Vernünftigkeit“ unserer Grundbegriffe und -prinzipien ist die Garantie für deren Wahrheit. Einen anderen Beurteilungsmaßstab vorzuschlagen oder die Gleichwertigkeit aller Beurteilungsmaßstäbe zu behaupten, heißt stillschweigend zu unterstellen, dieser andere Maßstab sei irgendwie „vernünftig“. Eine solche Haltung birgt einen Widerspruch. Natürlich steht es Ihnen frei, Widersprüche vorzuschlagen und zu akzeptieren, doch Sie müssen die kognitiven und anderen Konsequenzen tragen. Ich persönlich ziehe es vor, bei dem zu bleiben und mich auf das zu verlassen, was offenkundig vernünftig ist.

3. Fuzzy-Logik

In manchen Fällen gelten X und nichtX nicht als widersprüchlich, weil der Begriff oder die Aussage X zu *vage ist* . Wenn unklar ist, worauf sich X genau bezieht, oder wenn die genauen Grenzen eines mit X bezeichneten Dings unbestimmt sind, gilt dies offensichtlich auch für das negative Komplement „nicht X“ (siehe Diagramm weiter unten). In solchen Fällen sind die verwendeten Begriffe oder Aussagen schlichtweg problematisch.[43]
Es ist leicht nachzuvollziehen, wie eine solche Erkenntnis zu einer generellen Kritik am menschlichen rationalen Akt des Benennens und zu einer Philosophie des Nominalismus führen kann. Denn wenn wir unsere Begriffe genau betrachten, müssen wir zugeben, dass sie sich stets im Wandel befinden – sie sind nie vollständig ausgeformt, nie abgeschlossen. Unser Alltagswissen ist überwiegend *begrifflich* , strebt nach präziser Konzeption, erreicht sie aber nie ganz. Somit ist die Bedeutung von Wörtern (oder auch von wortlosen Absichten) im Fluss – sie wird eher, als dass sie ist.

---

43 Beachten Sie auch, dass wir in manchen Fällen mit einer Bandbreite an Dingen oder verschiedenen Ausprägungen konfrontiert sind und die Extreme fälschlicherweise als X und nichtX bezeichnen – obwohl, wenn X für ein Extrem verwendet wird, nichtX sich auf alle anderen Ausprägungen beziehen muss; und umgekehrt, wenn nichtX für ein Extrem verwendet wird, muss X sich auf alle anderen Ausprägungen beziehen; andernfalls blieben uns unbenannte Zwischenzustände (weder X noch nichtX). Es kommt auch vor, dass X und nichtX in unserem Denken miteinander verschmelzen, sodass sie als kompatibel erscheinen. Dies sind lediglich häufige Denkfehler; sie rechtfertigen keine Leugnung der Denkgesetze.

Dies ist keine rein erkenntnistheoretische Kritik, sondern eine mit ontologischer Bedeutung. Gemeint ist, dass Dinge, die Objekte unseres Bewusstseins (ob objektiv oder subjektiv), schwer, wenn nicht gar unmöglich, präzise zu fassen und abzugrenzen sind. Dies gilt für konkrete Individuen wie für abstrakte Klassen. Es gilt für Materie (z. B. wo endet der menschliche Körper: Wenn ich ein- oder ausatme oder Wasser schlucke oder ausspucke, ab welchem Zeitpunkt wird die ein- oder austretende Materie Teil meines Körpers bzw. hört auf, Teil davon zu sein?), und es gilt für Geist und Seele (wer weiß, wo ihre jeweiligen Grenzen liegen?).

Letztlich erkennen wir, dass alles ein Kontinuum bildet und die von uns angenommenen Trennlinien zwischen Dingen oder Klassen rein rationale und intellektuelle Konstrukte sind. Wir können uns nicht einmal eine klare Grenze, eine Trennung ohne jegliche Dicke *vorstellen – wie können wir also behaupten, gedanklich* präzise zwischen zwei Dingen zu unterscheiden? Erst recht im physikalischen Bereich ist eine solche Trennung unmöglich, da alles aus kontinuierlichen und unendlichen Feldern besteht.

Ein weiterer kritischer Ansatz besteht darin zu behaupten, dass all unsere Erfahrung (und folglich all unser begriffliches Wissen) eine Illusion ist, so wie ein Traum (im Vergleich zum Wachzustand) eine Illusion ist. In einer Traumwelt *können X und Nicht-X* scheinbar gleichzeitig existieren, ohne gegen den Satz vom Widerspruch zu verstoßen. Unterscheidungen verschwinden; Gegensätze verschmelzen miteinander.

Dies ist jedoch nur eine oberflächliche Kritik an unserem alltäglichen Wissen. Denn was hier koexistiert, sind „das Erscheinen von X“ und „das Erscheinen von Nicht-X“ – und nicht „X“ und „Nicht-X“ selbst. Wir haben Symbole,

Stellvertreter oder Effekte anstelle der Objekte selbst. Dies stellt also das Gesetz in keiner Weise infrage, sondern ist vielmehr eine Sichtweise, die durch ihre eigene Terminologie (Bezugnahme auf Illusion) die prinzipielle Einhaltung dieses Gesetzes bestätigt.
Solche Überlegungen führen uns zum Konzept der Fuzzy-Logik im Gegensatz zur definiten Logik. Der Unterschied wird im folgenden Diagramm veranschaulicht:

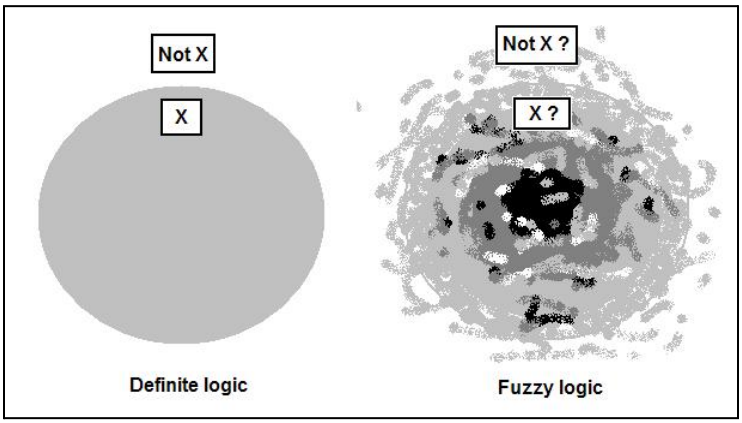


Abbildung 20.1 Bestimmte und unbestimmte Terminologie.

Aristoteles' drei Denkgesetze zielen auf ein Modell der „definiten Logik" ab – in diesem Modell sind Begriffe und Thesen prinzipiell *klar* definierbar und erkennbar; zumindest ist dies die Annahme in den meisten Fällen, auch wenn in einigen Fällen vorübergehende Unklarheiten und Zweifel auftreten können. Dieses Ideal wird in der Praxis jedoch selten erreicht, und wir sollten eher von einem Modell der „Fuzzy-Logik" sprechen – in dem die Annahme in den meisten Fällen ist, dass Grenzen chronisch unklar und schwer mit Sicherheit festzulegen sind, wobei Ausnahmen

von dieser Regel aus Gründen der Konsistenz anerkannt werden müssen.
Normalerweise funktioniert unsere Vernunft selbstsicher, von Überzeugung zu Überzeugung, unbeeindruckt von den Veränderungen unserer festen Überzeugungen, die sich im Laufe der Zeit tatsächlich ergeben. Anders ausgedrückt: Wir legen den Schwerpunkt auf das, was wir (zu wissen glauben), und vernachlässigen das, was wir noch für unbekannt halten oder Fehler, die wir in der Vergangenheit gemacht haben. Dies ist der Ansatz der definiten Logik, ein im Wesentlichen deduktiver Ansatz. Die Idee der Fuzzy-Logik besteht hingegen darin, dass wir von vornherein unsere kognitiven Grenzen und den ständigen Wandel unseres Wissens anerkennen und uns konsequenter für einen induktiven Ansatz entscheiden sollten.
Nach dieser Auffassung ist die von Aristoteles vorausgesetzte logische Perfektion weitgehend ein Mythos. Unsere Begriffe, Aussagen und Argumente sind in der Praxis meist explorativ, vorläufig, annähernd, hinsichtlich ihrer Bezugspunkte ergebnisoffen, veränderlich, von ungewisser Relevanz und Wahrheit usw. Unser Verstand arbeitet nach dem Prinzip von Versuch und Irrtum, indem er ständig verschiedene Deutungen ausprobiert, die zu einer flüchtig erfassten Realität passen könnten, dann eine scheinbare Diskrepanz bemerkt, eine angepasste Deutung erprobt usw., ohne ein Ende zu nehmen.
Die Dinge sind selten ganz so, wie wir sie uns vorstellen, und doch ist unsere Vorstellung nicht gänzlich falsch. Daher könnte man sagen, dass es nicht korrekt ist zu behaupten, die Referenten von X entsprächen exakt dem, was wir mit „X“ meinen; und es ist auch nicht korrekt zu sagen, sie entsprächen nicht vollständig oder gar nicht. Man könnte also sagen, dass manche Dinge sowohl X als auch nicht X

sind und weder X noch nicht X – ohne damit einen Widerspruch zu implizieren, sondern lediglich als Erinnerung daran, dass wir uns in einem sich ständig verändernden Umfeld bewegen.

Eine solche logische Haltung bedeutet nicht, dass die Gesetze des Denkens verworfen werden. Sie helfen uns weiterhin, die Dinge zu verstehen. Ihre Präzision hilft uns, die Unklarheiten und Unsicherheiten zu bewältigen, denen wir in der Praxis begegnen. Sie geben uns ein ontologisches und epistemologisches Ideal vor, dem wir uns annähern können, auch wenn wir es nie vollständig und dauerhaft erreichen können.

4. Bleiben Sie bei der Logik.

Angesichts der genannten Schwierigkeiten sind manche Logiker und Philosophen versucht, jegliches rationale Wissen und insbesondere die Denkgesetze aufzugeben. Doch – und das ist der Punkt, den ich hier verdeutlichen möchte – dies wäre ein tragischer Irrtum. Der Irrtum besteht darin zu glauben, wir Menschen könnten uns im Meer der Phänomene und Intuitionen ohne den Leitstern der Denkgesetze zurechtfinden. Auch wenn diese Gesetze in Einzelfällen oft schwer anzuwenden sind , helfen sie uns doch, die uns umgebende Welt der Erscheinungen bestmöglich zu verstehen.

Wir müssen uns an die Logik halten. Sie bietet uns einen Mindestmaß an Halt inmitten des wandelbaren Sandes von Erfahrung und Vorstellung. Selbst wenn sie nur ein Ideal, eine theoretische Norm ist, ist ihre Bedeutung entscheidend. Ohne Logik können wir die wechselnden Eindrücke nicht ordnen und die praktischen Herausforderungen unseres Daseins nicht bewältigen. Ist das nicht die Definition von Wahnsinn?

Dennoch sollte das Festhalten an der Logik nicht mit starrer Konventionalität, ängstlicher Engstirnigkeit oder ähnlichen Auswüchsen des „Rationalismus“ verwechselt werden. Logisches Denken schließt aufgeklärtes Bewusstsein, das Mit dem Strom des Lebens fließt, Glauben und ähnliche befreiende Haltungen nicht aus. Logik ist ein Werkzeug, kein Selbstzweck. Ein nützliches Werkzeug aufzugeben ist töricht; ebenso töricht ist es aber, nicht zu wissen, wann man es beiseitelegen sollte.

Es gibt ein Stadium im Leben des Geistes, in dem logische Wenns und Abers irrelevant oder sogar beunruhigend werden, und es ist weise, einfach nur zu sein.

21. KAPITEL 21

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008), Buch 3, Kapitel 5.

FEHLINTERPRETATION VON ARISTOTELES

1. Höhen und Tiefen des Aristotelismus

Aristoteles' drei Denkgesetze werden oft im Dienste verschiedener Doktrinen falsch dargestellt. Heutzutage liegt das Motiv häufig im Wunsch, buddhistische Antinomien zu verteidigen; vor einigen Jahrzehnten mag es die Verteidigung marxistischer Widersprüche gewesen sein; davor vielleicht hegelianischer. Die gängige Interpretation Aristoteles' wird ihm in der Regel nicht gerecht und verfälscht seine offenkundigen Intentionen.

Im späten Mittelalter genoss die aristotelische Philosophie in Europa unübertroffene Autorität. Dies lag daran, dass viele Werke Aristoteles' (384–322 v. Chr.) vor dieser Zeit im christlichen Europa weitgehend verloren gegangen waren. Nach ihrer Wiederentdeckung erwies sich ihr Wissen in vielerlei Hinsicht als so überlegen, dass sein Einfluss enorm zunahm [44]. Doch aufgrund dieses weitverbreiteten Glaubens

---

[44] Die Wiederentdeckung erfolgte hauptsächlich durch die Übersetzung griechischer Klassiker ins Lateinische (aus dem Arabischen, teils über das Hebräische) in den Bibliotheken des muslimischen Spaniens. Dazu gehörten Werke Aristoteles' zu Physik, Metaphysik und Ethik. Aristoteles' Gedankengut wurde dem Westen auch indirekt durch Kommentatoren wie Avicenna (Persien, 11. Jahrhundert) und Averroes (muslimisches Spanien, 12.

an alles Aristotelische mussten Wissenschaftler der Renaissance und der darauffolgenden Zeit oft hart kämpfen, um diese eingetretene akademische Voreingenommenheit zu überwinden.

Man könnte paradoxerweise argumentieren, dass Aristoteles' Einfluss auf das christliche europäische Denken einer der Faktoren war, die zur intellektuellen Renaissance führten; dennoch musste, so wie Schüler sich bis zu einem gewissen Grad gegen ihre Lehrer auflehnen müssen, um Innovationen zu schaffen und Fortschritte zu erzielen, eine anti-aristotelische Reaktion erfolgen. Viele Historiker betrachten den Aristotelismus daher als Impulsgeber der Renaissance und somit der modernen Wissenschaft.

Man beachte außerdem, dass Aristoteles selbst kein starrer Ideologe war; sein Ansatz war aufgeschlossen und anpassungsfähig, was wir heute als „wissenschaftlich“ bezeichnen. Obwohl sich viele seiner materiellen Ansichten [45]als falsch erwiesen haben, waren sie für seine Zeit – und für das Mittelalter – durchaus vernünftig. Wäre er in der Neuzeit noch am Leben gewesen, hätte er seine Ansichten zweifellos angepasst.

Die Opposition gegen den Aristotelismus erstreckte sich auf die einzelnen Wissenschaften, philosophische Fragen und logische Aspekte – ohne bestimmte Reihenfolge. Was seine Logik betrifft, so war die stärkere Betonung der Induktion durch Francis Bacon in der Tat eine deutliche Verbesserung; wohingegen die Versuche im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Aristoteles’ formale Logik durch systematischere deduktive

---

Jahrhundert) bekannt. Seinen Höhepunkt erreichte sein Einfluss wohl mit den Schriften des Thomas von Aquin (Italien, 13. Jahrhundert).

45 Zum Beispiel seine kosmologischen Ansichten, die zum ptolemäischen Weltbild führten, das Kopernikus und Galilei überwinden mussten.

Ansätze zu ersetzen, (zumindest mir) eher anmaßend erscheinen. Die jüngsten Versuche, Aristoteles' Denkgesetze herabzusetzen oder abzuschaffen, fallen (meiner Meinung nach) in dieselbe Kategorie.
In vielen Fällen waren und sind Kritiken an Aristoteles' Denken natürlich berechtigt. Doch in vielen Fällen suchten und suchen die Kritiker (wie ich vermute) lediglich nach einem schnellen Weg zu akademischer Bekanntheit und nutzen die Welle der (in manchen Kreisen) grassierenden Aristoteles-Kritik. Es ist sehr leicht, jemanden zu kritisieren, der sich nicht verteidigen kann; ich wage zu behaupten, wenn dieses Genie noch lebte, würden sie es nicht wagen.

2. Aristoteles-Kritik

Ein Beispiel (willkürlich ausgewählt) ist die folgende Präsentation, die von einer Internetseite stammt [46]. Ich zitiere:

> *Die drei Gesetze der „formalen Logik", die Aristoteles in seiner Zweiten Analytik aufstellte, lauten wie folgt: (1) Gesetz der Identität: Jede Existenz ist mit sich selbst identisch; (2) Gesetz des Widerspruchs: Jede Existenz ist nicht verschieden von sich selbst; (3) Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten: Keine Existenz kann gleichzeitig sie selbst und verschieden von sich selbst sein.*

---

46 *Kurs „Geschichte und Theorie der Psychologie"* von Paul F. Ballantyne, Ph.D. „Aristotelische und dialektische Logik", veröffentlicht im Mai 2003 unter http://www.comnet.ca/~pballan//section1(210).htm. (Ich wurde kürzlich von einem buddhistischen Korrespondenten, der gegen die aristotelische Logik argumentierte, auf diese Website aufmerksam gemacht; so bin ich darauf gestoßen.)

Natürlich finden sich weder in den *„Analytica Posteriora“* noch in anderen bekannten Schriften des Aristoteles derartige unsinnige Formulierungen seiner Denkgesetze. Jeder, der Aristoteles gelesen hat, weiß, dass dies weder seine Sprache noch seine Terminologie, noch sein Denken oder seine Absicht ist. Er spricht nicht von „Existenzen“ und kümmert sich nicht darum, ob diese „identisch mit“ oder „verschieden“ von sich selbst sind.

Diese Aussagen sind zugegebenermaßen keine wörtlichen Zitate; sie werden aber auch nicht als bloße Lesarten oder Interpretationen dargestellt; sie sollen den Anschein getreuer Paraphrasen erwecken. Doch sie geben nicht angemessen wieder, worum es in der aristotelischen Logik geht. Es geht nicht um Tautologie oder deren Fehlen, nicht einmal im ontologischen Sinne.

In Aristoteles' *Analytica Posteriora* finden wir die folgenden Aussagen zum Gesetz des Widerspruchs: „Es ist unmöglich, dasselbe Prädikat desselben Subjekts gleichzeitig zu bejahen und zu verneinen“, und zum Gesetz des ausgeschlossenen Dritten: „Jedes Prädikat kann von jedem Subjekt entweder wahrhaft bejaht oder wahrhaft verneint werden.“[47]

Der obige Autor scheint seine Formulierungen jedoch eher auf gängigen Aussagen über Denkgesetze zu gründen, wie etwa „A ist A“, „A kann nicht nicht-A sein“ und „Entweder A oder nicht-A“ [48]. Solche Aussagen sind jedoch nicht als umfassende Ausdrücke gedacht, sondern als Kurzformeln;

---

47 Beide Aussagen werden dort (in Buch 11) als Gesetze bezeichnet, wobei die letztere speziell als Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten bezeichnet wird. Übersetzung von GRG Mure. Siehe http://graduate.gradsch.uga.edu/archive/Aristotle/Posterior_Analytics_(analytic).txt

48 Oder zumindest die ersten beiden; das dritte Gesetz missversteht er völlig. Siehe weiter unten.

sie gleichen eher Titeln, Stellvertretern für ausführlichere Aussagen, die alles umfassen, was über diese Gesetze gesagt werden kann. Am einfachsten liest man sie wie folgt:

1. Etwas, das offensichtlich A ist, muss als A anerkannt werden.
2. Etwas, von dem man behauptet, es sei A, kann nicht gleichzeitig als nicht A bezeichnet werden (d. h. es kann von keiner Sache gleichzeitig behauptet werden, sie sei A und nicht A).
3. Und von nichts kann behauptet werden, dass es weder A noch nicht A sei.

Beachten Sie in dieser ersten Lesart, dass der Begriff „A" – wie Aristoteles ihn darstellt – stets ein Prädikat und nicht, wie es zunächst scheinen mag, ein Subjekt ist. In allen drei Fällen ist das implizite Subjekt des Satzes „etwas", ein einzelnes, betrachtetes Ding, also ein erkennbares Objekt der Erkenntnis. Darüber hinaus sind alle drei Sätze primär logische oder erkenntnistheoretische Aussagen und keine ontologischen. Sie geben uns Anweisungen *für unser Verhalten* in unserem Diskurs oder unserer Erkenntnis.

In einem zweiten Schritt können wir „A" die Subjektrolle zuweisen, die es oberflächlich in den Ausdrücken „A ist A", „A kann nicht nicht-A sein" und „Entweder A oder nicht-A" innehat. Diese Perspektive legt eine stärker ontologische Lesart dieser Gesetze nahe, nämlich dass jedes Existierende eine bestimmte Identität, d. h. eine „Natur", besitzt, wie auch immer diese beschaffen sein mag.

Jedes Ding ist etwas Spezifisches (sagen wir „A"), nicht einfach irgendetwas („sowohl A als auch nicht A"), noch gar nichts („weder A noch nicht A"). Es umfasst unterscheidbare Aspekte und schließt andere aus: Es ist nicht unendlich

dehnbar. Es umfasst weder alles noch schließt es alles aus. Es kann keine mit ihm unvereinbaren Dinge („Widersprüche“ seiner selbst) umfassen. Seine Negation kann es ersetzen, aber nichts dazwischen (kein „Mitte“) kann sowohl es als auch seine Negation ersetzen.

> Beachten Sie Folgendes: Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten könnte, analog zum Satz vom Widerspruch, ebenso gut als Gesetz der Nichtneutralität bezeichnet werden. Diese Gesetze besagen, dass es zwischen A und Nicht-A *weder eine gemeinsame noch eine neutrale Grundlage gibt* . Sie trennen A und Nicht-A ontologisch unmissverständlich und lassen keine unklare Nähe oder weitere Möglichkeiten zu. Sie schließen jedoch epistemologisch nicht aus, dass wir (gelegentlich, aber nicht immer) in unserem Denken auf Widersprüche oder Unsicherheiten stoßen können.

Auch solche Interpretationen sollten keinesfalls als die gesamte Bedeutung der Denkgesetze verstanden werden, sondern lediglich als ein erster Erklärungsansatz [49]. Sie verdeutlichen jedenfalls, dass es bei diesen Gesetzen nicht um die Gleichsetzung oder Nichtgleichsetzung von Dingen oder Symbolen mit sich selbst geht, wie die Formulierungen des bereits erwähnten Autors fälschlicherweise suggerieren.

---

[49] Viele weitere Fragen ergeben sich daraus, etwa: Was meinen wir, wenn wir etwas mit „A“ bezeichnen? In welchem Verhältnis steht eine Bezeichnung wie „A“ zu dem, was sie impliziert? Ab wann können wir „A“ als die ausschließliche Bezeichnung für dieses Ding betrachten? Weiterhin: Bislang wurden die Gesetze anhand eines einzelnen Dings formuliert; wie aber lassen sie sich auf Arten von Dingen anwenden? Offensichtlich sind diese Denkgesetze der Kern der gesamten philosophischen Forschung!

ist die von ihm vorgeschlagene Formulierung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten – „Kein Sein kann *zugleich* es selbst *und von sich selbst verschieden sein" – formal* falsch. Man könnte sie zwar als Aussage des Satzes vom Widerspruch interpretieren, doch müsste der Satz vom ausgeschlossenen Dritten (in derselben Formulierung) lauten: „Kein Sein kann *weder* es selbst *noch* von sich selbst verschieden sein."[50]

Aristoteles' Anliegen war es offensichtlich, ob unsere Vorstellungen von der Welt mit Erfahrungswerten und untereinander vereinbar sind. Man könnte sagen, er interessierte sich für den Zusammenhang zwischen Erscheinung und Glauben bzw. zwischen scheinbarer Realität und vermeintlichem Wissen. Die beiden Aspekte der Übereinstimmung mit Erfahrung und anderen Vorstellungen entsprechen in etwa den Aufgaben der induktiven bzw. deduktiven Logik.

An anderer Stelle derselben Website [51]plädiert der Autor offenbar anstelle seiner pseudoaristotelischen Gesetze für

---

50 Ein derart eklatanter formaler Fehler in der Darstellung des besprochenen Gesetzes sagt viel über das logische Denkvermögen des Kritikers aus – oder vielmehr dessen Fehlen! Als ich ihn per E-Mail auf diesen formalen Fehler hinwies, reagierte er zunächst flapsig, gab sich dann kurzzeitig aufgeschlossen, unternahm aber schließlich keinerlei Anstrengungen, seine Aussage zu korrigieren. (Anmerkung: Ich habe mir seine Website vor Kurzem noch einmal angesehen und festgestellt, dass er diesen und andere Fehler inzwischen anscheinend korrigiert hat.)

51 Auf http://www.comnet.ca/~pballan/logic2.htm zitiert er unter anderem Aussagen wie : „Was Aristoteles als grundlegendstes Merkmal der Existenz ansieht, ist die statische Selbstidentität" von J. Somerville, S. 45 in „The Nature of Reality: Dialectical Materialism", in: *The Philosophy of Marxism: An Exposition* (Minneapolis: Marxist Educational Press, 1967/1983).

eine sogenannte „materialistische Dialektik *“ ,* die besagt, dass die Grundregeln korrekten Denkens ein Universum widerspiegeln sollten, in dem nicht das Statische und Unveränderliche im Mittelpunkt steht, sondern der Wandel. Anschließend schlägt er drei fragwürdige alternative „Gesetze“ vor, die den Wandel in den Mittelpunkt stellen.
Die oben zitierte, umstrittene Darstellung der Denkgesetze dient somit dazu, die Idee zu vermitteln, Aristoteles habe eine statische Sicht der Existenz vertreten, und stattdessen ein dynamischeres alternatives Gesetzessystem vorzuschlagen. Es handelt sich um eine tendenziöse Geschichtsumschreibung.[52]

3. Aristoteles' Dynamik

Aristoteles *beschäftigt sich in seinem gesamten Werk sowohl* mit dem dynamischen Werden als auch mit dem statischen Sein. Seine Denkgesetze sollen dem Intellekt helfen, mit Vielfalt und Wandel umzugehen und inmitten des Wirrwarrs an Sinneseindrücken und Ideen klar und gelassen zu bleiben.
Betrachten wir beispielsweise die folgende Aussage aus seiner Metaphysik [53]:

> *Ein Prinzip, das jeder besitzen muss, der etwas versteht, ist keine Hypothese; und was jeder wissen muss, der etwas weiß, muss er bereits besitzen, wenn er sich einem speziellen Thema zuwendet.*

---

52 Zum Verständnis **der Logik des Wandels** in formalen Begriffen siehe meine Werke: *Zukunftslogik* , Kapitel 17, und *Willenskraft und verwandte Kausalkonzepte* , Kapitel 14. Siehe auch *Buddhistische Illogik* , Kapitel 6.

53 Buch 4, Teil 3. (Übersetzt von W. D. Ross.) Veröffentlicht auf der Website „Internet Classics“ unter http://classics.mit.edu/Aristotle/metaphysics.4.iv.html

> *Offensichtlich ist ein solches Prinzip das gewisste von allen; welches Prinzip dies ist, wollen wir nun erläutern. Es besagt, dass ein und dasselbe Attribut nicht gleichzeitig demselben Gegenstand und in derselben Hinsicht zugehören und nicht zugehören kann.*

Mit seiner charakteristischen intellektuellen Präzision bringt Aristoteles das Gesetz des Widerspruchs zum Ausdruck, indem er sagt, dass nichts (d. h. kein Subjekt eines wahren Satzes) *gleichzeitig in derselben Hinsicht dasselbe sein und nicht dasselbe sein kann (d. h. dasselbe Prädikat haben und nicht haben kann)* .

Diese letzten Worte sind für seine Aussage von entscheidender Bedeutung, werden aber von unehrlichen Kritikern wie dem oben zitierten oft ignoriert. Mit diesen Worten deutete Aristoteles an, dass etwas sowohl einem Prädikat als auch seiner Negation unterliegen kann – in unterschiedlicher Hinsicht gleichzeitig, in derselben Hinsicht zu verschiedenen Zeitpunkten oder in unterschiedlicher Hinsicht zu verschiedenen Zeitpunkten.[54]

Er ignoriert nicht, dass ein Ding gleichzeitig verschiedene Aspekte haben oder sich im Laufe der Zeit auf unterschiedliche Weise verändern kann. Er erinnert uns lediglich daran, dass ein Ding *sich an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit* nicht selbst widersprechen kann. Seine Absicht ist daher eindeutig nicht der Versuch, die Existenz von Vielfalt und Wandel zu leugnen, sondern

---

[54] Gras kann grün und gelb sein, aber nicht an denselben Orten und zu denselben Zeiten. Gras kann das bezeichnen, was Kühe fressen, oder das, was Hippies rauchen, aber diese beiden Wörter bezeichnen nicht dasselbe. Werden solche unterschiedlichen Perspektiven impulsiv oder dogmatisch ignoriert, beweist das nicht, dass Widersprüche existieren. Widersprüche zu behaupten, zeugt von Oberflächlichkeit.

die Beständigkeit zu bekräftigen, die Dinge *dennoch* an jedem Ort und zu jeder Zeit aufweisen.
Offensichtlich ist der zuvor zitierte Versuch, die Gesetze des Denkens so umzuformulieren, dass „Jede Existenz ist mit sich selbst identisch; nicht verschieden von sich selbst; und kann nicht gleichzeitig sie selbst und verschieden von sich selbst sein“, nicht nur eine ungenaue Wiedergabe von Aristoteles, sondern auch eine äußerst oberflächliche [55].
Aristoteles gebührt die Anerkennung, der Respekt und die Dankbarkeit, die ihm für seine zeitlose und unersetzliche Leistung zustehen.

---

[55] Zweifellos ist dies dem Einfluss einer beschränkten modernen symbolischen Logik geschuldet, die alles daran setzt, diese komplexen Gesetze auf ihren einfachsten Ausdruck zu reduzieren und so ihren philosophischen Reichtum und ihre Tiefe zu verschleiern. Warum wollen sie so vereinfachen? *Um* die Logik in ihre simplistischen „Formalsprachen“ zu pressen, entworfen von Menschen (wie Gottlob Frege) mit hoffnungslos bürokratischem Denken, die glauben, die Standardisierung von Denkprozessen mache diese „wissenschaftlicher“. Doch Wissenschaft ist kein deduktives, cartesianisches Unterfangen, sondern ein induktiver, evolutionärer Prozess. Sie behaupten, über die gängige „Intuition“ hinauszugehen; tatsächlich aber zementieren sie nur dauerhaft *ihre eigenen* Erkenntnisse und behindern so zukünftige Einsichten auf diesem Gebiet. Die Entwicklung der Logikwissenschaft hängt von Wachsamkeit und Flexibilität ab, nicht von Institutionalisierung und Starrheit.

22. KAPITEL ZWEIUNDZWANZIG

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008), Buch 3, Kapitel 6.

NICHT IM GEOMETRISCHEN MODELL

1. Wie validiert man Logik?

Da (oder insofern) das „geometrische Modell" der Theoriebegründung willkürliche Axiome beinhaltet, ist es letztlich konventionell. Wenn die Grundprinzipien („Axiome") eines vermeintlichen Wissenskorpus scheinbar nicht durch Erfahrung begründet werden können, sondern auf bloßer Spekulation („willkürlich") beruhen müssen, so müssen diese Prinzipien als unbewiesen („konventionell") gelten. Sind die Axiome unbewiesen, so sind logischerweise auch alle darauf basierenden Behauptungen unbewiesen.
Dies wird im Falle der Geometrie bereitwillig eingeräumt (wo beispielsweise Euklids fünftes Postulat durch alternative Annahmen ersetzt werden kann), und in ähnlicher Weise auch in anderen mathematischen Disziplinen. Hier führt die scheinbare Konventionalität bestimmter Axiome zur Möglichkeit alternativer Systeme, die sich allesamt in spezifischen empirischen Kontexten als nützlich erweisen könnten. Eine solch liberale Haltung ist jedoch gegenüber der Logik unmöglich.
Akzeptiert man das geometrische Modell der Logik, so erscheint Wittgensteins Behauptung, „Die Sätze der Logik

sind Tautologien … [und] sagen daher nichts aus“, [56]wahr. Folgt man ihm jedoch und räumt ein, dass Logik sinnloses Geschwätz ist, so muss man seine eigene Aussage als sinnlos betrachten – denn sie ist ja selbst als „logischer Satz“, ja als höchstes Prinzip der Metalogik, gemeint! Unter dieser Voraussetzung ist es, als hätte er nichts gesagt, und wir können ihn getrost ignorieren und fortfahren.

Ähnlich haben einige Kritiker Aristoteles vorgeworfen, in seiner Verteidigung [57]des Widerspruchssatzes und des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten einen Zirkelschluss zu begehen, d. h. in zirkulärer Weise zu argumentieren, indem er die beabsichtigten Schlussfolgerungen als Prämissen verwendet. Auch hier können wir uns reflexiv fragen: Bedeutet das, dass die Fehlerhaftigkeit solcher *„petitio principii“* ein unumstößliches Axiom der Logik ist? Wenn der Sprecher von diesem rationalen Prinzip als unumstößlichem Grundsatz überzeugt ist, warum dann nicht auch – oder gar noch mehr – vom zweiten und dritten Grundsatz des Denkens? Kann er seine Abneigung gegen Zirkelschlüsse rechtfertigen, ohne selbst einen zu begehen?

Wenn die Logik nicht durch einen strengeren Validierungsprozess fest in der Realität verankert wird, wird *alles* Wissen infrage gestellt und somit faktisch entkräftet. Wenn alles Wissen ungültig ist, ist selbst diese Behauptung der Ungültigkeit ungültig. Diese Erkenntnis impliziert, dass diese skeptische Behauptung selbst ungültig ist, wie alle anderen auch. Da diese skeptische Behauptung paradox, also selbstwidersprüchlich ist, muss die gegenteilige Behauptung (die nicht inhärent paradox ist) als notwendigerweise wahr anerkannt werden. Das heißt, wir müssen anerkennen, dass die Logik unbestreitbare Gültigkeit besitzt. Erst mit diesem

---

56 Im *Tractatus* , 6 (zitiert in A Dictionary of Philosophy).

57 Zum Beispiel in Kapitel IV seiner *Metaphysik* , Gamma.

minimalen Eingeständnis wird es möglich, etwas anderes als wahr oder falsch anzuerkennen.
Ich habe das alles schon oft gesagt, muss es aber angesichts der allgegenwärtigen Behauptungen, die Aristoteles' drei Denkgesetze seien bloß Konventionen, immer wiederholen. Wer so etwas behauptet, impliziert ein privilegiertes Wissen über die Realität – und suggeriert gleichzeitig, dass ein solches Wissen überhaupt nicht denkbar sei. Daher ist jede derartige Aussage widersprüchlich, und wer sie äußert, ist entweder ein Narr oder ein Schurke, der sich selbst und/oder andere täuscht.
Die genannten Denkgesetze dürfen nicht als Erkenntnisaxiome innerhalb eines geometrischen Modells verstanden werden. Die Idee eines solchen Modells selbst ist ein Ableger der aristotelischen Logik – insbesondere seines Syllogismus erster Figur, in dem ein allgemeines Prinzip (die Oberprämisse) verwendet wird, um ein spezifischeres Prinzip (die Schlussfolgerung) abzuleiten. Daraus folgt, dass ein solches Modell nicht zur Rechtfertigung der Logik herangezogen werden kann, denn in diesem Fall würden wir im Kreis argumentieren und unsere Wahrheiten offensichtlich nicht in der Realität verankern.

2. Der induktive Charakter des Wissens

Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma besteht darin, den induktiven Charakter allen Wissens, einschließlich des deduktiven Wissens, zu erkennen und zu verstehen. *Grundlage* allen Wissens ist die Erfahrung, d. h. die Erkenntnis der Erscheinungen (materieller, mentaler und spiritueller Art). Ohne die Erkenntnis solcher Daten, ohne irgendeine Art von gegebenen Daten, ungeachtet ihres

letztlichen Status (Realität oder Illusion), kann kein Wissen, weder wahr noch falsch, entstehen.
Es gibt kein rein theoretisches Wissen: Im besten Fall bestünde es aus inhaltsleeren Worten; doch bei näherer Betrachtung würde schon die Rede von Worten bedeuten, sie als erfahrbare Phänomene anzuerkennen. Auch der Versuch, auf wortlose Intentionen zu verweisen, löst das Paradoxon nicht – denn Intentionen, die nichts beabsichtigen, existieren nicht. Jeder Wissensanspruch muss auf *Erfahrung* beruhen. Ob dieses Wissen tatsächlich wahr ist oder das Gegenteil davon, ist eine andere Frage, die im Folgenden geklärt wird.
theoretischem Wissen unterscheiden müssen . Wir versuchen stets, über die bloße Erscheinung hinauszugehen – und genau hier können wir uns irren (was nicht heißt, dass wir nicht auch einmal richtig liegen können). Würden wir auf der Ebene der reinen Erscheinung – der phänomenologischen Ebene – verharren, würden wir niemals irren. Da wir aber existentiell diese Stufe überwinden und die rationale Bewusstseinsebene erreichen müssen, unterliegen wir gelegentlich offensichtlich Irrtümern.
Darüber hinaus fällt es uns sehr schwer, auf der rein phänomenologischen Ebene zu verharren: Wir scheinen biologisch darauf programmiert zu sein, zu schlussfolgern, zu konzeptualisieren und zu argumentieren; daher bleibt uns kaum eine andere Wahl, als uns logischen Fragen direkt zu stellen. Die Prinzipien der Logik, also die Denkgesetze und die daraus abgeleiteten spezifischen logischen Techniken, sind unsere Werkzeuge, um Wahrheit von Falschheit zu unterscheiden. Wir leiten die Wahrheit nicht aus diesen Prinzipien ab, als wären sie Axiome, die die gesamte Wahrheit im Voraus enthielten. Vielmehr helfen uns diese Prinzipien, Wahrheit von Falschheit in der Fülle der Erscheinungen zu unterscheiden. Ohne eine gewisse

Erscheinung als Grundlage würde die Logik zu keiner Schlussfolgerung führen – sie würde gar nicht erst entstehen. Die Gültigkeit der Logik ist somit selbst eine induktive Wahrheit, kein willkürliches Axiom. Logik ist glaubwürdig, weil sie beschreibt, wie wir tatsächlich vorgehen, um Wahrheit von Falschheit in aus Erfahrung gewonnenem Wissen zu unterscheiden. Eine andere Logik als die Standardlogik der drei Denkgesetze ist nicht möglich, denn jeder Versuch, eine andere Logik vorzuschlagen, wird zwangsläufig anhand der Standardlogik beurteilt. Die drei Denkgesetze sind stets unsere obersten Normen für diskursives Verhalten und Urteilsvermögen. Sie weisen uns auf ein Erkenntnisideal hin, dem wir ständig nacheifern.

3. Die entscheidende Rolle der Negation

Dieser logische Zwang ist keine deterministische Kraft, die unser Gehirn oder unseren Geist steuert. Er gründet sich vielmehr auf das Wesen des Denkens selbst, das unsere Ableitung abstrakten Wissens aus konkreten Erscheinungen antreibt. Der primäre Akt des Denkens ist **die Negation** : das Denken „ *nicht* dies“ neben dem „dies“ empirischer Daten. Dieser Akt ist der Ursprung allen Wissens jenseits der Erfahrung, und in ihm liegt das Geheimnis der Denkgesetze, also die Erklärung dafür, warum sie so sind, wie sie sind, und nicht anders.

Denn während das Identitätsgesetz (A ist A) die Erfahrung in ihrer gegenwärtigen Form anerkennt, beziehen sich das Gesetz des Widerspruchs (nichts kann gleichzeitig A und nicht A sein) und das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten (nichts kann weder A noch nicht A sein) auf Dinge, wie sie sich *nicht* in ihrer gegenwärtigen Form darstellen. Diese beiden Gesetze definieren für uns, was *die Verneinung* von A

bedeutet – sie setzen den Maßstab für unsere Vorstellungskraft von etwas, das in der Erfahrung zum betreffenden Zeitpunkt *nicht* gegenwärtig ist. Merken Sie sich dies gut, denn niemand zuvor hat es so deutlich erkannt.
Negation ist der Beginn des Urknalls begrifflichen und argumentativen Wissens, der Weg, auf dem wir von bloßer Erfahrung zu Begriffen und Prinzipien gelangen; und *die einzige Möglichkeit* , zu prüfen und sicherzustellen, dass unser rationales Rahmenwerk mit den Gegebenheiten der Erfahrung im Einklang steht, besteht darin, die Denkgesetze anzuwenden. Negationen werden niemals direkt positiv erfahren: Sie sind lediglich Ausdruck dafür, dass wir etwas, das wir zuvor für möglich gehalten hatten, nicht erfahren haben. Bipolarität existiert nicht in der konkreten Existenz; Bipolarität ist ein rationales Konstrukt.[58]
Der Begriff „nicht X“ kann als „alles außer X“ interpretiert werden (unabhängig davon, ob X hier eine einzelne Sache oder eine Gruppe von Dingen bezeichnet). Die Leugnung des Widerspruchssatzes bedeutet, dass dieses „außer“ nicht wirklich exklusiv gemeint ist – dass „nicht X“ also manchmal in „X“ enthalten sein kann. Ebenso bedeutet die Leugnung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten, dass dieses „alles“ nicht wirklich allgemein gemeint ist – dass es

---

58 Dies wird deutlich, wenn wir uns überlegen, was wir meinen, wenn wir beispielsweise sagen, dass weder der Hund noch die Katze in dem Raum sind, in dem wir uns befinden. Die Abwesenheit des Hundes und die Abwesenheit der Katze erscheinen uns gleich; wir nehmen lediglich die positiven Phänomene wahr, also den Teppich, den Schreibtisch, die Stühle usw. Wir sehen kein „Nicht-Hund“ und keine „Nicht-Katze“ oder irgendetwas anderes, das in diesem Raum „abwesend“ ist, als wäre dies eine andere Art von „Anwesenheit“. (Daraus folgt jedoch nicht, dass „Nicht-Hund“ und „Nicht-Katze“ gleichwertige Konzepte sind – denn die Katze kann anwesend sein, wenn der Hund abwesend ist und umgekehrt.)

neben „X“ noch andere Dinge geben könnte, die von „nicht X“ ausgeschlossen sind. Diese Denkgesetze zu leugnen bedeutet also: „Ich meine nicht, was ich sage; nehmt meine Worte nicht ernst; ich bin bereit zu lügen.“

23. KAPITEL DREIUNDZWANZIG

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008),
Buch 3, Kapitel 7.

EIN GIFTIGES GEBRÄU

1. Wahrheit vs. Beweis

Trotz ihres Namens kann die von L. E. J. Brouwer entwickelte moderne Erkenntnistheorie des Intuitionismus [59]als übermäßig deduktiver Ansatz eingestuft werden. Bezeichnenderweise war sie ursprünglich für die Mathematik gedacht und wurde später durch Extrapolation auf alle Wissensgebiete angewendet [60]. Indem sie die logische Beweisführung praktisch mit der Tatsachenfindung gleichsetzt, verwirft die „intuitionistische Logik“ den Satz vom ausgeschlossenen Dritten (und damit den Schluss auf eine positive Aussage aus einer doppelten Negation).
argumentiert, dass nichts als wahr behauptet werden kann, wenn seine Wahrheit nicht *bewiesen ist* . Er beansprucht, den Satz vom Widerspruch zu akzeptieren (da wir nicht

---

59 Holland, 1881-1966.

60 Solche Extrapolationen sind bedauerlich: Da sich die Mathematik mit speziellen Begriffsklassen (insbesondere numerischen und geometrischen) befasst, lassen sich Erkenntnisse darüber nicht immer auf alle anderen Begriffe verallgemeinern. Umgekehrt schließen Bemerkungen zur Logik im Allgemeinen, wie die hier gemachten, die Möglichkeit spezifischer Prinzipien für die Mathematik nicht aus. Ich bin kein Mathematiker und beabsichtige hier nicht, dieses Thema zu erörtern.

gleichzeitig A und Nicht-A beweisen können), verwirft aber den Satz vom ausgeschlossenen Dritten (da wir sowohl A nicht beweisen als auch Nicht-A nicht beweisen können). Während Aristoteles diese Gesetze ursprünglich anhand von Tatsachen formulierte (da nichts gleichzeitig A und Nicht-A sein kann und nichts auch weder A noch Nicht-A sein kann), konzentrierte sich Brouwer allein auf den Beweis.

Dieser Perspektivwechsel birgt viele Fehler. Zunächst lässt er sich formal widerlegen: Genauso wie wir nicht gleichzeitig A beweisen und Nicht-A beweisen können, können wir nicht gleichzeitig A *widerlegen* (= Nicht-A beweisen) und Nicht-A *widerlegen* (= A beweisen). Die Tatsache, dass wir uns über A und Nicht-A nicht im Klaren sein können, also unsicher sind, was wahr und was falsch ist, ändert nichts daran, dass A und Nicht-A nicht gleichzeitig wahr oder falsch sein können. Die beiden Gesetze sind symmetrisch und können nicht getrennt betrachtet werden.

Aristoteles' Ansatz bestand darin, ontologische Standards als erkenntnistheoretische Richtlinien festzulegen, während Brouwer die Erkenntnistheorie der Ontologie vorstellte. Ersterer räumte implizit Wissen ein, das nicht auf rationalen Prozessen beruht, also Erfahrungswissen, wohingegen Letzterer alles Wissen als von Vernunft abhängig, d. h. als rein mentale Konstruktion, betrachtete.

In der klassischen Logik ist der Beweis eine Vermischung empirischer Gegebenheiten und begrifflicher Konstrukte. Die Verankerung von Begriffen in der Erfahrung erfordert deduktive Methoden, das Ergebnis ist jedoch stets induktiv. Verfolgen wir die Entwicklung unseres Wissens genau, so finden wir immer letztlich eine Abhängigkeit von empirischen Gegebenheiten, Verallgemeinerung und Adduktion. *Es gibt keine rein deduktive Wahrheit,* die dem intuitionistischen Begriff des „bewiesenen“ Wissens

entspräche. Die intuitionistische Beweisvorstellung ist fehlerhaft; sie ist kein Beweis.
Selbst ein angeblich „rein deduktives System“ müsste auf *unsere Erfahrung* mit seinen Symbolen, Axiomen und Regeln zurückgreifen. Daher kann es logisch nicht behaupten, rein deduktiv (oder *a priori* bzw. analytisch, in Kantischer Terminologie) zu sein, d. h. völlig unabhängig von jeglicher Erfahrung. Darüber hinaus ist *unsere Erfahrung Das Verständnis* der Bedeutung des Systems ist entscheidend. Eine Maschine mag zwar programmierte Operationen ausführen, doch diese sind bedeutungslos ohne einen intelligenten Menschen, der die Ergebnisse auswertet. Brouwers Annahmen sind voller ignorierter oder verschleierter Probleme.
Man beachte auch, dass Brouwer „bewiesen“ und „nicht bewiesen“ als erschöpfend und sich gegenseitig ausschließend betrachtet. Dies zeigt, dass er implizit auf den Satz vom ausgeschlossenen Dritten (und auf die doppelte Negation) zurückgreift, selbst wenn er ihn explizit verneint. Wir müssen ihn unbedingt so verstehen – andernfalls, wenn die Begriffe „bewiesen“ und „ *nicht* bewiesen“ (Achtung: nicht zu verwechseln mit „ widerlegt“) eine dritte Möglichkeit zuließen, verlöre seine Theorie jegliche Aussagekraft. Das heißt, etwas zwischen „bewiesen“ und „nicht bewiesen“ (Achtung: nicht zu verwechseln mit „nicht bewiesen“) müsste irgendwie berücksichtigt und interpretiert werden!
problematisch einzustufen ist . Das war schon immer bekannt, und wir mussten nicht auf Herrn Brouwer warten, um das zu erkennen. Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten schließt die Möglichkeit von Problematik nicht aus, d. h., dass Menschen manchmal nicht sicher wissen, ob etwas als A oder nicht-A einzustufen ist. Im Gegenteil, der Satz vom

ausgeschlossenen Dritten basiert genau auf dieser Annahme, um uns zu sagen, dass wir, wenn solche Problematik auftritt (was häufig der Fall ist), weiterhin nach einer Lösung *suchen sollten.*

Das Gesetz des Widerspruchs beruht ebenfalls auf menschlichen Unzulänglichkeiten, nämlich der Tatsache, dass Widersprüche im menschlichen Wissen gelegentlich auftreten; und seine Funktion besteht darin, uns daran zu erinnern, nach einer Lösung für den scheinbaren Widerspruch zu suchen. Man beachte hierbei die empirische Tatsache, dass wir manchmal sowohl A aus einem Blickwinkel zu beweisen scheinen als auch das Gegenteil von A aus einem anderen. Mit anderen Worten: Folgt man Brouwers Formulierung des Gesetzes des Widerspruchs, müsste auch dieses Denkgesetz verneint werden!

Tatsächlich ist das, was wir gemeinhin als Beweis bezeichnen, etwas Vorläufiges, das sich als falsch erweisen kann. Die Genialität der klassischen Logik liegt darin, dass sie selbst solche Beweisfehler gelassen hinnimmt und uns zu einer möglichen Lösung führt. Sie ist eine Logik des Realismus und der Anpassung, keine starrer Dogmen.

Wenn es im menschlichen Wissen überhaupt so etwas wie eine rein deduktive Wahrheit gibt, dann ist es die Wahrheit der Denkgesetze. So sehr, dass wir im Voraus jeder Erkenntnistheorie sagen können: Wenn sie postuliert oder schlussfolgert, dass ein Denkgesetz falsch ist, dann ist die Theorie selbst und nicht das Gesetz selbst fragwürdig. Ein solcher Widerspruch beweist eindeutig, dass die Theorie in irgendeiner Weise fehlerhaft ist (genauso wie eine Theorie, die empirischen Fakten widerspricht, durch diese Fakten in Zweifel gezogen wird).

Im Falle des Intuitionismus liegt die Verwirrung in einer Fehlinterpretation dessen, was einen „Beweis“ ausmacht.

Nur wer die Logik nicht versteht, lässt sich von solchen Tricks täuschen. Warum sollten wir Brouwers Beweisbegriff dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten vorziehen (den dieser Begriff ja widerlegt)? Hat er seine Idee etwa „bewiesen“ oder sie auch nur weniger willkürlich, glaubwürdiger oder logisch überzeugender als den Satz vom ausgeschlossenen Dritten erscheinen lassen? Seine Beweisauffassung ist nicht einmal nach seinen eigenen Maßstäben „bewiesen“ – und mit rein logischen Mitteln ist sie ganz sicher nicht bewiesen (im Gegenteil, sie wird widerlegt).

Betrachten wir die Konsequenzen der Ablehnung des zweiten und dritten Denkgesetzes auf formaler Ebene. Wer nur das Gesetz des Widerspruchs ablehnt, möchte X und Nicht-X logisch als Subkontradien anstatt als Kontradien behandeln. Wer nur das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten ablehnt, möchte X und Nicht-X logisch als Kontradien anstatt als Kontradien behandeln. Wer beide Gesetze ablehnt, behauptet, es gäbe keine Negation. Dabei bejaht und verneint derjenige, der solche Ideen vertritt, unbewusst manches und verneint anderes.

Denken Sie darüber nach und fragen Sie sich: Wenn X und Nicht-X sich nicht widersprechen können, warum sollten sie dann gegensätzlich oder subkonträr sein? Auf welcher Grundlage könnte man behaupten, Unvereinbarkeit (wie die zwischen X und Nicht-X) sei möglich, Vollständigkeit aber nicht – oder umgekehrt? Und wenn nichts unvereinbar und nichts vollständig sein kann – worauf bezieht sich dann die Negation? Es ist offensichtlich, dass jegliche derartige antinomische Argumentation absurd ist, jeglicher Kohärenz und Intelligenz entbehrt. Sie ist nichts weiter als eine Manipulation bedeutungsloser Symbole.

2. Doppelte Negation

Die tiefere Wurzel der intuitionistischen Logik liegt natürlich *im Unverständnis der Negation* . Was bedeutet „nicht“ wirklich? Wie lernen wir negative Begriffe kennen, und was sagen sie uns? Welchen Stellenwert hat die Negation in den Gesetzen des Denkens? Ich werde dieses wichtige Gebiet hier nicht weiter vertiefen, da ich es bereits ausführlich behandelt habe [61]; dennoch sind folgende Anmerkungen erforderlich.

Eine weitere, damit zusammenhängende Schwäche des Intuitionismus ist *die Vernachlässigung der induktiven Logik* . Wie bereits erwähnt, agierte Brouwer im Wesentlichen deduktiv; er berücksichtigte die Induktion bei der Formulierung seiner Ideen nicht ausreichend. Gewissermaßen waren dies Versuche, die deduktive Logik zu überwinden; seine Analyse war jedoch nicht umfassend genug.

Dies lässt sich am Beispiel der *doppelten Negation veranschaulichen* . Deduktiv betrachtet ist die Negation der Negation gleichbedeutend mit einer Bejahung. Dies ist eine Folgerung und Voraussetzung der Denkgesetze. Induktiv betrachtet ist die Sache jedoch nicht so einfach, da Negation stets ein Produkt von Generalisierung oder Adduktion ist. Das heißt, „nicht“ bedeutet immer: „bisher nicht“; es ist also immer relativ zum jeweiligen Wissenskontext.

Deduktive Logik unterscheidet sich von induktiver Logik dadurch, dass bei der deduktiven Logik die Prämissen als gegeben vorausgesetzt werden, während bei der induktiven Logik die Unsicherheit der Prämissen und damit der Schlussfolgerung berücksichtigt wird. Deduktiv bedeutet

---

61 In Kapitel 9 meines Buches *„Ruminations“* empfehle ich dem Leser dringend, diesen wichtigen Essay zu lesen.

„nicht nicht X“ also genau dasselbe wie „X“ und ist mit diesem austauschbar; induktiv hingegen deutet die Prämisse „nicht nicht X“ auf eine Schlussfolgerung „X“ hin, garantiert diese aber nicht.
Da „nicht X“ eigentlich „wir haben nach X gesucht, es aber bisher nicht gefunden“ bedeutet, bleibt es (mit einigen bemerkenswerten Ausnahmen) stets etwas ungewiss. Ein positives Ergebnis hingegen, nämlich „X“, kann insofern sicher sein, als es direkt wahrgenommen oder intuitiv erfasst werden kann (und in diesem Kontext muss die Erfahrung „nicht gefunden“ als positives Ergebnis gewertet werden, um die theoretische Konsistenz zu gewährleisten).
Wenn „nicht X“ immer bis zu einem gewissen Grad unsicher ist, folgt daraus, dass „nicht nicht X“ *noch* unsicherer ist und nicht mit der Gewissheit von „X“ gleichgesetzt werden kann (sofern Letzteres erfahren und nicht bloß ein begriffliches Produkt ist). Doppelte Negation beinhaltet zwei Verallgemeinerungen oder Additionen und ist daher im Wesentlichen eine Abstraktion und keine reine Erfahrung.
Darüber hinaus bedeutet der Ausdruck „nicht (nicht X)“ induktiv: „Wir haben nach der Negation von X gesucht und sie nicht gefunden.“ Da „nicht X“ aber bereits „Wir haben nach X gesucht und es nicht gefunden“ bedeutet, stellt sich die berechtigte Frage: Führt der Weg von „nicht nicht X“ dazu, X in der Erfahrung zu finden? Offensichtlich nicht! Wenn wir nach X suchen, suchen wir direkt danach – und nicht indirekt über die Negation seiner Negation.
Beachten Sie auch, dass wir, nachdem wir in der Erfahrung 'X' gefunden haben, 'nicht nicht X' als deduktive Schlussfolgerung betrachten würden, obwohl die umgekehrte Beziehung (wie bereits erwähnt) viel schwächer ist.
Das von Brouwer aufgeworfene Problem der doppelten Negation ist daher ein sehr künstliches, das mit tatsächlicher

kognitiver Praxis wenig bis gar nichts zu tun hat. Nicht nur werden die Denkgesetze durch dieses Problem nirgends infrage gestellt – sofern wir Induktion und Deduktion sorgfältig unterscheiden –, es handelt sich auch nicht um ein Problem, das im normalen Denkprozess tatsächlich auftreten würde. Es ist eine moderne sophistische Spielerei.

24. KAPITEL VIERUNDZWANZIG

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008),
Buch 3, Kapitel 8.

DAS SPIEL DES ÜBERTRUMPFENS

1. Irreführende Symbolik

Wer den Satz vom Widerspruch und/oder den Satz vom ausgeschlossenen Dritten für entbehrlich hält, hat die eigene Erkenntnisbildung nicht ausreichend beobachtet und analysiert. Er hält sie für bloßes Wortspiel und behauptet, manche Dinge könnten „sowohl A als auch nicht A“ und/oder „weder A noch nicht A“ sein. Doch er achtet nicht darauf, wie dieses Urteil entsteht und selbst beurteilt wird.
Sie betrachten Aussagen wie „A ist A“ usw. [62]als verbale Aussagen wie jede andere und glauben, sie könnten sie wie alle anderen verneinen, indem sie sagen „A ist nicht A“ usw. Tatsächlich ist Verneinung aber als rationaler Akt nicht möglich, ohne *die Bedeutung der Verneinung zu akzeptieren, die dem zweiten und dritten Gesetz des Denkens* im Vergleich zum ersten Gesetz des Denkens innewohnt. Um überhaupt sinnvoll „nicht“ sagen zu können, muss ich

---

62 Übrigens fällt mir auf, dass heutzutage im Internet die drei Denkgesetze (LOT) der Kürze halber als LOI, LNC und LEM bezeichnet werden. Na ja, warum nicht?

zunächst akzeptieren, dass „A nicht nicht A sein kann“ und dass „es keine dritte Alternative zu A und nicht A gibt“.[63]
Der Versuch, eine andere (weniger anspruchsvolle) Definition von Negation einzuführen, ist unmöglich, denn wahre Negation müsste weiterhin gedacht werden (wenn auch unbewusst oder mit anderen Worten). Die Erfindung einer „mehrwertigen Logik“ oder einer „Fuzzy-Logik“ kann die standardmäßige zweiwertige Logik nicht ersetzen – diese bleibt weiterhin wirksam, wenn auch unbewusst und ohne Worte. Wir können nicht begrifflich denken, ohne zu bejahen und zu verneinen; wir können es nur vortäuschen.
Viele „moderne“ Logiker sind so sehr in der symbolischen Logik gefangen, dass sie den Bezug zur eigentlichen Bedeutung ihrer Symbole verloren haben. Daher erscheinen ihnen die Symbole „X“ und „nicht X“ ebenso äquivalent wie „X“ und „Y“. Für klassische Logiker hingegen besteht zwischen einem Term und seiner Negation eine besondere Beziehung. Die Negation von X bezieht sich auf *alles außer* X, also auf alles, was im gesamten Universum existiert oder existieren könnte, außer X.[64]

---

63 Manche Logiker akzeptieren den Satz vom Widerspruch als unumgänglich, halten aber den Satz vom ausgeschlossenen Dritten für verzichtbar: Diese moderne Auffassung ist ziemlich töricht. *Beide* Sätze sind sowohl in der deduktiven als auch in der induktiven Logik notwendig und werden angewendet. Sie dienen nicht nur der Validierung (z. B. von Syllogismen oder Fakultätsinduktionen), sondern regen auch zu Fragen und Forschung an (z. B. Was impliziert dies? Oder: Welche Kausalbeziehung lässt sich daraus ableiten?). Darüber hinaus sind sie spiegelbildlich zueinander, ergänzen sich, um alle Möglichkeiten auszuschöpfen, und implizieren letztlich einander; beide implizieren wiederum das Identitätsgesetz und werden von diesem impliziert.

64 Beachten Sie, dass Unterschied nicht Unvereinbarkeit bedeutet. Zwei Dinge, beispielsweise X und Y, können

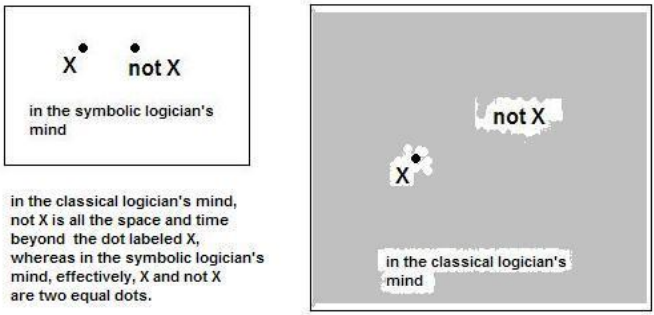


Abbildung 24.1 Visualisierungen der Negation.

Das obige Diagramm veranschaulicht, wie unterschiedlich diese Menschen Negation visualisieren:
Wenn jemand „X“ und „nicht X“ gedanklich als gleichwertig betrachtet, versteht er offensichtlich nicht, warum sie nicht beide gleichzeitig bejaht oder verneint werden können; das zweite und dritte Denkgesetz erscheinen ihm voreingenommen und konventionell. Um zu einer rationalen Sichtweise zurückzukehren, muss sich diese Person der radikalen Absicht des Negationsakts bewusst werden; er lässt keinen Raum für Vermischungen oder weitere Zusätze.

---

unterschiedlich, aber dennoch kompatibel sein – oder sich sogar gegenseitig bedingen. Wir können zwei Dinge (oder Eigenschaften von Dingen) durchaus unterscheiden, selbst wenn sie stets gemeinsam auftreten und nirgendwo sonst zu finden sind. Ihr unabdingbares Zusammentreffen schließt nicht aus, dass sie einen empirischen oder intellektuellen Unterschied aufweisen, der es uns erlaubt und uns dazu anregt, sie unterschiedlich zu benennen und zu sagen, dass X nicht dasselbe ist wie Y. In diesem Fall schließt X als solches Y aus, und nicht X als solches schließt Y ein, obwohl wir sagen können, dass X Y impliziert und nicht X nicht Y impliziert.

Die bipolare Logik ist keine bloße „Konvention“, denn eine Konvention setzt voraus, dass wir zwischen zwei oder mehr Alternativen wählen können, während Bipolarität die einzige Möglichkeit rationalen Denkens darstellt. Wir einigen uns nicht willkürlich auf Bipolarität, da sie der Fragestellung selbst innewohnt. Etwas als konventionell zu bezeichnen, bedeutet bereits, den Konflikt zwischen dieser Konvention und ihrer Negation sowie das Fehlen jeglichen verständlichen Zwischenzustands anzuerkennen.
Das Motiv mancher Denker, die Denkgesetze (d. h. die Gesetze der korrekten Bejahung und Verneinung) zu leugnen, ist schlichtweg ein egozentrischer Ehrgeiz, das System zu überlisten oder, genauer gesagt (im Falle westlicher Philosophen), Aristoteles (der diese Gesetze als Erster explizit zum Gegenstand der Forschung gemacht hat) zu übertreffen. „Du sagst X? Ich setze noch einen drauf und sage Nicht X (usw.) – und zeige damit, dass ich der Größte bin!“

2. Den Einsatz erhöhen

Das ist keine bloße Perversität, sondern eine Art natürlicher Verneinungsinstinkt, der außer Kontrolle geraten ist. Denn paradoxerweise liegt die Verneinung bestimmter Annahmen (einschließlich der Annahme, es gäbe drei Denkgesetze) im Wesen des begrifflichen Wissens selbst, in einem Schutzmechanismus, der sicherstellt, dass alle alternativen Interpretationen von Tatsachen berücksichtigt werden. Genau das ist die Fähigkeit zur Negation – jene Fähigkeit, die die Notwendigkeit der Denkgesetze überhaupt erst entstehen lässt! Das Problem ist hier, dass sie gegen sich selbst gerichtet wird – sie wird überstrapaziert, auf absurde Weise angewendet.

Das lässt sich endlos fortsetzen. Angenommen, ich sage „A“ (was „A, aber nicht nichtA“ bedeutet), Sie antworten „nicht A“ (was „nichtA, aber nicht A“ bedeutet) [65]; ich erwidere „sowohl A als auch nichtA“, Sie widersprechen „weder A noch nichtA“; was haben wir damit gesagt oder erreicht? Vielleicht sage ich nun: „alle vier Alternativen“; und Sie antworten: „keine dieser vier Alternativen“. Dann übertrumpfe ich Sie mit der Behauptung: „beide letzten beiden Alternativen“ und Sie antworten: „keine von beiden“. Und so weiter. Wohin und wozu?

Eine komplexere Variante desselben Wettstreits lässt sich unter Bezugnahme auf die Gesetze des Denkens spielen:

1. A ist A (Bestätigung des Identitätsgesetzes).
2. A ist nicht A (Verleugnung des Identitätsgesetzes).
3. Sowohl (1) als auch (2). A ist A, und A ist nicht A. (Ungeachtet des Satzes vom Widerspruch).
4. Weder (1) noch (2). A ist nicht A, und A ist nicht nicht A (abgesehen vom Satz vom ausgeschlossenen Dritten).
5. Sowohl (3) als auch (4).
6. Weder (3) noch (4).
7. Sowohl (5) als auch (6).
8. Weder (5) noch (6).
9. Und so weiter und so fort.

So verhält es sich mit dem ersten Denkgesetz; und analog mit den beiden anderen. Wir haben nicht nur die Wahl zwischen vier Alternativen (den ersten vier der obigen Liste),

---

65 Beachten Sie, dass wir, sobald wir die logische Möglichkeit von „A und nichtA“ (oder von „nichtA und nicht nichtA“) zulassen, nicht mehr allein von „A“ (oder „nichtA“) sprechen können, da dann unklar ist, ob wir „A mit nichtA“ oder „A ohne nichtA“ (usw.) meinen. Dies zeigt, dass wir normalerweise mit „A“ „*im Gegensatz zu* nichtA“ meinen – wir betrachten widersprüchliche Begriffe nicht als vereinbar.

einem sogenannten „Tetralemma“, sondern eine unendliche Auswahl an Verneinungen von Verneinungen von Verneinungen… *Wie könnten wir die Bedeutung all dieser Alternativen überhaupt bewerten, ohne die Denkgesetze anzuwenden? Sie wären alle bedeutungslos, da jede vorgeschlagene Interpretation wiederum verneinbar wäre.*
Der Versuch, anstelle der Standardlogik (der aristotelischen Logik) eine radikal „alternative Logik“ vorzuschlagen, bedeutet somit *das Ende jeglicher verständlicher Logik* , die Auflösung jeglicher Rationalität. Es handelt sich nicht um eine sinnvolle Option, sondern um eine nutzlose Manipulation bedeutungsloser Symbole. Nichts davon ergibt Sinn; es ist nichts weiter als das Aneinanderreihen von Worten, um eine optische Illusion von Tiefe zu erzeugen. Menschen, die sich auf solch törichte Spielchen einlassen, sollten ganz klar nicht den Status eines „Logikers“ erhalten.

25. KAPITEL FÜNFUNDZWANZIG

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008),
Buch 3, Kapitel 9.

IM BUDDHISTISCHEN DISKURS

1. Mildernde Klarstellungen

Die Ablehnung (eines oder mehrerer) Denkgesetze durch einige westliche Logiker ist zumeist naives Symbolspiel ohne tiefgründige erkenntnistheoretische oder ontologische Reflexion; von ganz anderer Art ist die Ablehnung dieser Gesetze in manchen buddhistischen Schriften [66]. Doch mit etwas Nachdenken lassen sich die scheinbaren Widersprüche in ihrem Diskurs auflösen.
Wenn buddhistische Philosophen Aussagen der Form „nicht X und nicht nicht X" treffen, sollten diese nicht (oder nicht immer) als Antinomie oder Ablehnung der Denkgesetze verstanden werden. Vielmehr handelt es sich um verkürzte Ausdrücke, die Folgendes bedeuten: „Suche nicht nach X und suche nicht nach nicht X", oder „Denke nicht an X und denke nicht an nicht X", oder „Sag nicht an X und sage nicht

---

66 Ich verallgemeinere hier natürlich etwas, um es zu verdeutlichen. Es gibt selbstverständlich versiertere westliche Logiker und weniger versierte orientalische (einschließlich buddhistische) Logiker. Ein Beispiel für Letzteres habe ich in früheren Arbeiten ausführlich behandelt: Nagarjuna.

an nicht X“, oder „Hänge nicht an X und hänge nicht an nicht X“ usw.[67]

So verstanden, erscheinen Aussagen der oberflächlichen Form „weder X noch nicht X“ (oder in manchen Fällen ähnlich „sowohl X als auch nicht X“) durchaus logisch. Denn die Gesetze des Denkens verneinen nicht, dass man *nach „X“ und nach „nicht X“ suchen kann* , oder auch nach „sowohl X als auch nicht X“ oder gar nach „weder X noch nicht X“. Gleiches gilt für das *Denken* dieses oder jenes, das *Behaupten* dieses oder jenes, das *Festhalten* an diesem oder jenem usw.

Die Gesetze der Logik besagen lediglich, dass man nicht gleichzeitig nach X suchen und *nicht* nach X suchen kann usw. Sie besagen nicht, dass man nicht gleichzeitig nach X suchen und *nicht nach* X suchen kann usw. Letzteres bedeutet lediglich, dass die Frage, ob X existiert oder nicht, ungelöst bleiben sollte . Ein ungelöstes Problem ist keine Antinomie. Wir können höchstens sagen, dass der Buddhismus uns möglicherweise dazu auffordert, solche Unsicherheit als endgültig zu akzeptieren, während die westliche Logik empfehlen würde, weiter nach einer Lösung zu suchen.

In manchen Fällen sind die scheinbaren Widersprüche und Einschlüsse von Mittelbegriffen in der buddhistischen Philosophie (und ähnlich in einigen anderen Texten) rein verbaler Natur. Sie beruhen auf *Ungenauigkeiten im verbalen Ausdruck* , wodurch wichtige implizite Aspekte der eigentlichen Bedeutung ausgelassen werden. Der Grund für

---

[67] Hier ein Beispiel für die Empfehlung, Behauptungen über Wahrheit oder Falschheit zu vermeiden: „Weder bejahen noch verneinen… und du bist bereits so gut wie ein Erleuchteter.“ *Sutra der Höchsten Weisheit* , Vers 30 – in Jean Eracle (meine Übersetzung aus dem Französischen).

diese verbale Kürze liegt darin, dass der Fokus solcher Aussagen eher *heuristisch* als *existenziell ist* . Sie sind lediglich als „geschickte Mittel“ (zum Ziel der Verwirklichung) gedacht, nicht als faktische Beschreibungen. Das heißt, sie geben dem Subjekt Anweisungen für *sein* Vorgehen (kognitiv, willentlich oder wertend), anstatt ihm zu erklären, wie die Dinge *sind* .

2. Beispiele

Um ein konkretes Beispiel aus der buddhistischen Literatur zu nennen, zitiere ich die folgende Passage aus der Bodhidharma zugeschriebenen *Erweckungspredigt :*

> „ *Die Sterblichen erschaffen immer wieder den Geist und behaupten, er existiere. Die Arhats hingegen verneinen ihn und behaupten, er existiere nicht. Bodhisattvas und Buddhas aber erschaffen den Geist nicht und verneinen ihn auch nicht. Das ist es, was mit dem Geist gemeint ist, der weder existiert noch nicht existiert ... der Mittlere Weg.* “[68]

Wenn wir mit einem ungelösten Widerspruch oder einem ungelösten Problem jeglicher Art konfrontiert werden, befinden wir uns aus der Perspektive des Wissens vor einer Leere. Diese „Leere“ kann mit Angst betrachtet werden, als Abgrund, als Mangel an Mitteln, um die Herausforderungen des Lebens zu meistern. Oder sie kann als etwas Sinnvolles gesehen werden, als eine willkommene Gelegenheit, furchtlos in die Unendlichkeit einzutauchen. Die

---

68 S. 53. Diese Passage ist besonders deutlich in ihrer Erklärung von „existiert weder noch nicht“ als genauer „wird weder geschaffen noch negiert“. Während Ersteres logisch widersprüchlich ist, trifft Letzteres tatsächlich nicht zu. Hier wird, einfach ausgedrückt, Nichteinmischung befürwortet.

erstgenannte Haltung ist die Grundlage der westlichen Wissenschaft, die letztgenannte der Zen-Meditation.
Oder betrachten wir erneut folgendes Zitat aus der Lehre des Huang Po:

> *„Wenn ihr nur die Konzepte von Existenz und Nicht-Existenz in Bezug auf absolut alles vermeidet, werdet ihr den Dharma erkennen.“* (S. 43.)

Auch hier ist die Bedeutung eindeutig. Der Zen-Meister leugnet weder Existenz noch Nichtexistenz oder beides; er fordert uns lediglich auf, Urteile wie „Dies existiert“ oder „Dies existiert nicht“ zu vermeiden, die jeder Begriffsbildung innewohnen. Er bezeichnet solche Urteile als „Dualismus“, da sie eine Entscheidung zwischen zwei Alternativen erfordern. Huang Pos Aussage ist also kein formal widersprüchlicher ontologischer Satz, sondern ein auf *den ersten Blick* schlüssiges erkenntnistheoretisches Gebot, sich nicht damit zu befassen, ob das Erlebte real oder irreal ist.
Zugegebenermaßen [69]interpretieren manche Buddhisten eine solche Aussage so, als ob Existenz nicht existiere, oder dass sie gleichzeitig existiere und nicht existiere, oder weder existiere noch nicht existiere. Doch nach den Maßstäben des gesunden Menschenverstands existiert Existenz – d. h. alles, was ist, ist (Aristoteles' Identitätsgesetz). Jede klare

---

[69] Tatsächlich gehört auch Huang Po dazu, denn an anderer Stelle erklärt er fromm: „ *Vom Anfang bis zum Ende hat nicht einmal das kleinste Körnchen von etwas Wahrnehmbarem jemals existiert oder wird jemals existieren* “ (S. 127). Dies ist eine Verneinung jeglichen Scheins, selbst als solchen. Natürlich ist eine solche Position unhaltbar, denn die Existenz des bloßen Scheins ist logisch unbestreitbar – worüber redet er sonst? Bevor man überhaupt etwas verneinen kann, muss man etwas bejahen können. Auch der Akt der Verneinung selbst ist ein Akt des Existierens.

Leugnung dieser fundamentalen Wahrheit wäre widersprüchlich – sie würde die Tatsache und die Implikationen ihrer eigenen Aussage bewusst ignorieren (d. h., dass eine Aussage getroffen wurde, die eine Wahrheit behauptet, von jemandem gegenüber usw.).

3. Handeln statt Reden

Genauer gesagt, müssen wir im vorliegenden Kontext anerkennen, dass ***alles, was aber erscheint, mit Sicherheit existiert.*** – unabhängig davon, ob es letztendlich als real oder illusorisch beurteilt wird. Auf dieser Grundlage können wir Huang Po (zumindest in dem oben zitierten Text) vernünftigerweise so interpretieren, dass er einfach sagt: „Frage nicht, ob etwas Bestimmtes (oder Allgemeines) existiert oder nicht, oder ob es real ist oder nicht, denn solche Fragen lenken deine Aufmerksamkeit von einer viel wichtigeren Erkenntnis über das Wesen des Seins ab."
Es sei hinzugefügt, dass Huang Pos Position zwar auf den ersten Blick schlüssig erscheint, bei näherer Betrachtung jedoch nicht. Streng genommen kann er keine Aussage treffen, ohne Begriffe zu verwenden, und wir können ihn nicht verstehen, ohne unser Begriffsvermögen einzusetzen. Jeder Diskurs ist begrifflich, selbst anti-begrifflicher. Das heißt, indem er die Abkehr von Begriffen predigt, *praktiziert er in Wirklichkeit nicht, was er predigt* .
Dies zeigt, dass selbst vermeintlich erleuchtete Personen Begriffe zur Kommunikation benötigen und dass diese Begrifflichkeit (den Aussagen derer, die sie praktizieren, zufolge) ihre Erleuchtung offenbar nicht beeinträchtigt. Begriffe können also der Erleuchtung nicht grundsätzlich schaden, und die Behauptung, sie müssten vermieden werden, ist in sich widersprüchlich! Dies ist kein Wortspiel

(wie manche vielleicht argumentieren mögen) – es ist eine logische Erkenntnis, die nicht einfach ignoriert werden kann. Man kann bestenfalls gegen übermäßige Begrifflichkeit argumentieren.
In jedem Fall muss verstanden werden, dass die buddhistische antikonzeptuelle Philosophie auf die psychologische Entwicklung abzielt: Sie ist primär ein Weg. Ihr Fokus liegt darauf, wie man auf alltägliche Erfahrungen reagiert, um die dahinterliegende, letztendliche Wirklichkeit zu erkennen. Sie bezieht sich auf das Objekt (X oder Nicht-X) nicht unabhängig (wie in der westlichen Logik), sondern als Objekt *des Subjekts* (d. h. vom Subjekt-Akteur gesucht, gedacht, beansprucht oder ihm zugeordnet). Diese Subjektivität (d. h. die Abhängigkeit vom Subjekt-Akteur) bleibt oft implizit, gerade weil sie so allgegenwärtig ist. Dennoch gibt es Kontexte, in denen die Intention objektiver ist [70].

4. Unpräzise Sprache

Es ist außerdem zu beachten, dass viele der Widersprüche und Paradoxien, die buddhistische Philosophen in ihren Diskursen erzeugen, auf ihrer Tendenz beruhen, scheinbar allgemeine Aussagen zu treffen, die sich letztlich als nicht allumfassend erweisen. Obwohl sie davon überzeugt sind, dass die Welt als Ganzes mehr umfasst, als allgemein ersichtlich ist, formulieren sie ihre Vorstellungen von der phänomenalen Welt als *uneingeschränkte Universalsätze* . Für diese Tendenz gibt es zahlreiche Beispiele.

---

[70] Zunächst einmal ist die Behauptung, ein Mittel sei geschickt, eine Art sachliche Beschreibung.

„Alles ist unwirklich“, heißt es im *Dhammapada* (V. 279). Alles als unwirklich oder illusorisch zu bezeichnen, ist natürlich *in der Vorstellung möglich, also verbal* – indem man das Prädikat „unwirklich“ oder „illusorisch“ aus seinen ursprünglichen Anwendungsbereichen herausnimmt und es auf „alle“ Dinge anwendet. Dieser Manipulation liegt *eine Analogie zugrunde* – die Aussage, dass wir, so wie innerhalb der Welt der Erscheinungen manche Dinge als unwirklich und illusorisch gelten, eine größere Welt projizieren können, in der die gesamte gegenwärtige Welt der Erscheinungen unwirklich erscheint.

Dies erklärt, wie Menschen diese oft wiederholte buddhistische Aussage aufnehmen, d. h. warum sie denkbar und potenziell plausibel erscheint. Sie stellt jedoch keine logische Rechtfertigung dafür dar. Die einzig mögliche Rechtfertigung wäre die persönliche Erfahrung einer Sphäre jenseits der gewöhnlichen Erfahrung. Selbst dann wäre die logisch konsistente Formulierung der Aussage: „Alle gewöhnliche Erfahrung ist unwirklich“ (denn die Aussage „alle“ müsste logischerweise auch die außergewöhnliche Erfahrung einschließen).

Ein weiteres häufig anzutreffendes Beispiel lautet: „Das Leben ist Leiden [71].“ Diese Aussage trifft leider nur allzu gut auf die Welt zu, die wir gewöhnlich erleben, also die Welt der materiellen und mentalen Phänomene. Wer aufmerksam ist, erkennt, dass wir im Hintergrund unseres Daseins stets ein gewisses Unbehagen verspüren. Kein irdisches Glück ist jemals vollkommen, schon allein deshalb, weil es

---

[71] Die übliche Übersetzung des Sanskrit-Begriffs lautet *Dukkha* . Dieser Begriff bezeichnet nicht nur körperliche und seelische Schmerzen, sondern im weiteren Sinne auch geistige Mängel und Störungen, mangelnde Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Unglück und das Fehlen vollkommenen inneren Friedens.

vergänglich ist. Selbst sexuelle Lust oder der Orgasmus – die immer mehr meiner Zeitgenossen als die höchste Ekstase und das Ziel des Daseins zu betrachten scheinen – sind in gewisser Weise mit Schmerz verbunden [72].

Der Buddhismus hat große Weisheit bewiesen, indem er die Tatsache des Leidens betont hat, denn sobald wir dies erkennen, sind wir durch diese einfache Erkenntnis bereits auf dem besten Weg, vom Leiden befreit zu werden. Wer die Hölle besucht, erwartet dort nicht den Himmel; ebenso ist es natürlich, in dieser Zwischenwelt Leid zu erfahren. Früher litt ich sehr, wenn Menschen mit Ungerechtigkeiten oder anderen abscheulichen Taten ungestraft davonkamen; aber in letzter Zeit sage ich mir einfach: „Nun, ich bin im Samsara, und das ist normales Verhalten im Samsara [73]– solange ich hier bin, muss ich mit solchen unangenehmen Erfahrungen rechnen und sie hinnehmen!“

Die Aussage „Das Dasein ist Leiden“ ist logisch betrachtet fehlerhaft und führt daher zwangsläufig zu Paradoxien. Denn wenn wir (wie Buddhisten) glauben, dass Leiden letztendlich überwunden werden kann (insbesondere mit dem Erreichen des Nirvanas), muss die Wahrheit über das Leiden weniger allgemein formuliert werden: „ *Das weltliche* Dasein ist Leiden“. Die übliche Formulierung der ersten Edlen Wahrheit, „Das Dasein ist Leiden“, ist nicht so umfassend gemeint, wie sie scheint – denn gemäß der dritten Edlen

---

72 Wenn wir aufmerksam genug sind, bemerken wir den Schmerz, der mit sexuellen Gefühlen einhergeht. Nicht nur einen Schmerz aufgrund von Frustration, sondern eine Komponente körperlichen Schmerzes inmitten des scheinbaren Vergnügens.

73 Oder, um es jüdisch auszudrücken: „Ich bin im *Exil* (hebräisch: galut), und solche Unannehmlichkeiten sind hier zu erwarten.“ Nebenbei bemerkt: Es besteht eine enge Analogie zwischen dem buddhistischen Konzept des Samsara und dem kabbalistischen Konzept des Galut.

Wahrheit verschwindet das Leiden mit der Erleuchtung. Um die erste mit der zweiten in Einklang zu bringen, muss sie daher restriktiver formuliert werden.

Ein weiteres Beispiel für die Tendenz, die Erfahrung der Erleuchtung künstlich als Teil der Welt als Ganzes auszuklammern, ist die Vorstellung, Erleuchtung führe uns „jenseits von Gut und Böse". Dies ist logisch falsch – wenn wir Erleuchtung als das höchste Gut, das *summum bonum , betrachten* (was wir tun, wenn wir die Menschen dazu anhalten, sie allen anderen Bestrebungen vorzuziehen).

Der Ausdruck „jenseits von Gut und Böse" soll das praktische Problem unterstreichen, dass das Streben nach dem Guten ebenso sehr eine Form der Anhaftung darstellt wie die Vermeidung des Bösen. Das Streben nach weltlichen Gütern ist letztlich schlecht, weil es uns an diese Welt bindet und uns dem Bösen in ihr aussetzt. Und selbst das Streben nach Befreiung von dieser Welt, also nach einem jenseitigen Gut, ist problematisch, da es die falsche Haltung beinhaltet, eine klammernde Haltung, die dem Erfolg nicht förderlich ist. All dies ist richtig, führt aber zu einem Paradoxon.

Um Missverständnisse zu vermeiden, müssen wir unser Ziel schlicht als „jenseits *des Strebens nach dem* Guten und der Vermeidung des Bösen" formulieren. Das heißt, wir müssen anerkennen, dass Nirvana im wahrsten Sinne des Wortes „gut" ist, während das, was wir in der Welt des Samsara als „gut" bezeichnen (z. B. Wohlstand, Macht, sinnliche Genüsse usw.), kaum besser ist als das, was wir als „schlecht" bezeichnen. Alternativ sollten wir zwischen dem Guten im absoluten Sinne (dem Gut des Nirvanas) und dem Guten im relativen Sinne (den Gütern innerhalb des Samsara) unterscheiden. Relative Güter wären dann aus absoluter Sicht als weniger gut einzustufen.

Die Folge dieses Perspektivenwechsels ist, dass wir die Existenz nicht mehr als grundsätzlich schlecht (aufgrund des Leidens) betrachten, sondern als grundlegend gut (da das Nirvana allem samsarischen Dasein zugrunde liegt). Unsere gängige Sichtweise und Lebensweise ist gewissermaßen ein Irrtum, der uns viel Leid zufügt; kehren wir jedoch zu korrekter Erkenntnis und korrektem Verhalten zurück, erfahren wir das natürliche Gute im Kern aller Dinge. Hier sind das trügerische Gut und Böse des Alltäglichen bedeutungslos, und wir sind vollkommen im wahren Guten verankert.[74]

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass buddhistische Diskurse häufig zu Paradoxien oder Widersprüchen führen, da sie auf konventioneller Terminologie beharren und Verallgemeinerungen treffen, die nur einen Teil der Gesamtheit der Erfahrung erfassen (nämlich den weltlichen, unter Ausschluss des überweltlichen). Um die durch solche Diskurspraktiken verursachten doktrinären Probleme zu vermeiden, müssen wir entweder die verwendeten Begriffe in ihrer jeweiligen konventionellen Bedeutung klar definieren oder zu allgemein formulierte Aussagen präzisieren (d. h. solche, die die Erkenntnisse der Erleuchtung nicht explizit berücksichtigen).

---

[74] Man könnte S. Suzuki so lesen, als ob er im Grunde dasselbe aussagt, wenn er sagt: „Weil wir im Moment nicht gut sind, wollen wir besser werden, aber wenn wir den transzendentalen Geist erreichen, gehen wir über die Dinge hinaus, wie sie sind und wie sie sein sollten. In der Leere unseres ursprünglichen Geistes sind sie eins, und dort finden wir vollkommene Gelassenheit“ (S. 130).

26. KAPITEL SECHSUNDZWANZIG

Aus *Logischen und spirituellen Betrachtungen* (2008),
Buch 3, Kapitel 20.

DIE GESETZE DES DENKENS IN DER MEDITATION

1. Kognitive Tugenden

Die drei Denkgesetze werden von vielen heutigen Kommentatoren gemeinhin [75]als (bestenfalls) nur für rationale Diskussionen relevant angesehen und als irrelevant oder gar im Widerspruch zur Meditation und erst recht zu deren Ziel, der Erleuchtung, stehend betrachtet. Nichts könnte der Wahrheit ferner liegen, wie im Folgenden erläutert wird.
Die Denkgesetze sind im Wesentlichen „moralische" Gebote an den Denkenden, die ihn zu bestimmten kognitiven Haltungen in allen Denkprozessen verpflichten. Sie fordern den Denkenden auf, sich anzustrengen, um maximale Effizienz und Genauigkeit seiner Gedanken zu gewährleisten. Der „metaphysische" Aspekt der Denkgesetze ist Grundlage und Ergebnis dieses praktischen Aspekts.[76]

---

75 Nach den Beiträgen und Diskussionen im Internet zu diesem Thema zu urteilen.

76 Man könnte auch sagen, dass die beiden Aspekte „gleichzeitig entstehen", sich gegenseitig bedingen und gleichermaßen wichtig sind. Ich möchte hier jedoch die psychologische Seite des Themas hervorheben.

1. **Das Identitätsgesetz** ist eine allgemeine Position des „Realismus“.
   Im *diskursiven Denken* bedeutet dies: sich den Tatsachen zu stellen; sie zu beobachten und darüber nachzudenken; die Faktizität der Erscheinungen als solche und die der damit verbundenen logischen Argumente anzuerkennen; die Dinge so zu akzeptieren, wie sie sind (oder zumindest so, wie sie im Moment zu sein scheinen), dass die Dinge so sind, wie sie sind, d.h. was auch immer sie gerade sind; und so weiter.
   Offensichtlich sind diese kognitiven Tugenden gleichermaßen auf *die Meditationspraxis anwendbar* , die **Achtsamkeit** , Empfänglichkeit und Klarheit erfordert. Das Gegenteil dieser Haltungen sind Ausflüchte, Vorurteile und Obskurantismus, die zu „Trägheit und Trägheit“ führen [77].
   Im Höhepunkt der Meditation, im *Erleuchtungserlebnis* , äußert sich dies (angeblich) als Bewusstsein des „So-Seins“ der „letzten Wirklichkeit“.

2. **Das Gesetz des Widerspruchs** ist eine allgemeine Haltung der „Kohärenz“ (die ein Aspekt des „Realismus“ ist).
   Im *diskursiven Denken* bedeutet dies: allen einzelnen Erscheinungen zunächst Glauben zu schenken, zwei widersprüchliche Erscheinungen jedoch nicht als beide wahr (oder real) zu akzeptieren, sondern eine oder beide in die Kategorie der Falschheit (oder Illusion) einzuordnen; alle scheinbaren Widersprüche aufzulösen oder zu überwinden; Konsistenz in den eigenen Konzepten und Theorien anzustreben; widersprüchliche

[77] Siehe Kamalashila, S. 253 .

Ideen als absurd und Selbstwidersprüche als unhaltbaren Unsinn abzulehnen; und so weiter.
Offensichtlich sind diese kognitiven Tugenden gleichermaßen auf *die Meditationspraxis anwendbar, die* **Harmonie** , Ausgeglichenheit und inneren Frieden [78]erfordert . Das Gegenteil dieser Haltungen sind Konflikt, Verwirrung und Neurose (oder Wahnsinn), die zu „Ruhelosigkeit und Angst“ führen .
Auf dem Höhepunkt der Meditation, im *Erleuchtungserlebnis* , äußert sich dies (angeblich) in der „Einheit“ (Monismus oder Monotheismus) der „letzten Wirklichkeit“.

3. **Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten** ist eine allgemeine Haltung der „Neugier“ (die auch ein Aspekt des „Realismus“ ist).
Im *diskursiven Denken* bedeutet dies: sich mit Forschung und Studium zu beschäftigen, um Wissenslücken zu schließen und den Horizont zu erweitern; zu spekulieren und zu theoretisieren, aber immer unter der Aufsicht und Leitung der Rationalität; Fantasiefluchten, die Verzerrung von Tatsachen und Lügen gegenüber sich selbst und/oder anderen zu vermeiden; die Notwendigkeit zu akzeptieren, letztendlich konkrete Entscheidungen zu treffen; und so weiter.
Offensichtlich sind diese kognitiven Tugenden gleichermaßen auf *die Meditationspraxis anwendbar, die* **Klarheit , Urteilsvermögen und Verständnis** erfordert . Das Gegenteil dieser Haltungen sind Unwissenheit, Unsicherheit und Verblendung, die zu „Zweifel und Unentschlossenheit“ führen [79].

---

78 Siehe Kamalashila, S. 249.
79 Siehe Kamalashila, S. 258.

> Auf dem Höhepunkt der Meditation, im *Erleuchtungserlebnis* , wird dies (angeblich) als die „Allwissenheit“ der „letzten Wirklichkeit“ ausgedrückt.

Daher schlage ich vor, dass wir, anstatt die Denkgesetze aufzugeben, wenn wir vom gewöhnlichen Denken zur Meditation und von dieser zur Erleuchtung übergehen, an ihnen festhalten sollten, wohl wissend, dass sie sich auf jeder spirituellen Stufe etwas anders ausdrücken. Während sich das Bewusstsein im diskursiven Denken durch intellektuelle Aktivität äußert, ist der Ansatz in der Meditation sanfter und subtiler, und in der Erleuchtung erreichen wir reine Kontemplation.
Wenn diese endgültige Erkenntnis erreicht ist [80], werden die Gesetze des Denkens nicht verletzt, sondern aufs Äußerste deutlich. „So-sein“ ist das Wesen der Existenz; es ist die tiefste Schicht der Identität, nicht die Abwesenheit jeglicher Identität. „Einheit“ ist nicht Koexistenz oder Verschmelzung von Gegensätzen, sondern die Auflösung oder Überwindung aller Gegensätze. „Allwissenheit“ leugnet nicht gewöhnliche Erfahrung und Erkenntnis, sondern ist deren vollster Ausdruck und deren umfassendstes Verständnis. Was auf niedrigeren Ebenen des Seins und Wissens dunkel, widersprüchlich und unsicher erscheint, wird auf der höchsten Ebene vollkommen.[81]

---

[80] Ich fasse meine Ausführungen, gestützt auf meine begrenzte Erfahrung, aber auch aus der logischen Erwartung einer Konsistenz zwischen allen Seinsebenen heraus, zusammen. Ich denke, viele sachkundigere Menschen würden den hier gegebenen Beschreibungen der höheren Sphären zustimmen.

[81] Buddhistische Philosophen, insbesondere Mahayana-Philosophen, betonen oft, dass Nirvana (die gemeinsame Grundlage allen Seins) und Samsara (die Vielfalt wechselnder Erscheinungen) letztlich ein und dasselbe sind.

Selbst wenn wir dies anerkennen, müssen wir uns ihres scheinbaren Unterschieds bewusst bleiben. Der Kern der philosophischen Idee des Monismus („Nirvana“) besteht natürlich darin, die Widersprüche und Lücken aufzulösen, die der Erfahrung der Pluralität („Samsara“) innewohnen. Gleichzeitig steht die Einheit des Nirvana in gewisser Weise im Konflikt mit der Vielfalt des Samsara. Wir müssen diese Spannung gewissermaßen anerkennen und gleichzeitig ignorieren. In Wahrheit bleibt all dies auf einer gewissen Ebene ein ungelöstes Problem.

2. Die Absurdität der Antithesen

Jene Lehrer oder Kommentatoren, die behaupten, die Gesetze des Denkens würden außer Kraft gesetzt, sobald wir den gewöhnlichen Diskurs transzendieren, interpretieren ihre Erfahrungen schlichtweg falsch. Entweder handelt es sich bei ihrer Erfahrung nicht um eine wahre „Erkenntnis", oder ihre spezifische Interpretation dieser Erkenntniserfahrung ist lediglich ein fehlerhafter nachträglicher Gedanke, der nicht als Teil der eigentlichen Erfahrung betrachtet werden sollte.
Anstelle der Gesetze der Identität, des Widerspruchsfreiheit und des Ausschlusses jeglicher Mitte schlagen sie *ein Gesetz der Nicht-Identität, ein Gesetz des Widerspruchs und ein Gesetz der eingeschlossenen Mitten vor!* Ihnen zufolge ist die letztendliche Realität, dass nichts eine Identität besitzt, alle Widersprüche harmonisch nebeneinander existieren und es neben einem Ding und seiner Negation noch andere Alternativen geben kann!
Sie führen als Beweise die buddhistischen Prinzipien des Nicht-Selbst, der Vergänglichkeit und der gegenseitigen Abhängigkeit an.
Aber sie können nicht behaupten, etwas habe keinerlei „Natur", denn was ist dann dieses „Etwas", von dem sie sprechen? Wenn es tatsächlich nicht existiert, warum und wie diskutieren wir überhaupt darüber, und wer sind wir? Sicherlich räumen dieselben Leute die Existenz einer Art „letzter Realität" ein – sei es auch nur eines einzigen, unendlichen, universellen Substrats [82]. Sie nennen es „Leere"

---

82 Das „große Selbst" oder der „Ozean der Beständigkeit", um es mit Dogens Worten zu sagen (S. 267). (Anmerkung: Dogen leugnet hier nicht dessen Existenz, sondern betont, dass wir – anders als manche behaupten – nach dem Tod nicht *automatisch* dorthin zurückkehren, sondern gemäß unserem jeweiligen Karma

oder „unvollständig“, aber eine solche Negation ist logisch nicht haltbar, ohne zuzugeben, dass etwas Positives negiert wird; eine Negation kann niemals eine primäre Gegebenheit sein.

Man könnte ähnlich argumentieren, dass „Vergänglichkeit“ die Vergänglichkeit *von* etwas und „Interdependenz“ die gegenseitige Abhängigkeit zweier oder mehrerer Dinge bedeutet . Sie können nicht von unendlicher Vergänglichkeit sprechen, ohne die zeitliche Ausdehnung von etwas – sei es auch nur vorübergehend – anzuerkennen; und sie können nicht von universeller Interdependenz sprechen, ohne kausale Zusammenhänge zwischen tatsächlichen Tatsachen zuzulassen.

Hier besteht leider die Tendenz, Wörter zu verwenden, ohne auf ihre relationalen Implikationen zu achten. Ein weiteres Beispiel dafür ist, von „Bewusstsein“ (oder Wahrnehmung, Denken oder einem ähnlichen kognitiven Akt) zu sprechen, ohne zuzugeben, dass dies das Bewusstsein *von* etwas (einem Objekt) *durch* etwas (das Subjekt) impliziert.

Dies geschieht bewusst, um dem ideologischen Vorurteil zu entsprechen, dass es kein erkennendes Selbst und nichts zu erkennen gäbe. Um den Handelnden, der eine Handlung will, nicht erwähnen zu müssen, wird der Wille verschleiert und

---

verschiedenen Wiedergeburten unterliegen. Er deutet an, dass die Erkenntnis dieses Zustandes hart erkämpft werden muss und nicht jedem *geschenkt wird.) Manche identifizieren diese zugrunde liegende, letztendliche Realität mit dem „ Deus sive Natura* “ von Baruch Spinoza (Holland, 1632–1677). Ich möchte jedoch hinzufügen, dass ich Spinozas Gleichsetzung von Gott und Natur nicht teile, da diese impliziert, dass Gott wie die Natur dem Determinismus unterliegt. Für mich, wie im normativen Judentum, ist Gott der freie, willentliche Schöpfer der Natur. Er ist ihr zugrunde und umfasst sie. Sie ist lediglich ein Produkt Seiner Schöpfung und nur ein winziger Teil oder Aspekt Seiner selbst.

die Handlung als spontan oder mechanisch dargestellt. Sie weigern sich anzuerkennen, dass *jemand* leidet, denkt, meditiert oder Erleuchtung erlangt.

Eine weitere häufig geäußerte Behauptung ist, dass unsere alltägliche Welterfahrung im Vergleich zur letztendlichen Realität einem Traum gleicht. Daraus wird geschlossen, dass die Gesetze des Denkens im Traum nicht gelten. Doch tatsächlich besteht selbst im Traum, obwohl Bilder und Töne kommen und gehen und sich scheinbar vermischen, bei genauer Beobachtung kein Widerspruch. Auch der Unterschied zwischen Traum und Wachzustand ist nicht im eigentlichen Sinne ein Widerspruch, da sie als unterschiedliche Seinsbereiche erfahren werden.

Widerspruch ist, außer in Worten (oder Absichten), nicht einmal denkbar . Wir können uns *einen* Widerspruch im Sinne Aristoteles' (das Sein und Nichtsein in jeder Hinsicht) nicht einmal vorstellen. Wir können nur *sagen (oder vage glauben)* , dass es einen gibt. Natürlich begegnen wir häufig scheinbaren Widersprüchen, aber das beweist nicht deren tatsächliche Existenz. Es ist eine Illusion, ein Konflikt zwischen verbalen Interpretationen oder ihren nonverbalen Entsprechungen.

Wir formulieren Theorien; sie führen zu Widersprüchen; wir korrigieren die Theorien, sodass sie keine Widersprüche mehr aufweisen. Wir passen unsere rationalen Konstrukte an die Erfahrung an. Wir schließen nicht aus Widersprüchen in unserem Wissen auf die Existenz von Widersprüchen. Wir hinterfragen und korrigieren unser Wissen, anstatt unsere Überzeugungen der Realität aufzuzwingen. Das ist Vernunft, geistige Gesundheit. So schreitet Wissen voran, durch diese Dialektik von These, Antithese und Synthese.

27. KAPITEL 27

Entnommen aus *A Fortiori Logic* (2013),
Kapitel 3.1, 7.2.

DIE GESETZE DES DENKENS VERSTEHEN

1. Die Gesetze des Denkens anpassen

Viele betrachten Aristoteles' drei „Denkgesetze" – das Gesetz der Identität, das Gesetz des Widerspruchs und das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten [83]– als starre Vorurteile. Sie halten sie für bloße Konventionen, die ein dümmer alter Kerl namens Aristoteles uns allen auferlegt hat und die wir nach Belieben über Bord werfen können. In meinen bisherigen Arbeiten habe ich versucht zu erklären, warum es sich hierbei um grundlegende menschliche Erkenntnisse handelt, die unter keinen Umständen verworfen werden dürfen. In der vorliegenden Arbeit möchte ich einige weitere Erläuterungen hinzufügen.

---

[83] Aristoteles formuliert die Gesetze des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten in seiner *Metaphysik* , B, 2 (996 [b] 26–30), Γ, 3 (1005 [b] 19–23), Γ, 7 (1011 [b] 23–24). *Metaph.* Γ, 7 (1011 [b] 26–27) kann als eine Aussage Aristoteles' zum Identitätsgesetz verstanden werden: „Es ist falsch zu sagen von dem, was ist, dass es nicht ist, oder von dem, was nicht ist, dass es ist; und es ist wahr zu sagen von dem, was ist, dass es ist, oder von dem, was nicht ist, dass es nicht ist." Diese Stellen finden sich im Kneales, S. 46 (wobei die letztere Aussage eher als Definition von Wahrheit und Falschheit denn als Ausdruck des Identitätsgesetzes interpretiert wird).

Die Denkgesetze dürfen nicht als mechanische Regeln verstanden werden, sondern als wiederkehrende *Erkenntnisse* unserer *Intelligenz* . Jede Anwendung dieser Gesetze in einem neuen Kontext erfordert von uns eine neue, kluge Einsicht. Wir müssen diese Gesetze in jedem neuen Kontext erneut bekräftigen und sie kreativ nutzen, um die Komplexität des jeweiligen Falls zu bewältigen.
In der Logik a fortiori, wo neue Formen auftreten und neue Probleme Lösungen erfordern, sind Intelligenz und Kreativität gefragt. Wir sind bereits auf viele Kontexte gestoßen, in denen Feingefühl gefragt war. Die Unterscheidung zwischen einer Aussage wie „X ist Y“ und „X ist R hinreichend, um Y zu sein“ war ein solcher Kontext. Ein weiterer war die Entwicklung der Unterscheidung zwischen absoluten (R und nichtR) und relativen Begriffen (R und nichtR). Die Denkgesetze sind im logischen Diskurs allgegenwärtig, müssen aber stets kontextgerecht verstanden und angepasst werden – sie sind also keine mechanischen Gesetze, sondern „intelligente Gesetze“.

Die Denkgesetze müssen **der zunehmenden Komplexität des Diskurses immer wieder angepasst werden** . Ursprünglich bezog sich Aristoteles zweifellos auf unbestimmte Aussagen und erklärte, dass „A ist B“ und „A ist nicht B“ unvereinbar (Satz vom Widerspruch) und erschöpfend (Satz vom ausgeschlossenen Dritten) seien. In diesem einfachsten Kontext implizierten diese Gesetze nur zwei Alternativen. Als Aristoteles jedoch quantifizierte Aussagen betrachtete – „Alle A sind B“, „Einige A sind B und einige A sind nicht B“ und „Kein A ist B“ –, erkannte er, dass die Anwendung derselben Gesetze in diesem neuen Kontext drei Alternativen implizierte. An diesem Beispiel sehen wir, dass die Feinheiten jeder Situation berücksichtigt

werden müssen, um die Gesetze richtig anzuwenden. Sie werden nicht einfach angewendet, sondern intelligent *neu formuliert, entsprechend* den jeweiligen Aussagenformen.
Man könnte sagen, dass die Disjunktion „Entweder ‚A ist B' oder ‚A ist nicht B'" sich auf ein einzelnes Subjekt A bezieht, während die Disjunktion „Entweder ‚Alle A sind B' oder ‚Einige A sind B und einige A sind nicht B' oder ‚Kein A ist B'" sich auf eine Menge von Dingen bezieht, die mit A bezeichnet werden. Doch dann stellt sich die Frage: Was meinen wir, wenn wir sagen, dass ein Individuum A ‚B' ist? Meinen wir, dass A ‚ganz B' ist, ‚teils B und teils nicht B'? Offensichtlich wären die sich gegenseitig ausschließenden und erschöpfenden Alternativen: „Entweder ‚A ist ganz B' oder ‚A ist teils B und teils nicht B' oder ‚A ist überhaupt nicht B'." Es scheint offensichtlich, dass ‚A ist B' in den meisten Fällen nur ‚A ist teils B und teils nicht B' bedeutet – denn wenn ‚A ist ganz B', also ‚A ist *nichts als* B', gemeint wäre, warum sollten wir A verbal von B unterscheiden? Nun, solche Tautologien kommen in der Praxis durchaus vor, da wir etwas zunächst als A und dann als B bezeichnen und erst später erkennen, dass sich beide Bezeichnungen auf ein und dasselbe Ding beziehen. Im Allgemeinen gehen wir jedoch davon aus, dass nur B „ganz B" ist. Wenn also etwas, das mit A bezeichnet wird, eine Eigenschaft besitzt, die mit B bezeichnet wird, kann man annehmen, dass A als „ *nur teilweise* B" gemeint ist.
Um ein konkretes Beispiel zu geben: Meine Teetasse ist weiß. Das stimmt, obwohl meine Teetasse *nicht nur* weiß ist, sondern auch eine bestimmte Form hat, aus einem bestimmten Material besteht und üblicherweise zum Teetrinken verwendet wird. Obwohl also die Eigenschaft, diese Teetasse zu sein, mit der Farbe Weiß übereinstimmt, folgt daraus nicht, dass die Identität dieser einzelnen

Teetasse vollständig durch ihre weiße Farbe (die zudem veränderbar ist) offenbart wird. Was Klassen betrifft: Auch wenn wir die Klasse aller A durch das Attribut B definieren, weil B konstant, universell und exklusiv für A ist, folgt daraus nicht, dass A fortan auf B beschränkt ist. B bleibt ein Attribut *unter* den vielen Attributen, die bei Dingen mit der Bezeichnung A beobachtet werden. Tatsächlich kann die Klasse A weitere Attribute haben, die konstant, universell und exklusiv für sie sind (z. B. C, D usw.), und dennoch dient B allein als Definition, vielleicht weil es intuitiv am relevantesten erscheint. Die Definition des Konzepts A durch das Prädikat B soll A also nicht auf B beschränken. Wäre A tatsächlich auf B beschränkt, würden wir sie nicht anders benennen.

Diese Überlegungen führen zur **logischen Unterscheidung zwischen „Differenz“ und „Widerspruch“** , die wiederum den Einsatz ad-hoc-Intelligenz erfordert. Wenn wir sagen, dass „A und B verschieden sind“, meinen wir, dass diese Bezeichnungen zwei unterschiedliche Phänomene bezeichnen. Wir meinen, dass A zu sein nicht dasselbe ist wie B zu sein, d. h. dass B-Sein sich von A-Sein unterscheidet. Daraus folgt nicht, dass kein A B ist. Das heißt, obwohl A nicht dasselbe ist wie B, ist es denkbar, dass einige oder alle Dinge, die A sind, dennoch in gewisser Weise B sein können. Zu sagen, dass Letzteres keinen Widerspruch beinhaltet, ist wichtig zu beachten. Daher können die Gesetze des Widerspruchsfreiheit und des ausgeschlossenen Dritten in diesem Fall nicht naiv angewendet werden, sondern nur unter Berücksichtigung der damit verbundenen Feinheiten. Wir müssen erkennen, dass „Differenz“ nicht dasselbe ist wie „Widerspruch“. Differenz bezeichnet eine Unterscheidung, während Widerspruch einen

Gegensatz bezeichnet. Zwei Aussagen, beispielsweise X und Y, können unterschiedliche Formen haben und sich dennoch gegenseitig implizieren. Es ist natürlich auch möglich, dass zwei Aussagen sowohl unterschiedlich als auch widersprüchlich sind.

Eine weitere Feinheit bei der Anwendung der Denkgesetze ist **die Berücksichtigung von Zeitform** . So wie „A ist B“ und „A ist nicht B“ vereinbar sind, wenn sie sich stillschweigend auf unterschiedliche Orte beziehen, z. B. wenn sie „A ist B hier“ und „A ist nicht B dort“ bedeuten, so sind sie auch vereinbar, wenn sie sich stillschweigend auf unterschiedliche Zeitpunkte beziehen, z. B. wenn sie „A ist B jetzt“ und „A ist nicht B damals“ bedeuten. Steht eine Aussage also in der Vergangenheit und ihre Negation in der Gegenwart oder Zukunft, so besteht kein Widerspruch zwischen ihnen und es schließen sich keine weiteren Alternativen aus. Ebenso sind zwei Aussagen, die zu unterschiedlichen Zeitpunkten in der Vergangenheit oder Zukunft wahr sind, logisch vereinbar und nicht erschöpfend.
Diese Angelegenheiten werden noch komplexer, wenn wir die verschiedenen Modalitäten (Notwendigkeit, Aktualität, Möglichkeit) berücksichtigen, und noch weiter, wenn wir die verschiedenen Modi der Modalität (natürlich, extensional, logisch) einbeziehen. Ich habe diese Fragen in früheren Arbeiten ausführlich behandelt und muss sie hier nicht wiederholen. Im Lichte der Betrachtung der Kategorien und Arten von Modalität lernen wir, faktische Aussagen von epistemischen Aussagen zu unterscheiden, die unser Wissen über Fakten qualifizieren. In diesem Kontext können beispielsweise „A ist B“ und „Es scheint nicht beweisbar zu sein, dass A B ist“ oder sogar „A ist B“ und „Es scheint nicht beweisbar zu sein, dass A nicht B ist“ beide wahr sein.

Eine der Fragen, mit deren Beantwortung Aristoteles sich große Mühe gab und die ihm einige Schwierigkeiten bereitete, war die Interpretation der Disjunktion: „Entweder findet morgen eine Seeschlacht statt oder nicht [84].“ Die Lösung des Problems ist jedoch recht einfach: Wenn wir heute tatsächlich vorhersagen können, was morgen geschehen wird (oder nicht), bedeutet dies, dass das morgige Ereignis *bereits* zu diesem früheren Zeitpunkt feststeht und wir diese Tatsache erkennen können. In Fällen, in denen die Tatsache also noch *nicht* feststeht (sodass wir sie unter keinen Umständen vorhersagen können) oder in Fällen, in denen sie bereits unausweichlich ist, wir sie *aber* nicht vorhersagen können, kann die Disjunktion offensichtlich nicht bipolar sein. Dies widerspricht in keiner Weise den Gesetzen des Denkens. Nichts in den Gesetzen des Denkens erlaubt es uns vorherzusagen, ob Indeterminismus in dieser Welt möglich ist oder nicht.

Tatsächlich gibt es drei Möglichkeiten: Entweder findet morgen eine Seeschlacht statt, oder sie findet nicht statt, oder die Frage ist noch ungeklärt. Was unser Wissen darüber betrifft, so gibt es fünf Möglichkeiten: Entweder findet morgen eine Schlacht statt, und wir wissen es, oder sie findet nicht statt, und wir wissen es, oder sie findet nicht statt, und wir wissen es nicht, oder sie ist noch ungeklärt, und wir können den Ausgang noch nicht vorhersagen. Wir könnten dies teilweise formalisieren, indem wir zwischen der Aussage, dass ein Ereignis *definitiv und unweigerlich* eintreten wird, und der Aussage, dass es *möglicherweise oder sogar sehr wahrscheinlich* eintreten wird, unterscheiden. Ersteres ist in deterministischen Kontexten gemeint, Letzteres hingegen, wenn menschlicher Wille oder letztlich natürliche Spontaneität eine Rolle spielt. Diese

84 Siehe *De Interpretatione* , 9 (19 ª 30).

Möglichkeiten lassen sich natürlich noch erweitern, beispielsweise durch genauere Angaben zu Zeitpunkt und Ort des morgigen Tages.
All dies lehrt uns, dass Aussagen wie „A ist B“ und „A ist nicht B“ viele implizite Elemente enthalten können, die, wenn sie explizit gemacht werden, sie vereinbar und unvollständig machen. Die Existenz von mehr als zwei Alternativen ist kein Beweis gegen die Denkgesetze. Die Denkgesetze müssen stets an die Besonderheiten des jeweiligen Falles *angepasst werden* . Darüber hinaus bedarf es menschlicher Einsicht, um materielle Beziehungen so zu formalisieren, dass unser Verständnis mit den Denkgesetzen übereinstimmt. Dies ist keine rein mechanische Angelegenheit, und nicht jeder besitzt die dafür notwendige Fähigkeit.

Ein weiteres Beispiel für die Notwendigkeit von Intelligenz und Kreativität bei der Anwendung von Denkgesetzen ist **der Umgang mit Doppelparadoxien** . Eine Aussage, die ihren Widerspruch impliziert, wird als paradox bezeichnet. Dies ist logisch möglich, da es einen schnellen Ausweg aus einem solchen einfachen Paradoxon gibt: Wir können sagen, dass die Aussage, die ihren Widerspruch impliziert, falsch ist, weil sie zu einem Erkenntniswiderspruch führt, während die Aussage, die sich aus ihrem Widerspruch ergibt, wahr ist, weil sie nicht zu einem Erkenntniswiderspruch führt. Ein Doppelparadoxon hingegen ist logisch unmöglich; es ist logisch unvereinbar, weil in einem solchen Fall sowohl die Aussage als auch ihr Widerspruch zu einem Widerspruch führen und es keinen offensichtlichen Ausweg aus dieser Schwierigkeit gibt. Die bekannten Doppelparadoxien sind nicht unmittelbar ersichtlich und nicht sofort auflösbar. Es bedarf Einsichten, um jedes beunruhigende Paradoxon zu

erkennen, und weiterer Reflexionen und Einsichten, um uns in Bezug darauf zu beruhigen. Solche Paradoxien sind natürlich niemals real, sondern immer nur eine Illusion.

Doppelparadoxien entstehen oft einfach durch *Mehrdeutigkeit* , d. h. durch die Verwendung desselben Wortes in zwei teilweise oder völlig unterschiedlichen Bedeutungen. Um Mehrdeutigkeiten zu vermeiden, ist Präzision und Klarheit unerlässlich. Nehmen wir zum Beispiel das Wort „Dinge“. In seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnet es Objekte des Denkens, deren Existenz angenommen wird; in seiner erweiterten Bedeutung hingegen bezeichnet es alle Objekte des Denkens, einschließlich solcher, deren Existenz nicht angenommen wird. Wir benötigen beide Bedeutungen des Begriffs, wobei die erste Bedeutung eindeutig eine Art und die zweite eine Gattung beschreibt. Wenn wir also sagen „Nicht-Dinge sind Dinge“, begehen wir keinen Widerspruch, da das Wort „Dinge“ im Subjekt etwas anderes (die engere Bedeutung) als im Prädikat (die weitere Bedeutung) bedeutet. Die engere Bedeutung lässt den widersprüchlichen Begriff „Nicht-Dinge“ zu; die weitere Bedeutung bildet jedoch die Ausnahme, da sie keinen widersprüchlichen Begriff zulässt – in diesem Sinne ist alles ein „Ding“ und nichts ein „Nicht-Ding“, d. h. es gibt kein „Nicht-Ding“.

Dasselbe gilt für den Begriff „Existenz“. In seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnet er tatsächlich existierende Dinge im Gegensatz zu nicht existierenden; in seiner erweiterten Bedeutung schließt er jedoch auch nicht existierende Dinge ein (d. h. Dinge, die im ursprünglichen Sinne nicht existieren, sondern nur von jemandem als existent angenommen werden) und hat keinen Widerspruch. Derart weit gefasste Begriffe sind natürlich Ausnahmen; die damit verbundenen Probleme betreffen die meisten anderen

Begriffe nicht. Von den bekannten Doppelparadoxien sei hier vielleicht das Barber-Paradoxon als Beispiel für ein Paradoxon aufgrund von Mehrdeutigkeit angeführt [85]. Viele der bekannten Doppelparadoxien haben komplexere Ursachen. Siehe beispielsweise meine jüngsten Analysen [in Kapitel 30, unten] der Lügner- und Russell-Paradoxien. Solche Paradoxien erfordern oft viel Einfallsreichtum und logisches Geschick, um gelöst zu werden.

2. Zwei weitere Denkgesetze[86]

Die ersten drei Denkgesetze, die von Aristoteles formuliert wurden, besagen, dass wir ***Tatsachen so akzeptieren, wie sie sind*** (das Gesetz der Identität), ***dass wir sie konsequent anerkennen*** (das Gesetz des Widerspruchs) ***und dass wir relevante Daten, die dafür oder dagegen sprechen, nicht auslassen.*** (Der Satz vom ausgeschlossenen Dritten). Um diese logischen Axiome zu vervollständigen und sie in der Praxis vollumfänglich anwendbar zu machen, müssen wir zwei weitere hinzufügen: das vierte, das ich **das Induktionsprinzip nenne** , und das fünfte, das ich **das Deduktionsprinzip nenne** .
Diese fünf Gesetze sind nichts Neues, sie werden von der Menschheit seit jeher angewendet; neu ist lediglich, dass wir sie benennen, um sie hervorzuheben und zu diskutieren. Sie gelten als „Denkgesetze“, weil sie selbstverständlich und für jedes rationale Denken notwendig und in ihm implizit enthalten sind.

---

85 Ich behandle dieses Thema in meinem Buch *„Future Logic“* , Kapitel 32.3.

86 Dieser Aufsatz wurde ursprünglich für *A Fortiori Logic geschrieben* und ist dort noch immer verstreut zu finden, insbesondere in Kapitel 7.2.

Das Deduktionsprinzip ist ein logisches Gesetz, das besagt, dass *keine Information als deduktive Schlussfolgerung geltend gemacht werden darf, die nicht bereits explizit oder implizit, verbal oder stillschweigend in den Prämissen enthalten ist* . Die Prämissen müssen die Schlussfolgerung offenkundig vollständig begründen, damit diese als deduktiv gelten kann. Diese grundlegende Regel gilt für alle Formen deduktiver (im Gegensatz zu induktiven) Argumente und hilft uns, Fehlschlüsse zu vermeiden. Sie kann als ein Aspekt des Identitätsgesetzes betrachtet werden, da sie uns verpflichtet, die uns vorliegenden Informationen unverändert und ohne willkürliche Zusätze anzuerkennen.
fünftes Denkgesetz bezeichnen , um den Gegensatz zum Induktionsprinzip, dem vierten Denkgesetz, zu verdeutlichen. Das Induktionsprinzip lässt sich allgemein wie folgt formulieren: *Was in einem gegebenen Informationskontext als wahr erscheint, kann als wahr gelten, solange keine neuen Informationen vorliegen, die den ursprünglichen Eindruck infrage stellen* . Im letzteren Fall kann der veränderte Informationskontext zu einem neuen Verständnis von Wahrheit führen; oder er kann Unsicherheit hervorrufen, bis weitere Daten verfügbar sind.
Deduktion darf niemals mit Induktion verwechselt werden. Obwohl Deduktion im weiteren Sinne ein Werkzeug der Induktion ist, ist sie doch deutlich restriktiver als andere. Deduktion bezieht sich speziell auf Schlussfolgerungen mit hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit, während Induktion im engeren Sinne Schlussfolgerungen mit weniger als hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit meint.
Induktives Schließen unterliegt nicht denselben Einschränkungen wie Deduktion. Induktion ist der Versuch, aus gegebenen Informationen zu extrapolieren und Dinge vorherzusagen, die nicht deduktiv impliziert sind. Beim

induktiven Schließen kann die Schlussfolgerung tatsächlich mehr Informationen enthalten, als die Prämissen liefern; beispielsweise ist die Schlussfolgerung induktiv gültig, *solange* keine Fälle gefunden werden, die sie widerlegen. Beim deduktiven Schließen hingegen muss die Schlussfolgerung formal aus den gegebenen Prämissen impliziert sein, und Extrapolationen aus den gegebenen Daten sind logisch nicht zulässig. In der Induktion ist die Schlussfolgerung vorläufig und kann sich ändern, wenn zusätzliche Informationen gefunden werden, *selbst wenn* diese neuen Daten den ursprünglichen Prämissen nicht widersprechen [87]. In der Deduktion hingegen ist die Schlussfolgerung sicher und unveränderlich, solange keine neuen Daten den ursprünglichen Prämissen widersprechen.
Was die Begriffe betrifft, so kann die Schlussfolgerung bei der Induktion Begriffe, Denotationen oder Konnotationen enthalten, die in den Prämissen nicht explizit genannt werden. Bei der Deduktion hingegen müssen die Begriffe, Denotationen und Konnotationen in der Schlussfolgerung mit denen der Prämissen übereinstimmen. Weicht ein Begriff in der Schlussfolgerung eines deduktiven Arguments (wie etwa Syllogismus oder a fortiori) *auch nur geringfügig* in Bedeutung oder Geltungsbereich von seiner Bedeutung oder seinem Geltungsbereich in einer Prämisse ab, so ist die Schlussfolgerung deduktiv ungültig. Mehrdeutigkeiten oder Mehrdeutigkeiten sind nicht zulässig. Kreativität oder Extrapolationen sind unzulässig. Sind die Begriffe im gesamten Argument nicht exakt identisch, kann es zwar noch

[87] Wenn man beispielsweise von „einige X sind Y“ auf „alle X sind Y“ verallgemeinert und anschließend feststellt, dass „einige X sind nicht Y“, dann wird die Prämisse „einige X sind Y“ nicht widerlegt, wohl aber die Schlussfolgerung „alle X sind Y“ und muss verworfen werden.

einen gewissen induktiven Wert besitzen, jedoch keinen deduktiven.

Jedes deduktive Argument, dessen Schlussfolgerung formal überprüfbar ist, entspricht notwendigerweise dem Deduktionsprinzip. Tatsächlich ist es nicht nötig, sich auf das Deduktionsprinzip zu berufen, um die Schlussfolgerung zu bestätigen – die Schlussfolgerung wird durch formale Mittel bestätigt, und das Deduktionsprinzip ist lediglich eine nachträgliche Feststellung, eine Aussage über etwas, das allen gültigen Argumenten gemeinsam ist. Obwohl es als philosophische Abstraktion und Lehrmittel nützlich ist, ist es für die Bestätigung von Argumenten nicht erforderlich.

Sollte sich eine Schlussfolgerung jedoch als nicht mit dem Deduktionsprinzip vereinbar erweisen, könnte sie selbstverständlich sofort für ungültig erklärt werden. Denn das Deduktionsprinzip ist an sich auch vernünftig: Offensichtlich können wir neue Informationen nicht rein rational gewinnen; wir müssen sie zwangsläufig aus einer anderen Quelle beziehen, entweder durch Deduktion aus bereits etablierten Prämissen, durch Induktion aus empirischen Daten oder vielleicht durch mystischere Mittel wie Offenbarung, Prophezeiung oder meditative Einsicht. Diese Einschränkung ist so offensichtlich, dass wir sie nicht unbedingt als Maxime formulieren müssen, obwohl dies nicht schadet.

Das Deduktionsprinzip besagt, dass die Schlussfolgerung eines jeden deduktiven Arguments vollständig und zwingend aus den gegebenen Prämissen folgen muss (d. h. logisch impliziert sein muss) und daher keine Behauptungen enthalten darf, die nicht durch diese Prämissen gestützt werden. Enthält eine Schlussfolgerung *zusätzliche* Informationen und *erscheint dennoch wahr , müssen diese Informationen durch andere deduktive oder induktive*

Quellen bewiesen oder bestätigt werden . Schlussfolgerungen, die diesem Prinzip entsprechen, sind wahrhaft deduktiv. Schlussfolgerungen, die diesem Prinzip nicht entsprechen, können zwar induktiv gültig sein, sind aber sicherlich nicht deduktiv gültig.

Tatsächlich ist das Deduktionsprinzip überflüssig. Dass die Schlussfolgerung nicht über das in den Prämissen Gegebene hinausgehen kann, gilt für jedes deduktive Argument, ohne dass es als besonderes Prinzip erwähnt werden muss; es ist die Definition der Deduktion selbst, im Gegensatz zur Induktion oder Fehlschlüssen, und somit der eigentliche Kern jedes deduktiven Vorgangs. Offensichtlich ist das Deduktionsprinzip keine künstliche, willkürliche oder konventionelle Beschränkung, sondern eine natürliche und rationale.

28. KAPITEL ACHTUNDZWANZIG

Entnommen aus *A Fortiori Logic* (2013),
Kapitel 12.1 und Anhang 7.3.

ANGRIFFE AUF DIE LOGIK

1. Zens Anti-Logik

Die Zen-Logik ist bekanntlich keine Logik im eigentlichen Sinne, sondern eine Art **Anti-Logik** , ein Gegensatz zur Logik [88]. Sie lebt von Paradoxien und Widersprüchen, zumindest scheinbaren, wenn nicht gar realen. Ein Hauptmerkmal der Zen-Logik, das allerdings nicht spezifisch für die buddhistische oder gar die indische oder chinesische Logik ist, ist der Glaube an das Tetralemma (oder *Catuskoti*). Nach dieser Auffassung kann nicht nur eine These allein (A und nicht nicht-A) oder alternativ ihre Antithese allein (nicht-A und nicht-A) wahr sein, sondern es besteht auch die Möglichkeit, dass *sowohl* die These als auch ihr Widerspruch (A und nicht-A) wahr sind, oder *weder* die These noch ihr Widerspruch (nicht-A und nicht-A) wahr sind – oder letztlich

---

88 Ich möchte hier noch einmal betonen, dass ich den Buddhismus zwar wiederholt wegen seiner vermeintlichen Unlogik kritisiere, es aber nicht meine Absicht ist, ihn gänzlich zu diskreditieren. Ich respektiere diese Lebensphilosophie sehr und lasse mich selbst täglich positiv von ihr beeinflussen. Dennoch bedarf vieles in ihrem philosophischen Diskurs einer Überarbeitung. Ihre leichtfertige Haltung gegenüber der Logik ist schlichtweg unhaltbar.

sogar, dass zwei oder mehr dieser vier Aussagen zusammen wahr oder alle zusammen falsch sind.
Die Lehre von den „zwei Wahrheiten“, formuliert vom buddhistischen Philosophen Nagarjuna (Indien, ca. 150–250 n. Chr.), die zwischen der „relativen Wahrheit“ des konventionellen Denkens und der „absoluten Wahrheit“ des erleuchteten Denkens unterscheidet, lässt sich beispielsweise der Tetralemma-Kategorie „weder A noch Nicht-A“ zuordnen, da relative Wahrheit weder absolut wahr noch unwahr ist, sondern etwas dazwischen. Ebenso kann die Lehre, dass „Nirvana und Samsara eins sind“, der Tetralemma-Kategorie „sowohl A als auch Nicht-A“ zugeordnet werden, da sie eine Mischung aus Gegensätzen postuliert. Paradoxerweise werden diese beiden Lehren als sich gegenseitig stützend betrachtet, was jedoch unlogisch ist: Wenn die Wahrheit zweifach ist, können ihre beiden Aspekte nicht eins sein; beides gleichzeitig ist unmöglich. Im wissenschaftlichen westlichen Denken [89]ist Wahrheit eins; ist sie lediglich „relativ“, ist sie schlichtweg unwahr. Und wenn zwei Dinge Gegensätze sind, können sie sich nicht überschneiden.

---

89 Der islamische Philosoph Averroës (oder Ibn Rushd) versuchte im 12. Jahrhundert n. Chr., einen ähnlichen Begriff der „doppelten Wahrheit“ einzuführen (eine für das einfache Volk und eine für die Elite). Einige christliche Philosophen, möglicherweise auch Boethius, versuchten, diesem Beispiel zu folgen. Doch solche Tendenzen wurden letztlich in beiden Kulturen verworfen, da man erkannte, dass eine Trennung der Religion von der Vernunft letztlich ihre Irrationalität und damit ihre Unwahrheit implizierte. In jüngerer Zeit haben die meisten Christen ihre Glaubensvorstellungen schrittweise an die empirische Wissenschaft und die Geschichte angepasst (obwohl viele weiterhin Widerstand leisten, beispielsweise gegenüber dem Darwinismus). Der Islam hingegen verharrt weiterhin fest im Mittelalter.

Buddhisten argumentieren zudem, dass alles Existierende keine eigene Identität besitze, sondern lediglich Aggregate seien, die sich ständig im Wandel befänden und vollständig von Ursachen und Bedingungen abhängig seien. Sie wenden diese Vorstellung sowohl auf den Geist als auch auf die Materie an und leugnen die Existenz des Selbst oder der Seele. Solche Behauptungen sind logisch offenkundig absurd. Das Selbst oder die Seele zu leugnen bedeutet, die Existenz desjenigen zu leugnen, der dies leugnet [90]. Wenn buchstäblich alles aggregiert ist, dann müssen auch die

---

90 Dies widerspricht Descartes' phänomenologischem Diktum: „Ich denke, also bin ich", was bedeutet, dass man, sobald man das Phänomen des Denkens durch eine Aussage anerkennt, logisch die Existenz einer Person anerkennen muss, die diesen Gedanken hat. „Bewusstsein" setzt eine Art Subjekt und eine Art Objekt voraus, da es eine besondere *Beziehung* zwischen zwei Dingen darstellt: dem bewussten, das als „Subjekt" und dem, dessen sich das Subjekt bewusst ist, als „Objekt" bezeichnet wird. Die Schwierigkeit, diese Beziehung aufgrund ihrer ontologischen Eigenart und damit ihrer Vorrangstellung zu ergründen, mindert ihre Realität nicht; es gibt vieles, was wir nicht ergründen können, aber als gegeben hinnehmen müssen. Erkenntnis muss mit unreduzierbaren Grundprinzipien beginnen; sie kann nicht auf einer Unendlichkeit von Definitionen und Beweisen beruhen. Die Forderung nach einer endlosen Begründung bedeutet, diese Forderung als unreduzierbare Grundvoraussetzung zu beanspruchen; sie ist widersprüchlich. Buddhisten betrachten das, was wir als Selbst bezeichnen, als die Gesamtheit unserer Sinnes- und Geisteserfahrungen in jedem Augenblick: Für sie gibt es niemanden, der diese Erfahrungen *macht* – sie existieren einfach und bilden eine sich ständig verändernde Blase manifesten Seins (die sie „Bewusstsein" nennen); die Besonderheit dieser Blase erzeugt die Illusion eines Selbst. Doch die Frage bleibt: *Wer* hat diese illusorische Vorstellung, ein Selbst zu sein? Wie kann sich ein Nicht-Selbst einbilden, ein Selbst zu sein? Sie haben keine Antwort auf diese Fragen und vermeiden es, sie zu stellen, da sie dogmatisch an der Idee des Nicht-Selbst festhalten.

aggregierten Elemente unendlich weiter aggregiert werden [91], wodurch letztlich nichts mehr aggregiert werden könnte. Es kann keine Aggregation ohne etwas *Nicht-* Aggregiertes geben, das aggregiert werden könnte; die Aggregation muss irgendwo enden. Ähnlich verhält es sich mit der buddhistischen Lehre von der Vergänglichkeit, die behauptet, dass buchstäblich alles im ständigen Wandel sei. Wir müssen uns fragen: Wandel wovon? Veränderung muss die Umwandlung *von* etwas *in* etwas anderes sein, mit einem zumindest kurzzeitigen stationären Dasein vor und nach der Veränderung. Es kann keine Veränderung ohne etwas Statisches geben, das sich verändert oder aus der Veränderung hervorgeht. Dasselbe gilt für die buddhistische Idee der Interdependenz oder der gegenseitigen Abhängigkeit aller Dinge [92]: Etwas kann nicht von etwas anderem abhängen, wenn dieses andere ebenso wenig eigenständige Existenz besitzt wie es selbst. Abhängigkeit setzt etwas fester im Sein verwurzeltes voraus, auf das man sich verlassen kann. Gleichzeitige gegenseitige Abhängigkeit ist unvereinbar. Daher basiert der buddhistische Diskurs auf entlehnten Konzepten und ignoriert deren begriffliche Grundlage.[93]

---

91 Wie kann der menschliche Verstand zudem *bis ins Unendliche vordringen* und feststellen, dass die Aggregation dort weitergeht, bevor er eine solch gewagte Behauptung aufstellt?

92 Wie kann der menschliche Verstand auch hier die Abhängigkeit buchstäblich *aller* Dinge voneinander erkennen? Für Gott ist es denkbar, über ein solches Wissen zu verfügen, über alles Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige im gesamten Universum und ihre genauen Beziehungen zueinander – aber wie kann ein Sterblicher es erlangen?

93 Obwohl Buddhisten behaupten, Erleuchtung führe zu Allwissenheit, ist diese Behauptung empirisch nicht belegt. Zunächst einmal hat der Buddhismus viele Aussagen über die physische Welt und die Geschichte des Lebens und der

Solche buddhistischen Vorstellungen widersprechen den von Aristoteles entdeckten Denkgesetzen, nämlich dem Identitätsgesetz, dem Gesetz des Widerspruchs und dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten. Für Buddhisten sind alle Seienden letztlich „leer“ von jeglicher Natur. Das Identitätsgesetz besagt jedoch, dass jedes Seiende eine Identität, eine spezifische Natur besitzt (was auch immer diese tatsächlich sein mag [94]): Es ist nicht einfach irgendetwas und es ist nicht nichts. Jedes Seiende ist etwas Besonderes mit ihm eigenen Merkmalen und Verhaltensweisen. Darüber hinaus ist eine Tatsache eine Tatsache: Solange sie eintritt, sind ihre Bestandteile, ihre Geschichte und ihre Ursachen und Bedingungen, sofern vorhanden, für die Tatsache ihrer Existenz irrelevant: Sie ist einfach. Identitäten und Tatsachen sind zudem zumeist objektive Gegebenheiten, keine Produkte des Geistes; das

---

Menschheit getroffen und trifft sie noch immer, die von der modernen Wissenschaft abgelehnt werden; beispielsweise die Behauptung, die Welt und das Leben existierten schon immer. Betrachten wir dazu folgenden Irrtum: Zen-Meister Dogen schrieb nach seiner Erleuchtung 1227/28 in einem Essay von 1231, Buddha habe etwa 2000 Jahre zuvor gewirkt, obwohl wir wissen, dass er im 6. bis 5. Jahrhundert v. Chr. lebte , also etwa zwei- bis vierhundert Jahre später als Dogen annahm. (Siehe: „ *Beyond Thinking: A Guide to Zen Meditation“* , hrsg. von Kazuaki Tanahashi, Boston, MA: Shambhala, 2004, S. 31.) Dogen behauptet in einem anderen Essay (S. 13), die Erleuchtung erlangt zu haben.

94 Wie die Identität von Dingen erkannt werden kann, ist die Frage, die die Logik zu beantworten sucht. Die kurze Antwort lautet natürlich: mithilfe unserer Sinne und unserer Vernunft. Das heißt empirisch und logisch, induktiv und deduktiv. Nicht alle Identitäten sind notwendigerweise erkennbar; wir müssen aber anerkennen, dass einige erkennbar sind, denn andernfalls würden wir uns selbst widersprechen (wir würden Wissen behaupten und es gleichzeitig verneinen).

Gegenteil zu behaupten, bedeutet, die eigene Behauptung selbst als imaginär und somit unwahr zu erklären. Das Gesetz des Widerspruchs besagt, dass ein Seiendes nicht gleichzeitig eine bestimmte Identität haben und nicht haben kann; Anwesenheit und Abwesenheit schließen sich aus. Das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten besagt, dass ein Seiendes nicht zugleich eine bestimmte Identität haben oder nicht haben kann; es gibt nichts außer Anwesenheit oder Abwesenheit. Diese Gesetze sind, richtig verstanden, absolut; sie unterliegen unter keinen Umständen irgendwelchen Ausnahmen.

Diese Gesetze – die grundlegend für das westliche logische Denken und die Quelle seiner Erfolge waren (obwohl viele Menschen in der heutigen Atmosphäre gewollter Unvernunft ein perverses Vergnügen daran finden, sie zu verleugnen) – waren, so scheint es, im Osten nie besonders einflussreich. Das Tetralemma wurde in Ostasien und Fernost offensichtlich sehr früh frei verwendet, da es in der späteren Literatur so weit verbreitet ist. Die „Begründung“ hinter diesem irrationalen Glauben ist, dass alle gewöhnliche menschliche Erkenntnis notwendigerweise „dualistisch“ ist. Laut seinen Verfechtern muss, sobald etwas durch Wahrnehmung oder Konzeption in den Sinn kommt, auch seine Negation in Betracht gezogen werden, selbst wenn wir dazu neigen, sie zu ignorieren oder willkürlich abzulehnen. Somit ist ein Positives ohne ein entsprechendes Negatives undenkbar. In den Worten eines Autors:

> „In der buddhistischen Logik heißt es, dass alle Konzepte auf Ausschluss beruhen. Sobald wir etwas bestätigen, indem wir sagen: ‚Es ist dies‘, schließen wir automatisch so viele andere Dinge aus, die es hätte sein können. Indem wir eine gedankliche Beschränkung auferlegen, konstruieren wir eine Idee.

> Die hier gemeinte Aussage ist, dass es sich lediglich um eine Idee handelt – nicht um eine offene Erfahrung.“[95]

Diese Argumentation ist natürlich irreführend. Erkenntnis beginnt mit der reinen Wahrnehmung positiver Phänomene; Negative sind niemals reine Wahrnehmungen, sondern *notwendigerweise* Produkte der Begriffsbildung. Man beachte: Positive kommen vor Negativen; und Negative sind ohne Positive undenkbar. Ich kann ein Positives durch Wahrnehmung erkennen, ohne auf sein Gegenteil Bezug zu nehmen; dasselbe gelingt mir aber nicht mit einem Negativen. Im letzteren Fall muss ich zunächst eine Vorstellung – sei sie auch noch so vage oder hypothetisch – vom Positiven haben, bevor ich überhaupt an das Negative denken, geschweige denn es überprüfen kann. Obwohl Ausschluss letztlich Teil des Erkenntnisprozesses ist, ist er sicherlich kein primärer Akt: Er ist erst möglich nach der

---

95 Siehe Traleg Kyabgon Rinpoche, „Der Pfad des Mahamudra“, in: *Die besten buddhistischen Schriften 2005* , hrsg. von Melvin McLeod und den Herausgebern der Shambhala Sun (Boston, MA: Shambhala, 2005), S. 98. Obwohl er sich explizit auf die Konzeption bezieht, wird die Implikation solcher Aussagen üblicherweise so verstanden, dass jede Bejahung eine Verneinung impliziert, d. h. selbst eine Bejahung, die ausschließlich auf Wahrnehmung beruht. Beachten Sie jedoch die gegenteilige Aussage von Eleanor Rosch in derselben Aufsatzsammlung, S. 114: „Gemäß den buddhistischen Lehren kann zwar die gesamte interdependente Vergangenheit kausal im Mikrokosmos des gegenwärtigen Erfahrungsmoments zusammengefasst werden, dies bedeutet jedoch nicht, dass die grundlegende Art und Weise, den gegenwärtigen Moment zu erfassen, irgendwie gefiltert, verzerrt oder abstrakt-repräsentativ ist.“ Mit anderen Worten: Buddhisten erkennen letztlich unverfälschte Wahrnehmungen an (wenn auch nur im Kontext der Erleuchtungserfahrung).

reinen Wahrnehmung einiger Dinge und der anschließenden Vorstellung ihrer möglichen Negation.
Manche buddhistische Philosophen gehen noch weiter und behaupten unter Berufung auf den Begriff der „Leere“ (*Shunyata*), die Negation habe ontologischen Vorrang vor der Bejahung. Doch auch hier stellen sie nicht die Frage: „Negation wovon?“ Wenn, wie sie annehmen, überhaupt nichts existiert, dann haben selbst Negationen keine Grundlage. Die Negation eines Nichts erzeugt kein Etwas. Was solche Menschen verstehen müssen, ist, dass das Wort „nicht“ eher einem Verb als einem Substantiv ähnelt. Es drückt den mentalen *Akt* der Ablehnung eines vorgeschlagenen Objekts durch das Subjekt aus. Es ist daher *notwendigerweise begrifflich und niemals perzeptuell* . Darüber hinaus ignorieren solche Behauptungen stets die positive Existenz der Aussage selbst, desjenigen, der sie ausspricht, und desjenigen, der sie empfängt. Diese Menschen bilden sich ein, im Vakuum sprechen zu können, ohne den existentiellen Kontext ihrer Rede zu berücksichtigen. Das ist unlogisch.
Wenn überhaupt, dann sind es die buddhistischen Verfechter einer „parakonsistenten“ Logik, die dualistisch und realitätsfern sind. Sie verkennen die tatsächliche Reihenfolge der Erkenntnisentwicklung von positiven Wahrnehmungen zu negativen Begriffen. Selbst auf der Ebene der Wahrnehmung geht dem einen das andere voraus. Anders als viele Philosophen annehmen, nehmen wir ein Ganzes wahr, bevor wir es gedanklich in Teile zerlegen. Die Verwirrung besteht hier in der Verwechslung eines einzelnen Wahrnehmungsmoments mit der Wahrnehmung im Zeitverlauf. In jedem Augenblick nehmen wir ein Ganzes wahr, das durch das Begriffsvermögen schnell und meist automatisch in Teile zerlegt wird (beachten Sie, dass die

Wahrnehmung der Unterteilung vorausgeht und erst letztere eine Negation beinhaltet, d. h. die Aussage „Dieser Teil ist nicht derselbe wie jener Teil“). Im Laufe der Zeit werden jedoch viele solcher Wahrnehmungsmomente, genauer gesagt deren Erinnerungen, (wiederum durch das Begriffsvermögen) zu einem größeren Ganzen zusammengefügt. Diese beiden Operationen des Begriffsvermögens – nämlich Die begriffliche Zerlegung eines gegenwärtigen Wahrnehmungsganzes und die Integration vieler vergangener Wahrnehmungen in ein begriffliches Ganzes sollten nicht verwechselt werden.
Leider habe ich nicht jede Verwendung dieser abweichenden Logik notiert, die mir im Laufe der Jahre in der buddhistischen Literatur begegnet ist. Ich erinnere mich aber noch an ein relativ frühes Beispiel im *Dhammapada* , das traditionell dem Buddha (Indien, ca. 563–483 v. Chr.) zugeschrieben wird [96]: „Für den es weder dieses noch das andere Ufer noch beides gibt …“. Das Tetralemma spielt eine sehr wichtige Rolle in der Madhyamika-Philosophie Nagarjunas [97], die als Vorläufer des Zen gilt. Auch spätere,

---

96 *Das Dhammapada* wurde wahrscheinlich im dritten Jahrhundert v. Chr. zusammengestellt.

97 Siehe mein Buch *„Buddhistische Unlogik“* zu diesem Thema. Man sollte nicht annehmen, Nagarjunas abwegiges Denken hätte im Westen kein Äquivalent gefunden. Beispielsweise argumentierte die Megarische Schule (gegründet von Euklid von Megara im 4. Jahrhundert v. Chr. in Griechenland) ähnlich wie er, dass Prädikation entweder falsch (wenn sich das Prädikat vom Subjekt „unterscheidet“) oder nutzlos (wenn das Prädikat mit dem Subjekt „gleich“ ist) sei, wobei sie die Tatsache ignorierte, dass eine solche Aussage selbst ein Akt der Prädikation ist. Ich habe im Laufe der Jahre viele solcher Ähnlichkeiten zwischen östlicher und westlicher Philosophie festgestellt. Dies ist ein Thema, das noch eingehender Forschung

spezifisch Zen-bezogene Schriften in China und Japan sind voll davon. Man denke beispielsweise an die Worte des dritten Zen-Patriarchen, Seng Tsan (China, gest. 606 n. Chr.):

> „ *Was ist, ist nicht; was nicht ist, ist.* Wenn dir das noch nicht klar ist, bist du noch weit von der inneren Wahrheit entfernt. Eins ist alles, alles ist eins; erkenne dies, und alles ist heil und vollkommen.“ (Hervorhebung von mir.)[98]

Eihei Dogen (1200–1253 n. Chr.), der Begründer der japanischen Soto-Zen-Schule, erscheint mir (zumindest) oft verwirrend, wenn nicht gar wahnsinnig, aufgrund seiner häufigen Verstöße gegen die Gesetze des Denkens. Er äußert sich ohne Zögern in widersprüchlichen Aussagen, wie etwa: „Es gibt ein Sitzen, bei dem man Körper und Geist loslässt, was nicht dasselbe ist wie Sitzen, bei dem man Körper und Geist loslässt.“ Auch das Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten stellt für seine Denkweise kein Hindernis dar. Man betrachte beispielsweise diese Aussage: „Aktive Buddhas sind weder ursprünglich erleuchtet noch zu einem bestimmten Zeitpunkt erleuchtet, weder von Natur aus erleuchtet noch ohne Erleuchtung“ – was sind sie dann, frage

---

bedarf, obwohl es möglicherweise bereits gute Bücher dazu gibt, die mir unbekannt sind.

98 In seinem Aufsatz „Affirming Faith in Mind“, vollständig abgedruckt in Roshi Philip Kapleaus *„Zen Merging of East and West“* (New York: Doubleday, 1980), S. 184–189, fällt es mir schwer zu glauben, dass Unlogik, die Unterdrückung der Vernunft, mit Erleuchtung vereinbar, geschweige denn förderlich oder gar wesentlich dafür ist – genauso schwer, wie es mir fällt zu glauben, dass Götzendienst, die Verehrung lebloser Objekte, mit Erleuchtung vereinbar, geschweige denn förderlich oder wesentlich dafür ist. Dennoch sind dies wiederkehrende theoretische Lehren im Zen-Buddhismus. Paradoxerweise glaube ich dennoch, dass Zen der Menschheit auf praktischer Ebene viel Gutes zu bieten hat!

ich? Oder weiter: „Praxisverwirklichung ist weder Existenz noch jenseits der Existenz“ – was bleibt übrig, frage ich? Wenn alle logischen Möglichkeiten ausgeschöpft sind (wie es hier anscheinend beabsichtigt ist), dann gibt es sicherlich keine anderen Möglichkeiten mehr! Dogen ignoriert solche offensichtlichen Einschränkungen, wodurch seine Ausführungen zu unverständlichem Unsinn werden.[99]

Obwohl Zen-Diskurse oft antinomisch sind, scheint ihre bevorzugte Form „weder dies noch das“ zu sein. Das heißt, obwohl Widersprüche und der Ausschluss des Mittleren als möglich angesehen werden und in der Praxis vorkommen, liegt der Schwerpunkt darauf, jede These und – logischerweise – auch deren Widersprüchlichkeit zu verneinen. Denn die letztendliche Realität wird von Zen-Philosophen als im Wesentlichen jenseits dieser Welt liegend betrachtet (selbst wenn sie in ihr existiert) – daher ist es irrelevant, ob Phänomene auf die Existenz oder Nichtexistenz von etwas oder irgendetwas hinweisen. Keine Aussage ist wahr, weil keine die Realität so beschreiben kann, wie sie wirklich ist. Die phänomenale Welt ist ihrem Wesen nach paradox; nur jenseits dieser Paradoxien können alle Gegensätze harmonisiert werden.[100]

---

99 *Jenseits des Denkens , S. 51, 79, 80. Ich möchte außerdem auf den häufigen Gebrauch von Tautologien in einigen buddhistischen Texten* hinweisen , als ob diese informativ wären. So verwendet beispielsweise auch Dogen gerne Tautologien wie „Sitzen ist Sitzen“. Mir fällt auf, dass er auch Gefallen daran findet, Aussagen umzukehren, wie in „Sitzen ist Buddha-Dharma und Buddha-Dharma ist Sitzen“ (S. 51), und Begriffe neu zu ordnen, wie in „Zazen ist stets die Absicht, Buddha zu werden, und … Zazen ist stets das Werden zum Buddha mit der Absicht“ (S. 39). Solcher Diskurs mag natürlich informativ sein, doch ich vermute, die Intention ist eher poetischer Natur.

100 Das *Vimalakirti Nirdesa Sutra* , ein Mahayana-Text, der nach Ansicht einiger auf etwa 100 n. Chr. datiert wird (obwohl er

Dies ist der Kern der Argumentation, so widersprüchlich und unvertretbar sie uns Unerleuchteten auch erscheinen mag. Natürlich lässt sie sich ansatzweise verstehen, wenn man die letztendliche Realität als den „gemeinsamen Grund" widerstreitender Phänomene betrachtet – und diese Erklärungsform wird häufig verwendet (siehe beispielsweise die oben zitierte Aussage von Seng Tsan). So kann das „Noumenon" (d. h. das, was jenseits der Phänomene liegt) sowohl als transzendent als auch als immanent aufgefasst werden. Ein wahrer Zen-Meister würde jedoch jegliches Philosophieren dieser Art als irreführendes Geschwätz verächtlich zurückweisen. Jeglicher Rückgriff auf Worte als Mittel rationaler Beschreibung oder Erklärung gilt als nutzlos, wenn es um die Frage der Erleuchtung geht. Man beachte beispielsweise die folgenden Bemerkungen im „*Blue Cliff Record"* [101]:

> „Es ist falsch zu sagen, er habe etwas gesagt oder nicht gesagt; genauso wenig nützt es, zu behaupten, seine Antwort habe weder etwas gesagt noch nichts gesagt. Chao Chou ließ alle logischen Überlegungen außer Acht. Warum? Wenn man darüber spricht, ist es wie ein Funke, der aus einem Stein schlägt, wie ein Blitz. Nur wer schnell den Blick darauf richtet, kann es erkennen. Wer zögert und schwankt, riskiert Leib und Leben."

All das oben Genannte führt zu dem Schluss, dass die „Logik" des Zen unlogisch sei. Dieses Urteil lässt sich jedoch erheblich relativieren, wenn wir den

---

erst nach Nagarjunas Zeit, also etwa ein Jahrhundert später, erwähnt wird), ist eine wahre Litanei von Antinomien.

101 *Pi Yen Lu* , ein chinesischer Chan-buddhistischer Klassiker. Diese Bemerkungen stammen von Yuan Wu K'e Ch'in (1063–1152) und beziehen sich auf Fall 59 (S. 339). Boston, MA: Shambala, 2005. Übersetzt von Thomas & JC Cleary.

„antidualistischen“ Diskurs des Zen nicht als theoretisch, sondern als pragmatisch verstehen. Sein Ziel ist nicht die Formulierung einer wahren Philosophie im westlichen Sinne, sondern die Förderung einer transformierenden mystischen Erfahrung. Wenn also ein Zen-Vertreter sagt: „Dies ist weder wahr noch falsch“ oder „Dies ist weder gut noch schlecht“ oder „Dies ist weder wünschenswert noch abstoßend“, so meint er in Wirklichkeit: „ *Denke oder sage nicht* , dass dies wahr ist, und denke oder sage nicht, dass es falsch ist“, „Denke oder sage nicht, dass dies gut ist, und denke oder sage nicht, dass es schlecht ist“ und „Denke oder sage nicht, dass dies wünschenswert ist, und denke oder sage nicht, dass es abstoßend ist.“ Seng Tsan sagt beispielsweise:

> „Wenn man *behauptet* , Dinge seien real, verkennt man ihre wahre Realität. Aber auch die *Behauptung* , Dinge seien nichtig, verkennt die Realität. Je mehr man darüber *redet und nachdenkt* , desto weiter entfernt man sich von der Wahrheit.“ (Hervorhebung von mir.)[102]

Anders ausgedrückt: Der Zen-Verfechter fällt keine logischen, präskriptiven oder deskriptiven Urteile, sondern plädiert für *die Aussetzung aller Urteile und aller Diskurse* , um zur ultimativen „Wahrheit“ zu gelangen. Darin liegt kein großer Widerspruch. Man könnte natürlich einwenden, dass er, indem er behauptet, frei von Begriffen zu sein, ebendiese verwendet und dass dies ein Widerspruch sei. Er würde jedoch entgegnen, dass er dies nur tue, um mit uns in unserer Sprache zu kommunizieren und auf Dinge jenseits ihres Rahmens anzuspielen. Er kann sowohl in der phänomenalen als auch in der noumenalen Welt agieren, wir hingegen nicht – daher muss er einen Weg finden, uns zu erreichen. In

---

102 *Das Blue Cliff Record.* (Ich habe vergessen, die Seitenzahl zu notieren.)

diesem Fall können wir ihn nur für seine etwas ungeschickte Ausdrucksweise kritisieren. Er sollte sie, wie eben gezeigt, präziser gestalten. Dann wäre es möglich, von Zen-Logik zu sprechen, ohne Anführungszeichen.

Dennoch enthält eine Aussage wie „weder behaupten, es sei so, noch behaupten, es sei nicht so", obwohl sie als Nichtbehauptung gedacht ist, objektiv betrachtet definitiv eine Tatsachenbehauptung – nämlich die Behauptung, dass die Befolgung dieses Ratschlags die Erleuchtung erleichtert oder zu ihr führt („die Wahrheit"); und eine solche Behauptung unterliegt natürlich der Beurteilung, ob sie wahr oder falsch ist, ob der Zen-Verfechter dies zugibt oder nicht.

Ein sehr repräsentatives Beispiel für die Logik des Zen ist das *Koan* von Te-shan (China, 9. Jahrhundert n. Chr.), dem Zen-Meister, der seine Schüler vor folgendes Dilemma stellte: Unabhängig davon, ob sie ein Wort sprachen (d. h. durch Wort oder Tat ihr Verständnis des Zen bewiesen) oder nicht, würden sie dreißig Schläge erhalten. Ein anderer Meister, Lin-chi (der Gründer der Rinzai-Schule), schickte einen seiner Schüler mit genauen Anweisungen zu ihm. Er sollte Te-shan fragen, warum jemand, der ein Wort sprach, dennoch dreißig Schläge erhalten sollte. Wenn Te-shan ihn dann schlug, sollte der Schüler den Stock ergreifen und Te-shan damit zurückstoßen. Als der Schüler der Anweisung folgte, ging Te-shan einfach weg.[103]

Hier haben wir es mit einer Logik des Handelns, nicht der Worte zu tun [104]. Zunächst einmal gibt es ein scheinbar

---

103 Siehe DT Suzuki, *Die Zen-Lehre des Nicht-Denkens* (Boston, MA: Weiser, 1972), S. 87.

104 Man beachte, dass der Schüler nicht versuchte, Te-shan davon abzuhalten, indem er sagte: „Wenn du versuchst, mich zu schlagen, werde ich den Stock packen und ihn wegstoßen." Vielmehr wartete er, bis Te-shan tatsächlich zuschlug, packte dann den Stock und stieß ihn weg.

unausweichliches Dilemma: Ob man spricht (zu Recht oder zu Unrecht) oder schweigt, das Ergebnis ist dasselbe: Man irrt sich und wird mit Schlägen bestraft. Es gibt jedoch eine logische Möglichkeit der Flucht: Man kann den Stock im Moment des Herabfallens greifen und ihn zurückstoßen. Dies könnte man als Kampfkunstreaktion auf den versuchten physischen Angriff beschreiben. Logisch betrachtet ist das Dilemma dadurch effektiv aufgelöst. Te-shans Aussage zufolge schien es keinen Ausweg zu geben; Lin-chi erkannte jedoch einen. Der Gegner ist neutralisiert und daran gehindert, die angedrohten Konsequenzen (Schläge) auf sein vorheriges Handeln (Sprechen oder Schweigen) auszulösen.

Zu Beginn dieses Bandes entwickelte ich, um die Logik des A-fortiori-Schlussfolgerns genauer darzustellen, den Begriff relativer Terme, etwa R1 und R2, sodass mehr R1 und weniger R2 (und umgekehrt) logisch äquivalent sind. Ich zeigte, dass sich diese Idee auf den Spezialfall von Komplementen, etwa R und Nicht-R, erweitern lässt. Obwohl Komplemente als absolute Terme einander ausschließen, sind sie als relative Terme kompatibel und implizieren sich sogar gegenseitig. Das heißt, wir können R und Nicht-R so weit fassen, dass jedes das andere einschließt, auf demselben Kontinuum, aber in entgegengesetzter Richtung, d. h. so, dass mehr R weniger Nicht-R und weniger R mehr Nicht-R bedeutet. Dieses logische Konstrukt verändert natürlich die Bedeutung von R und Nicht-R, ist aber nützlich für die Entwicklung der A-fortiori-Logik.

Nachdem ich diesen Gedanken ausgearbeitet hatte, kam mir der Gedanke, dass er helfen könnte, die Zen-Logik zu erklären. Es könnte sein, dass orientalische Philosophen, die A und Nicht-A als vereinbar betrachten, in Wirklichkeit relativ denken. Vielleicht denken wir im Westen absolut über

A und Nicht-A nach, während sie im Osten relativ denken. Dies könnte zumindest teilweise erklären, warum die Verbindung von A und Nicht-A den orientalischen Geist nicht im gleichen Maße abstößt wie den westlichen. Allerdings wird diese Theorie dadurch etwas widerlegt, dass Orientalen auch die Möglichkeit von weder A noch Nicht-A akzeptieren, was diese Theorie nicht erklären kann.
Selbstverständlich ändert diese Erkenntnis nichts an der Tatsache, dass A und Nicht-A in ihrer absoluten Bedeutung unvereinbar sind; der aristotelische Satz vom Widerspruch bleibt gültig und unanfechtbar. Relative Begriffe sind logische Konstrukte, die innerhalb dieses universellen Rahmens konsistent funktionieren – sie heben ihn nicht auf. Das Gesetz ändert lediglich seine Form und wird zu einer Unterscheidung zwischen „mehr“ und „weniger“: Was mehr R ist, ist weniger (und *nicht* mehr) Nicht-R, und was weniger R ist, ist mehr (und *nicht* weniger) Nicht-R. Interessanterweise fällt alles unter beide, wenn A und Nicht-A als relative Begriffe verstanden werden; es gibt keine weitere Möglichkeit jenseits von ihnen. Das heißt, der Satz vom ausgeschlossenen Dritten bleibt auch für relative Begriffe gültig, wenn auch in leicht abgewandelter Form.

2. Die Eitelkeit des Tetralemmas

Der radikalste Angriff auf die Vernunft besteht darin, die Denkgesetze in Zweifel zu ziehen, denn diese bilden das Fundament allen rationalen Diskurses. Zunächst wird das Identitätsgesetz geleugnet, indem behauptet wird, die Dinge seien nie ganz so, wie sie scheinen, oder ihr Wesen sei eher Grau als Schwarz und Weiß. Dies ist natürlich eine absurde Aussage, da sie für sich selbst absolute Gewissheit und Klarheit beansprucht. Dann werden die Gesetze des

Widerspruchs geleugnet, indem behauptet wird, Dinge könnten zugleich sein und nicht sein oder weder sein noch nicht sein. Dies ist das „Tetralemma“, die vierfache Logik, die in der indischen und chinesischen Philosophie, in der religiösen Mystik und zunehmend auch unter manchen „Wissenschaftlern“ Anklang findet. Um die Sinnlosigkeit des Tetralemmas zu begreifen, ist es notwendig, das Wesen der Negation und ihre Rolle als eines der Fundamente der menschlichen Logik zu verstehen.

Zunächst einmal ist es wichtig zu verstehen, dass alles, was wir erleben, *ein positives Phänomen ist.* Alles, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, uns erinnern, vorstellen oder sogar intuitiv erfassen – all das muss einen gewissen Inhalt haben, um überhaupt wahrgenommen werden zu können. Jedes Sinnesorgan ist ein Fenster zu einer bestimmten Art von positivem Phänomen. Wir sehen den blauen Himmel, hören Vögel singen, riechen die frische Luft, schmecken eine Frucht, spüren die Beschaffenheit und Wärme der Erde usw. Ebenso sind die Bilder und Klänge in unserem Kopf, ob sie nun aus der Erinnerung stammen oder unserer Vorstellungskraft entspringen, positive Phänomene; und selbst die Objekte der Intuition müssen einen Inhalt haben, den wir erkennen können. Zweitens müssen wir uns bewusst machen, dass viele positive Phänomene gleichzeitig im Raum auftreten können. Dies gilt für jede Art von Phänomen. So kann der blaue Himmel nur einen Teil unseres Sichtfelds einnehmen, begrenzt von grünen Bäumen und grauen Gebäuden; wir können gleichzeitig Vogelgezwitscher und Autogeräusche hören usw. Drittens können viele positive Phänomene zu einem bestimmten Zeitpunkt den von uns wahrgenommenen Raum teilen. So können sich visuelle Phänomene wie der Himmel mit anderen Phänomenen überlagern: Vogelgezwitscher, Verkehrsgeruch,

Körperempfindungen und vieles mehr. Wir können sogar Halluzinationen haben und Objekte unserer mentalen Wahrnehmung scheinbar in den physischen Raum projizieren. Beispielsweise kann das Bild der eigenen Brille noch eine Weile nach dem Absetzen sichtbar bleiben. Jedes positive Phänomen, gleich welcher Art, verändert sich zudem mit der Zeit, mehr oder weniger schnell. So kann sich der blaue Himmel rot oder dunkel färben, Vogelgezwitscher oder Verkehrsgeräusche können lauter, leiser oder sogar zeitweise ganz verschwinden und so weiter.

Um all diese Wahrnehmungsmöglichkeiten – Unterschiede im Raum, in der Zeit und in anderer Hinsicht – auszudrücken, benötigen wir ein Konzept der Negation, genauer gesagt, einen Akt des Negierens. Ohne Negation können wir die Welt nicht rational begreifen – sie ist der Ausgangspunkt für die logische Ordnung unserer Erfahrung. Um beispielsweise in einem bestimmten Sichtfeld, in dem blauer Himmel und Bäume zu sehen sind, sagen zu können: „Hier endet der Himmel, hier beginnen die Bäume“, benötigen wir die Idee der Negation. Das heißt, dass auf der einen Seite einer Grenze der Himmel sichtbar ist und auf der anderen nicht, während auf der einen Seite Bäume nicht sichtbar sind und auf der anderen. Ebenso benötigen wir in Bezug auf die Zeit die Idee der Negation, um Veränderungen zu beschreiben, z. B. von blauem zu rosa Himmel. Das heißt, dass dieser Teil des Himmels zuvor blau und nicht rosa war und später rosa und nicht blau. Wir benötigen also den Begriff der Negation, um Unterschiede in anderen Aspekten auszudrücken – beispielsweise um zu sagen, dass „der Gesang der Vögel eher von den Bäumen als von Gebäuden zu kommen scheint“. Somit ist die Negation eines der ersten Werkzeuge der Logik und kommt bereits bei der Kategorisierung von Erfahrungen zum Einsatz.

Darüber hinaus spielt die Negation eine zentrale Rolle, wenn wir uns mit Abstraktionen auseinandersetzen. Begriffliches Wissen, das aus Begriffen und Aussagen besteht, die direkt oder indirekt auf Wahrnehmungsphänomenen beruhen, basiert zunächst auf unserer Fähigkeit, Ähnlichkeiten zwischen Wahrnehmungsobjekten zu erkennen: „Dies scheint jenem etwas zu ähneln" – wir projizieren also gedanklich die Idee, dass dies und jenes „etwas gemeinsam haben", eine abstrakte (d. h. nicht-phänomenale, nicht wahrnehmbare) gemeinsame Eigenschaft, der wir einen Namen geben können. Um diesen begrifflichen Prozess weiterzuführen, müssen wir jedoch negieren können – also sagen können, dass „bestimmte Dinge außer diesem und jenem nicht die abstrakte gemeinsame Eigenschaft besitzen, die dies und jenes zu haben scheinen", oder dass „dies und jenes nicht alles gemeinsam haben". Das heißt, wir müssen nicht nur sagen können, dass ein Ding einem anderen in gewisser Weise ähnelt, sondern auch, dass diese oder andere Dinge einander weder in dieser noch in einer anderen Hinsicht ähneln. Negation ist daher unerlässlich, um Informationen auch auf der konzeptuellen Ebene des Bewusstseins zu verstehen.

Was ist Negation? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zunächst erkennen, dass *es im Bereich der Erfahrung keine negativen Phänomene gibt* . Alles, was wir wahrnehmen, ist positiv – denn sonst gäbe es ja offensichtlich nichts wahrzunehmen. Wir können einen negativen Zustand nur dann „wahrnehmen", indem wir uns zunächst einen positiven Zustand vorstellen, nach dem wir suchen sollen, und dann danach suchen. Finden wir ihn trotz sorgfältiger Suche nicht, schließen wir induktiv, dass er „abwesend", also „nicht vorhanden", ist. Positive Phänomene kommen also vor negativen, nicht danach.

Existenz geht logisch der Nichtexistenz voraus. Negative Phänomene sind nur metaphorisch „Phänomene“, analog zu positiven Phänomenen – in Wahrheit existieren sie nicht. „Negation“ ist kein Konzept im Sinne einer Abstraktion vieler einzelner Erfahrungen mit einer bestimmten gemeinsamen Eigenschaft. Negation ist, wie oben beschrieben, ein Werkzeug des denkenden Beobachters. Sie ist eine Handlung, eine Absicht des Beobachters.

Um zu veranschaulichen, wie verwirrt manche Menschen – sogar einige Wissenschaftler – im Hinblick auf Negation sind, möchte ich Ihnen folgendes Beispiel aus Richard Dawkins' Buch „ *Die größte Schau der Welt: Beweise für die Evolution“ anführen* [105]. Er beschreibt ein Experiment von Daniel J. Simons, in dem einige Personen gebeten werden, ein kurzes Video anzusehen und zu zählen, wie oft ein bestimmtes Ereignis darin vorkommt. Am Ende wird ihnen jedoch eine ganz andere Frage gestellt, nämlich ob sie die Anwesenheit eines als Gorilla verkleideten Mannes im Laufe des Films bemerkt haben. Die meisten geben zu, dies nicht getan zu haben [106]. Laut Dawkins lässt sich aus diesem Experiment schließen, dass „Augenzeugenberichte, ‚tatsächliche Beobachtungen‘, ‚Erfahrungsdaten‘ – allesamt hoffnungslos unzuverlässig sind oder zumindest sein können.“

Dies ist jedoch ein falscher Schluss aus den vorliegenden Daten, da er positive und negative Erfahrungen verwechselt. Die Personen, die das Video ansahen, waren zu sehr damit beschäftigt, das zu beobachten, was ihnen aufgetragen wurde, um den Gorilla wahrzunehmen. Als ihnen das Video später ein zweites Mal gezeigt wurde, entdeckten sie den

---

105 New York: Free Press, 2009. S. 13-14.

106 Das Video kann unter www.theinvisiblegorilla.com/videos.html angesehen werden.

Gorilla tatsächlich. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass wir alles, was unseren Sinnen präsentiert wird, tatsächlich erleben. Unsere Sinneserfahrungen sind immer notwendigerweise selektiv. Die Gültigkeit der Sinneswahrnehmung an sich wird durch den begrenzten Umfang einzelner Sinneswahrnehmungen nicht in Frage gestellt. Der Beweis liegt darin, dass wir *durch weitere Sinneswahrnehmungen* entdecken, was wir zuvor übersehen haben. Die Nichtwahrnehmung von etwas stellt keine Fehlwahrnehmung dar, sondern lediglich eine unvollständige Wahrnehmung. „Ich habe X nicht gesehen" impliziert nicht deduktiv „Ich habe die Abwesenheit von X gesehen", auch wenn die Wiederholung des Ersteren tendenziell das Letztere impliziert.

Ein negatives „Phänomen" ist nicht wie ein positives Phänomen, das direkt wahrgenommen oder intuitiv erfasst werden kann. Eine Negation ist notwendigerweise das Produkt indirekter Erkenntnis, also eines induktiven (genauer gesagt: adduktiven) Prozesses. Wir stellen gedanklich die Hypothese auf, dass ein bestimmtes positives Phänomen fehlt, und überprüfen und bestätigen diese Hypothese, indem wir wiederholt nach dem positiven Phänomen suchen und es nicht finden [107]. Würden wir das positive Phänomen tatsächlich jemals finden, wäre die Negationshypothese sofort verworfen; denn die Zuverlässigkeit einer Negation ist weit geringer als die einer positiven Erfahrung. Wir würden die Negation gar nicht erst formulieren, wenn wir das positive Phänomen bereits in der Vergangenheit oder

---

107 Nichtfinden bedeutet, dass der positive Akt des Findens ausbleibt. Objektiv betrachtet ist Nichtfinden an sich ein negatives und kein positives Phänomen. Subjektiv kann jedoch etwas Positives in uns entstehen – vielleicht ein Gefühl der Enttäuschung oder anhaltende Erleichterung. Mehr dazu in meinen *Betrachtungen* , Kapitel 9.

Gegenwart wahrgenommen hätten. Und würden wir die Negation formulieren, würden wir unsere Behauptung natürlich zurückziehen, wenn wir später auf das positive Phänomen stießen. Daher ist der Inhalt negativer Phänomene notwendigerweise immer hypothetisch, also bis zu einem gewissen Grad vorläufig; er ist niemals so fest und sicher wie bei (erfahrenen) positiven Phänomenen.

Negative Aussagen können, wie positive, richtig oder falsch sein. Wenn man sorgfältig nach einem positiven Phänomen sucht und es nicht findet, kann man logisch dessen Negation behaupten. Eine solche Behauptung ist notwendigerweise induktiv – sie ist nur so lange gültig, wie das positive Phänomen aktiv gesucht und nicht gefunden wird. Sobald das positive Phänomen beobachtet wird, ist die Negation nicht mehr gerechtfertigt. Hat man *nicht* nach dem positiven Phänomen gesucht oder nicht mit der gebotenen Sorgfalt, beispielsweise aufgrund einer Ablenkung (wie im oben genannten Beispiel), dann ist die Negationsbehauptung natürlich zweifelhaft; sie ist induktiv schwach, und man wird mit hoher Wahrscheinlichkeit durch eine spätere Beobachtung widerlegt.

Wie lässt sich Negation also definieren? Man könnte sagen, Negation sei durch den Satz vom Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten definiert. Das heißt, in Bezug auf einen beliebigen Term „X“ und seine Negation „nicht-X“ ist die Beziehung zwischen ihnen per Definition die Disjunktion „Entweder X oder nicht-X“ – was hier bedeutet, dass diese Terme (X und nicht-X) nicht gleichzeitig wahr und nicht gleichzeitig falsch sein können, d. h. sie schließen sich gegenseitig aus und vervollständigen sich. Was meine ich hier mit „Definition“? – Ist das ein willkürlicher Akt? Nein – es ist ein Verweis auf etwas Offensichtliches; es ist intentional. Hier verweist es auf das Instrument des

rationalen Diskurses, das wir benötigen, um Erfahrungen zu ordnen und daraus konsistente begriffliche Ableitungen zu gewinnen. Das benötigte Instrument muss so konstruiert sein; eine andere Konstruktion würde die von uns geforderte Aufgabe nicht erfüllen. Das heißt, die einzig denkbare Möglichkeit, unser Wissen logisch zu ordnen, besteht in der Negation, die durch den Satz vom Widerspruch und vom ausgeschlossenen Dritten definiert ist. Ohne dieses Werkzeug ist die Analyse von Erfahrung unmöglich.

Angenommen, nun kommt jemand und wendet gegen die vorhergehende Behauptung ein. Er fragt: Woher *wissen Sie* , dass das Dilemma „entweder X oder nicht X“ wahr ist? Sie haben die Dinge willkürlich so *definiert* , das heißt aber nicht, dass es eine Tatsache ist! Könnten wir nicht genauso gut behaupten, das Tetralemma „entweder X oder nicht X *oder beides oder keines von beiden* “ sei wahr? Die Antwort auf diesen Einwand ist ganz einfach. Angenommen, ich akzeptiere diese Kritik und stimme dem Tetralemma zu. Nun teile ich diese vierfache Disjunktion auf, indem ich auf der einen Seite die einzelne Alternative „X“ und auf der anderen Seite die dreifache Alternative „nicht X oder beides oder keines von beiden“ stelle. Ich habe nun wieder ein Dilemma, nämlich „entweder X oder nicht X oder beides oder keines von beiden“. Definieren wir nun auf dieser Grundlage einen neuen Negationsbegriff, sodass wir eine Disjunktion von zwei statt vier Alternativen erhalten. Die komplexe zweite Alternative „nicht-X oder beides oder keines“ dieser Disjunktion nennen wir „NICHT-X“ und bezeichnen sie als „die Supernegation von X“.

Somit stimmen der Einwender und ich nun darin überein, dass die Disjunktion „entweder X oder NICHT-X“ exklusiv und erschöpfend ist. Wir stimmen vermutlich auch darin überein, dass diesem neuen Dilemma nicht wiederum ein

Tetralemma der Form „Entweder X oder NICHT-X oder beides oder keines von beiden“ entgegengesetzt werden kann – denn ein solcher Widerspruch ließe sich sicherlich durch eine weitere Aufteilung und Neudefinition kontern. Wir können diesen Prozess nicht unendlich oft wiederholen; dies käme einer dauerhaften Blockierung jeglichen rationalen Denkens gleich. Da der Einwender somit alle Denkwege versperrt hat, kann er weder einen besseren noch überhaupt einen Gedanken behaupten. Ein weiterer Einwand ist daher sinnlos. Das Tetralemma ist also nur ein Täuschungsmanöver, denn wir konnten den Angriff durchaus abwehren. Nachdem wir uns darauf geeinigt haben, dass die neue Disjunktion „Entweder X oder NICHT-X“ logisch unanfechtbar ist, müssen wir zugeben, dass die ursprüngliche Disjunktion „Entweder X oder nicht-X“ von Anfang an logisch korrekt war. Denn ich kann Ihnen sagen, dass das, was ich mit nicht-X oder der „Negation von X“ meinte, von Anfang an das war, was jetzt mit NICHT-X oder der „Supernegation von X“ gemeint ist!

Ich war nie an einer relativen, schwachen Negation interessiert, sondern suchte von Anfang an nach einer absoluten, starken Negation. Denn nur eine solch vollkommene Negation, und nichts weniger Radikales, ist das Werkzeug, das wir alle benötigen, um Erfahrungen zu ordnen und begriffliches Wissen konsistent und effektiv zu entwickeln. Anders gesagt: Egal welche schwächere Version der Negation jemand auch erfinden mag [108], wir können

---

108 Manche behaupten, der Satz vom Widerspruch sei logisch notwendig, der Satz vom ausgeschlossenen Dritten jedoch nicht. Diese Behauptung lässt sich auf dieselbe Weise widerlegen. Wenn die drei Alternativen „Entweder X oder nicht-X oder weder X noch nicht-X“ gelten, können wir die Disjunktion erneut in zwei Teile aufspalten, mit „X“ auf der einen und „nicht-X oder weder X noch nicht-X“ auf der anderen Seite, und dann wie beim

immer noch eine starke Version vorschlagen, auf die sowohl der Satz vom Widerspruch als auch der Satz vom ausgeschlossenen Dritten zweifelsfrei anwendbar sind. Gäbe es eine solche Negation nicht, müsste sie erfunden werden. Niemand kann sie durch Leugnung oder Abschwächung zerstören. Wer dies versucht, ist nichts weiter als ein Sophist, der Quelle, Wesen und Funktion der Negation im menschlichen Diskurs nicht versteht. Er hält sie für eine Frage symbolischer Manipulation und verkennt, dass ihre Rolle im menschlichen Diskurs weitaus fundamentaler und komplexer ist. Die Negation ist das unverzichtbare Instrument für jeden Erkenntnisgewinn jenseits der reinen Wahrnehmung.

Tetralemma vorgehen. Dasselbe gilt, wenn jemand den Satz vom ausgeschlossenen Dritten akzeptiert, den Satz vom Widerspruch aber ablehnt. Alle derartigen Versuche sind Trugschlüsse.

29. KAPITEL NEUNUNDZWANZIG

Entnommen aus *A Fortiori Logic* (2013),
Anhang 7.1-2.

MODERNE LOGIK

1. Moderne symbolische Logik

Seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und zunehmend im Laufe des 20. Jahrhunderts hat die „moderne symbolische Logik“ die „klassische formale Logik“ nach und nach verdrängt. Worin besteht der wesentliche Unterschied zwischen ihnen? Die klassische formale Logik, die von Aristoteles (4. Jahrhundert v. Chr.) entdeckt bzw. begründet und im Laufe der Zeit von vielen Nachfolgern weiterentwickelt und verbessert wurde, basiert auf der Idee, die logischen Eigenschaften von Aussagen zu untersuchen, indem materielle Aussagen durch formale ersetzt werden. Eine kategoriale Aussage ist formal, wenn ihre Terme Variablen und nicht Konstanten sind – z. B. ist „Alle X sind Y“ formal, da die Symbole X und Y theoretisch alle Terme repräsentieren, die in der Praxis auftreten könnten. Eine hypothetische Aussage ist formal, wenn ihre Thesen Variablen und nicht Konstanten sind – z. B. ist „Wenn X, dann Y“ formal, da die Symbole X und Y theoretisch alle Thesen repräsentieren, die in der Praxis auftreten könnten.
Während die klassische Logik Begriffe und Aussagen symbolisierte, wurden die anderen Bestandteile von Aussagen, wie ihre Quantitäten, Modalitäten oder

relationalen Operatoren, nicht symbolisiert. In „Alle X sind Y“ blieben die Wörter „alle“ und „sind“ in der Alltagssprache (in diesem Fall im Klartext). Ebenso wurden in „Wenn X, dann Y“ die Wörter „wenn“ und „dann“ nicht symbolisiert. In der modernen symbolischen Logik entwickelte sich hingegen der Trend, jeden Aspekt jeder Aussage zu symbolisieren [109]. Dies war zweifellos *eine neue Schule* der Logik, die der Ansicht war, dass nur so absolute Präzision der Sprache erreicht und jegliche Mehrdeutigkeit oder Mehrdeutigkeit aus dem menschlichen Diskurs entfernt werden könne. Die moderne symbolische Logik befürwortete daher die Verwendung einer gänzlich künstlichen Sprache, vergleichbar mit der Sprache der Mathematik.

Einige Vor- und Nachteile dieses Ansatzes liegen auf der Hand [110]. Ein bereits erwähnter Vorteil der Symbolisierung ist die Präzision, die natürlichen Sprachen mitunter fehlt. Dieser Eindruck ist jedoch trügerisch – denn wie sollen Symbole ein ohnehin schon unklares und unsicheres Verständnis des Sachverhalts verbessern? Ein offenkundiger Nachteil der Symbolisierung ist die esoterische Natur künstlicher Sprachen. Logik war ursprünglich als Lehre für die breite Masse, oder zumindest für Intellektuelle, gedacht, um deren alltägliches Denken zu schärfen. Heutzutage ist Logik zum exklusiven Gebiet weniger Spezialisten geworden und hat wenig mit menschlicher Denkpraxis zu tun. Zudem ist die Kommunikation selbst unter symbolischen Logikern nicht immer einfach, da jeder von ihnen naturgemäß ein anderes

---

109 Zum Beispiel: Das Wort „all“ wurde zu einem umgedrehten großen A, das Wort „some“ zu einem seitlich gespiegelten großen E (für Existenz, wie in „there are“), die Wörter „if–then“ (Implikation) wurden zu einem Pfeil, der vom Antezedens zum Konsequens zeigt, und so weiter.

110 Mehr zu diesem Thema finden Sie in meinem Buch *Future Logic* , Kapitel 64: Kritik der modernen Logik.

Symbolsystem bevorzugt, sodass es faktisch nicht nur eine, sondern viele künstliche Sprachen gibt. Ein weiterer Nachteil ist die langsame Anpassungsfähigkeit künstlicher Sprachen an neu entdeckte Diskursformen im Alltag. Ein Beispiel hierfür ist das „a fortiori"-Argument, für das es noch immer keinen überzeugenden symbolischen Ausdruck gibt.

Die Haupttätigkeit moderner Logiker scheint heutzutage darin zu bestehen, die Alltagssprache in ihre bevorzugte Symbolsprache *zu übersetzen* . Meist begnügen sie sich damit, einen vollkommen verständlichen Satz in rein symbolischer Form umzuschreiben, als sei dies eine große Leistung, die ihnen einen Platz in der Geschichte oder zumindest in ihrem Berufsstand sichern würde. Allein der Akt des Übersetzens oder Umschreibens in Symbolen scheint sie ungemein zu befriedigen und zu begeistern, *als verleihe er dem Satz wissenschaftlichen Status* . Darüber hinaus greifen sie zu hochtrabender Terminologie, um sich zu inszenieren und einzuschüchtern. Man gewinnt den Eindruck, Symbole spielten für sie die Rolle magischer Beschwörungen aus alten Zeiten – „Abrakadabra!", riefen sie in der Hoffnung auf mystische Erkenntnisse und Kräfte.

Aber denken Sie einmal darüber nach. Wenn moderne Logiker einen Satz in symbolischer Form umschreiben, erreichen sie in Wahrheit *nichts* anderes, als kürzere Sätze zu verwenden. Sie verwenden „Wörter" (d. h. die von ihnen erfundenen Symbole) anstelle gewöhnlicher Wörter und erstellen (idealerweise) eine Tabelle, die angibt, welche Symbole welchen Wörtern entsprechen. Alles, was sie getan haben, ist, den vorgegebenen Satz *abzukürzen* . Offenbar sind sie zu faul, lange Sätze zu schreiben und bevorzugen kurze. Sie haben *weder neue Informationen noch neue Erkenntnisse hervorgebracht* . Sie können nicht glaubhaft argumentieren, dass die Aussage in der Alltagssprache

grundsätzlich mangelhaft war, da sie ja verständlich genug gewesen sein muss, um sie in Symbole zu übersetzen. Wenn sie für sie verständlich genug war, warum nicht auch für alle anderen? Welchen absoluten Bedarf haben wir an der/den künstlichen Sprache(n), die sie uns so hartnäckig verkaufen wollen?[111]

Beachten Sie außerdem Folgendes: Jedes Mal, wenn wir (und auch sie) die von ihnen erdachte symbolische Aussage lesen, *müssen wir sie gedanklich in die Alltagssprache zurückübersetzen, um sie zu verstehen* . Wir müssen immer wieder auf die Bedeutungen der Symbole in der Alltagssprache zurückgreifen. Wir müssen uns erinnern: „Ah! Dieses komische Symbol bedeutet dies und das, und diese seltsame Kritzelei bedeutet dies, und der Zickzack bedeutet das“, und so weiter. Dadurch wird unser Denkprozess erheblich erschwert und verlangsamt. Wir entfernen uns weiter vom eigentlichen Untersuchungsgegenstand als zuvor – wir sind weiter von der Realität entfernt, über die wir nachdenken wollen. Diese zunehmende Distanz und die damit verbundene Zeitverschwendung sind jedoch kein Zufall – sie dienen dazu, die Sachlage zu verschleiern und kritisches Urteilen zu verhindern. Fehler bleiben verborgen, und wenn wir sie entdecken, wagen wir es kaum, darauf hinzuweisen, aus Angst, etwas übersehen zu haben. So wird Unsinn fortgeführt und verbreitet sich weiter.

---

111 Idealerweise sind Symbole natürlich nützlich, um große Informationsmengen zusammenzufassen. Ich würde sehr gerne prägnante symbolische Formeln entwickeln, die meine Erkenntnisse zur Kausalitätslogik zusammenfassen. Daher lehne ich Symbolik nicht gänzlich ab. Ich sage lediglich, dass sie nicht notwendig ist (wir können also gut darauf verzichten) und sogar ein ernsthaftes Hindernis für logisches Denken und die Logiktheorie darstellen kann.

Doch das ist noch nicht alles. Das Schlimmste ist zweifacher Natur. Erstens: Moderne Logiker *symbolisieren meist viel zu früh* , wenn ihr Verständnis und ihre Analysefähigkeit noch in den Anfängen stecken. Sie geben dem untersuchten Gegenstand in der Regel nicht die Zeit, sich in ihrem Denken zu entwickeln und zu reifen, sondern stürzen sich ungeduldig in ihre geordnete und vertraute Symbolwelt. Das Ergebnis: Ihre Symbole zeugen von einem sehr naiven, elementaren und unreifen Verständnis des jeweiligen Objekts. Zweitens: Sobald die symbolische Darstellung abgeschlossen ist, *verharrt jede weitere Arbeit* auf diesem kindlichen Niveau. Da die Symbolisierung bereits feststeht, können sie nur noch damit herumspielen. Sie können ihre Symbole nur noch manipulieren, neu anordnen und neu kombinieren – und damit verbringen sie ihre restliche Zeit. Sie können keine neuen Erfahrungen und Erkenntnisse aus der Welt da draußen oder dem menschlichen Diskurs aufnehmen, da sie sich bereits selbstsicher und beruhigend davon abgekoppelt haben. Ihre Symbole verblenden und lähmen sie somit. Die geringe Anzahl ihrer Ergebnisse belegt dies.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der modernen symbolischen Logik ist ihr Anspruch auf Axiomatisierung. In der klassischen formalen Logik waren die Denkgesetze (Identität, Widerspruchsfreiheit und der ausgeschlossene Dritte) unumstößlich; sie stellten Axiome im ursprünglichen Sinne unreduzierbarer Grundbausteine rationalen Wissens dar und bildeten zusammen das Wesen der Logik. In Aristoteles' syllogistischer Validierung ließen sich alle Syllogismen direkt oder *ad absurdum* auf eine minimale Anzahl von Modi reduzieren – hauptsächlich auf den positiven Singularsyllogismus erster Figur: „Dieses S ist M, und alle M sind P, also ist dieses S P." Letzteres Argument wurde nicht als eigenständiges Axiom oder gar als

willkürliche Konvention verstanden, sondern als logische Einsicht im Einklang mit den Denkgesetzen, wonach das, was einem Begriff zugeschrieben wird, auch auf die Dinge zutreffen muss, die er umfasst. Das Verhältnis des menschlichen Denkens und, tiefergehend, der formalen Logik zu den Denkgesetzen wurde zwar zunehmend systematisiert, blieb aber im Wesentlichen *offen und flexibel* . Obwohl integriert, war es nicht starr festgelegt, um seine ständige Weiterentwicklung und Anpassung im Zuge des wachsenden Wissens zu ermöglichen.

Moderne Logiker hingegen, die sich auf die *eher geometrische* Beweisführung der euklidischen Geometrie konzentrierten, strebten nach einer vorhersagbareren und eindeutigeren Wissensordnung. Ihr vereinfachtes Denken verlangte nach starren Regeln und perfekter Ordnung. Es wurde eine Hierarchie zwischen Gedanken etabliert – die an der Spitze stehenden (die Denkgesetze) wurden als „Axiome“ und die darunter stehenden (Syllogismen und schließlich ähnliche Argumente) als „Theoreme“ betrachtet. Dies mag in der Mathematik, einer relativ spezialisierten Wissenschaft, gut funktionieren, führte aber in der allgemeinen begrifflichen Logik, der Wissenschaft der Wissenschaften, zu Chaos. Es stellte sich die Frage, woher diese scheinbaren Axiome stammten und ob sie, wie in der nichteuklidischen Geometrie geschehen, durch gegenteilige ersetzt werden könnten. Es dauerte nicht lange, bis diese einfach orientierten Menschen zu dem Schluss kamen, dass Logik ein konventionelles Gedankenspiel ohne erkennbaren Bezug zur empirischen Welt sei. Diese Philosophie (bekannt als Logischer Positivismus) wurde größtenteils durch

Immanuel Kants analytisch-synthetische Dichotomie gerechtfertigt [112], sodass sie kaum zu bezweifeln war.
Was diesem Erkenntnismodell fehlt, ist das Verständnis, dass formale Logik nicht aus Denkgesetzen abgeleitet wird. Denkgesetze *sind keine Prämissen* formaler Logik; sie sind keine Inhalte, aus denen andere Inhalte abgeleitet werden. Denkgesetze verweisen auf die autonomen logischen Einsichten, durch die wir intuitiv beurteilen, was eine angemessene Schlussfolgerung darstellt. Sie rechtfertigen *die Prozesse* der Deduktion (und allgemeiner der Induktion) von Prämissen zu Schlussfolgerungen. Die Formen von Syllogismen und anderen Argumenten werden nicht aus Denkgesetzen abgeleitet. Die Formen werden aus tatsächlichen Denkinhalten induziert. Die Denkinhalte können ohne Bezugnahme auf die Formen mithilfe ad-hoc-logischer Einsichten als korrekt oder falsch beurteilt werden. Die formale Logik sammelt lediglich wiederkehrende Gedankentypen unter verschiedenen Kategorien, sodass wir wiederum mithilfe ad-hoc-logischer Einsichten für jeden Gedankentyp (z. B. Syllogismus 1/AAA) ein für alle Mal vorhersagen können, ob er korrekt ist oder nicht. In diesem Validierungs- (oder Invalidierungsprozess) wird tatsächlich nicht auf allgemeine „Denkgesetze“ zurückgegriffen. Ehrliche, ad hoc gewonnene logische Einsichten genügen. Die „Denkgesetze“ sind lediglich nachträgliche Typologien einzelner ad hoc gewonnener logischer Einsichten. Daher stellen sie keine grundlegenden Prämissen eines geometrischen Erkenntnismodells dar.

---

112 Siehe meine *Logischen und Spirituellen Betrachtungen* , Buch 2, Kapitel 2, online veröffentlicht unter: www.thelogician.net/6_reflect/6_Book_2/6b_chapter_02.htm.

Die Frage, die sich diese modernen Pseudologiker natürlich nicht stellten, ist, warum *ihre* angeblich logischen Erkenntnisse im Zuge der Axiomatisierung (einschließlich ihrer Skepsis gegenüber der Objektivität der Denkgesetze) den logischen Erkenntnissen der Logiker der Nicht-Axiomatisierung vorzuziehen sein sollten. Ist eine Diskussion über Logik überhaupt ohne Logik möglich? Können Logiker jemals mit Recht behaupten, die Logik zu transzendieren? Können sie die Logik logisch verspotten und aufheben? Beispielsweise argumentierten einige, der Verweis auf Denkgesetze sei entweder ein Zirkelschluss oder ein unendlicher Regress. Sie beendeten ihre Überlegungen an dieser Stelle und fragten sich nie, warum die Ablehnung von Zirkelschlüssen oder unendlichem Regress als primäre logische Akte gelten sollte, die keiner Rechtfertigung bedürfen, während die Denkgesetze gerade deshalb abgelehnt werden sollen, weil es (ihrer Meinung nach) keine logischen Akte gibt, die keiner Rechtfertigung bedürfen. Ist das nicht ein doppelter Standard (eine weitere primäre logische Erkenntnis)?[113]

Der radikale Irrtum des Kantischen Erbes liegt in der Annahme, es gäbe so etwas wie „rein analytisches" oder „a priori" Wissen. Logiker, die von dieser unsinnigen Idee beeinflusst sind, bleiben blind für die empirischen Aspekte jeglicher Erkenntnisentwicklung. Selbst scheinbar rein symbolische Logiksysteme beruhen auf Wahrnehmungen. Manche Symbole beziehen sich auf konkrete Objekte (z. B. Individuen a, b), andere auf abstrakte (z. B. Klassen x, y); doch jedes Symbol ist, neben seiner Funktion als Zeichen für etwas anderes, *an sich* ein konkretes Objekt (sei es ein

---

113 In diesem Zusammenhang sollte man natürlich Kurt Gödel erwähnen, der die Unvollständigkeit axiomatischer Systeme wie dem von David Hilbert aufzeigte.

Tropfen Tinte auf Papier, ein Lichtstrahl auf einem Bildschirm oder eine Form, die wir uns vorstellen). Daraus folgt, dass symbolische Formeln, ob induktiv oder deduktiv entwickelt, stets auf empirischer Beobachtung beruhen. Die Beobachtung von Symbolen ist keine Transzendierung der Erfahrung; sie ist ein empirischer Prozess, vergleichbar mit der Beobachtung von Kühen; sie erfordert physische oder mentale Wahrnehmung. Wenn ich also symbolische Entitäten zähle oder sie mir als Ganzes vorstelle, ist das keine rein analytische Arbeit – sondern vielmehr eine synthetische. Darüber hinaus neigen solche Logiker dazu, die unzähligen Erinnerungen, Vorstellungen und rationalen Einsichten zu ignorieren, die den wortlosen Hintergrund aller Diskurse über Logik bilden.

Offensichtlich war die Axiomatisierung ein groß angelegtes Täuschungsmanöver, mit dem oberflächliche, aber gerissene Pseudologik-Vertreter die Macht im Bereich der Logik an sich reißen wollten. Und das ist ihnen beinahe vollständig gelungen. Fakt ist jedoch, dass grundlegende logische Erkenntnisse wie die Denkgesetze, die Ablehnung von Zirkelschlüssen, unendlichem Regress und Doppelmoral, die Akzeptanz der Subsumtion (syllogistisches Schließen) und die vielen anderen Grundlagen menschlichen Denkens unbestreitbar sind. Keine noch so ausgefeilte Axiomatisierung kann sie beweisen oder widerlegen, denn jeder Beweis und Widerlegung beruht auf solchen Erkenntnissen, *um uns überhaupt zu überzeugen* . Die Schlussfolgerung daraus ist sicherlich *nicht* Relativismus oder Konventionalismus, denn *auch das* wäre eine Behauptung der Gültigkeit einer logischen Erkenntnis – nämlich, dass die Erkenntnis, dass alle Erkenntnisse willkürlich sind, selbst willkürlich sein muss. Logik lässt sich nicht mit Logik widerlegen. Logik kann jedoch

gerechtfertigt werden, indem man ehrlich anerkennt, dass manche Gedanken grundlegende logische Erkenntnisse sind. Diese Erkenntnisse, die zusammen das ausmachen, was wir „menschliche Vernunft“ nennen, können nicht alle im Voraus aufgelistet werden, sondern entstehen erst im Laufe der Zeit mit der Weiterentwicklung des Wissens.

Aristoteles sagte all das schon vor langer Zeit, doch viele haben es vorgezogen, ihn zu ignorieren oder falsch darzustellen, weil sie ihn aus Neid auf seine Leistungen herabsetzen und verdrängen wollten. Man betrachte beispielsweise die folgende Aussage über den Satz vom Widerspruch aus seiner *Metaphysik.* (Buch 4, Teil 3. Übersetzt von W. D. Ross .)

> „Denn ein Prinzip, das jeder *haben muss, der etwas versteht* , ist keine Hypothese; und das, was jeder wissen muss, der etwas weiß, muss er bereits haben, wenn er sich einem speziellen Studiengebiet zuwendet. Offensichtlich ist ein solches Prinzip das gewissste von allen; welches Prinzip dies ist, wollen wir nun darlegen. Es besagt, dass ein und dasselbe Attribut nicht gleichzeitig demselben Gegenstand und in derselben Hinsicht zugehören und nicht zugehören kann.“ (Hervorhebung von mir.)

Infolge von Symbolisierung und Axiomatisierung *ist die moderne Logik im Wesentlichen ein deduktives Unterfangen* . So kompliziert oder komplex sie auch erscheinen mag, sie ist zwangsläufig oberflächlich und simplistisch. *Selbst wenn moderne Logiker vorgeben, über Induktion zu diskutieren, verharren sie in deduktiven Handlungen.* Ihre „Logik“ entfernt sich dadurch immer weiter *von der Realität* . Aus diesem Grund ist ihr Denken in Fragen der Metalogik durch und durch relativistisch. Die Dinge müssen so sein, wie sie sie sehen, da Symbole gewissermaßen allwissend und

allmächtig sind. Sie sehen weder Dummheit noch Schaden in „parakonsistenter Logik“ (d. h. im Verstoß gegen ein oder mehrere Denkgesetze), da für sie alles nur ein Spiel mit konventionellen Symbolen ohne Bezug zur Realität ist. Wenn Dinge nicht in ihre vorgefassten Schemata passen, *zwängen sie* sie unbekümmert hinein und verwenden blumige Terminologie, um kritisches Urteil zu unterdrücken. Praktische Abweichungen von ihren willkürlichen theoretischen Konstrukten betrachten sie nicht als Probleme, nicht als Anzeichen dafür, dass sie irgendwo auf ihrem Weg Fehler gemacht haben; sie fügen einfach weitere Symbole hinzu und machen ihre Theorien noch abstrakter. Bitte denken Sie nicht, ich übertreibe – so ist es nun mal.

Warum fühlen sich so viele Menschen von der modernen symbolischen Logik angezogen und beeindruckt? Ein Teil des Problems liegt natürlich darin, dass die Universitäten dies von ihren Dozenten fordern und ihren Studenten beibringen; Arbeiten müssen in symbolischer Sprache verfasst sein, um überhaupt Beachtung zu finden. Aber warum diese Vorliebe? Vielleicht, weil Seiten voller esoterischer Symbole „wissenschaftlicher“ wirken und die Leser an mathematische Formeln in den Naturwissenschaften erinnern. Es spielt kaum eine Rolle, dass der zugrundeliegende Gegenstand in der Logikwissenschaft durch die Übersetzung in Symbole weniger transparent und verständlich wird. Tatsächlich ist es teilweise das Ziel, den Leser zu verwirren und einzuschüchtern, um Schwächen und Fehler in der Darstellung zu verschleiern. Die hochtrabende Sprache dient dabei als Augenwischerei. Die moderne symbolische Logik rühmt sich ihrer Überlegenheit gegenüber der klassischen formalen Logik, um sich Autorität zu verleihen; doch in Wahrheit hat sie die meisten guten Ideen der ersteren

entlehnt, sie leicht überarbeitet und umbenannt, um originell und unabhängig zu wirken. Das ganze Unterfangen ist ein massiver, andauernder Betrug; oder alternativ eine kollektive Selbsttäuschung epidemischen Ausmaßes.

Ich behaupte natürlich nicht (wie mir zweifellos einige vorwerfen werden), dass alles, was die moderne symbolische Logik lehrt, falsch, irrelevant oder gar gestohlen sei. Ich sage lediglich, dass alles Wahre und Bedeutsame darin gewiss nicht *auf Symbolisierung und Axiomatisierung zurückzuführen ist* , sondern ebenso gut (und wahrscheinlich auch) durch die klassische formale Logik entwickelt werden kann. Darüber hinaus, um es zu wiederholen, neigt übermäßiger Symbolismus dazu, Dinge simplistisch zusammenzufassen und wichtige Nuancen zu übersehen, und verdammt seine Anwender zu starren und abstrakten Denkprozessen, die den Bezug zur empirischen Welt verloren haben.

Wir haben im Verlauf dieser Abhandlung über a fortiori Logik gesehen, wie einige angehende oder erfahrene Logiker aufgrund ihres Versuchs, Probleme mithilfe moderner symbolischer Logik zu lösen, vom rechten Weg abkamen oder scheiterten. Auf den folgenden Seiten präsentiere ich weitere Beispiele für die relative Ineffektivität der modernen symbolischen Logik im Vergleich zur klassischen formalen Logik. Ich zeige, dass die Frage der „existenziellen Bedeutung“ weit weniger wichtig ist, als ihr zugeschrieben wird; dass Versuche, die Gesetze des Denkens zu umgehen, vergeblich sind; dass das Lügnerparadoxon nicht allein auf Selbstreferenz beruht; und dass das Russell-Paradoxon auf der Akzeptanz der Selbstzugehörigkeit beruht.

2. Die Lehre vom existenziellen Import

Ein Begriff besitzt heutzutage „existenzielle Bedeutung“, wenn er existierende Referenten hat; andernfalls gilt er als „leer“ oder als „Nullklasse“. Beispielsweise hat „Männer“ existenzielle Bedeutung, „Drachen“ hingegen nicht. Dieses Konzept gilt in der modernen symbolischen Logik als originell und wichtig, wenn nicht gar revolutionär, und wird oft als Beweis für die Überlegenheit dieser Schule gegenüber der klassischen formalen Logik angeführt. Wir werden diese Behauptung hier untersuchen und bewerten. Wie wir sehen werden, hat das Konzept zwar eine formale Grundlage, ist aber letztlich logisch trivial und kognitiv nicht unproblematisch.

Aristoteles, der Begründer der formalen Logik, hat sich offenbar nicht mit der Frage nach der Existenz des Lebens auseinandergesetzt und daher ein logisches System geschaffen, das diese Frage nicht behandelte. Zwar wurde das Thema bereits im Mittelalter aufgeworfen, doch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlangte es die Bedeutung, die ihm moderne Logiker heute beimessen.

a. Basierend auf Aristoteles ' Lehre kennt die klassische formale Logik sechs grundlegende Kategorien von Aussagen: die allgemeine Aussage „Alle S sind P“ (A), was bedeutet, dass jedes einzelne S P ist; die allgemeine Verneinung „Kein S ist P“ (E), was bedeutet, dass jedes einzelne S nicht P ist; die partikuläre Aussage „Einige S sind P“ (I), was bedeutet, dass jedes einzelne S einer unbestimmten Anzahl (eines oder mehrerer) P ist; die partikuläre Verneinung „Einige S sind nicht P“ (O), was bedeutet, dass jedes einzelne S einer unbestimmten Anzahl (eines oder mehrerer) nicht P ist; sowie die singuläre Aussage „Dieses S ist P“ (R) und die singuläre Verneinung „Dieses S ist nicht P“ (G), die sich auf ein bestimmtes oder zumindest gedachtes Einzelbeispiel beziehen. Allgemeine

(auch universelle) und partikuläre Aussagen werden im Gegensatz zu singulären Aussagen als Plural bezeichnet [114]. Die Bezeichnungen A, E, I, O, R und G stammen von den lateinischen Wörtern *AffIRmo* und *nEGO* ; die ersten vier sind traditionell, die letzten beiden (R und G) wurden vor Jahren von mir eingeführt [115].

Die Symbole S und P stehen für Subjekt und Prädikat. Das verbindende Verb heißt Kopula und kann positiv (ist oder sind) oder negativ (ist nicht oder sind nicht) sein [116]. Im vorliegenden Kontext ist die Kopula sehr weit und zeitlos zu verstehen . [117] *Wenn* wir „ist" (oder „ist nicht") sagen, meinen wir nicht nur „ist (oder ist nicht) *jetzt* , zu diesem Zeitpunkt", sondern allgemeiner „ist (oder ist nicht) *irgendwann* , in der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft". Die Ausdrücke „alle", „einige" und „dieses" heißen Mengen. Das allgemeine „alle" umfasst offensichtlich jeden einzelnen Fall, einschließlich des spezifischen Falls „dieses"; „alle" und „dieses" implizieren beide das besondere „einige", da es mindestens einen Fall einschließt. Die Gegensätze zwischen den sechs Formen, d. h. ihre logischen Beziehungen, werden

---

114 Singularpropositionen werden oft als partikular bezeichnet, aber diese Verwendung ist ungenau, da sie sich auf ein bestimmtes Individuum beziehen.

115 Man kann sich diese sechs Bezeichnungen mit dem Stichwort ARIEGO merken.

116 Was ich als „Polarität" bezeichnet habe, wird traditionell als „Qualität" bezeichnet, aber letzterer Begriff ist ungenau und verwirrend und sollte vermieden werden.

117 Dieser Ansatz erlaubt es uns, die Frage der Modalität vorübergehend zu ignorieren und entspricht dem allgemeinen Sprachgebrauch in vielen Kontexten. Eine ausführlichere Behandlung kategorischer Aussagen muss selbstverständlich die Modalität berücksichtigen; dies tue ich in meiner früheren Arbeit „ *Zukunftslogik"* .

traditionell anhand des folgenden „Rechtecks der Gegensätze“ veranschaulicht:

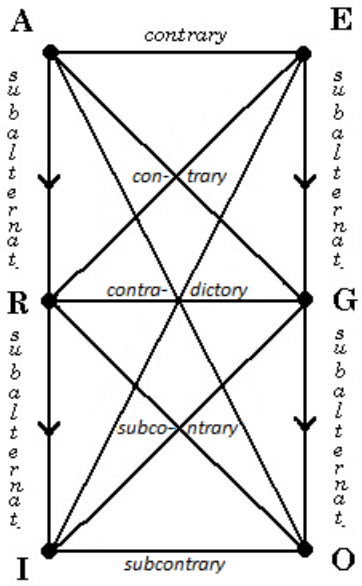


Diagramm 29.1 – Aristotelische Oppositionen

Obwohl Aristoteles unseres Wissens die Gegensätze nicht mithilfe eines solchen Diagramms dargestellt hat, können wir es als Zusammenfassung seiner Ansichten heranziehen. Es gilt als gegeben, dass auf der positiven Seite A R und R I impliziert (also A I impliziert) und auf der negativen Seite E G und G O impliziert (also E O impliziert), obwohl diese Implikationen nicht umkehrbar sind, d. h. I impliziert weder R noch A und R impliziert nicht A usw. Dies nennt man

Subalternation [118]. Der zentrale Gegensatz in diesem Diagramm ist der Widerspruch zwischen R und G; aus dieser Annahme und den genannten Subalternationen folgt alles Weitere logisch [119]. A und O sind widersprüchlich, ebenso E und I; A und E, A und G, E und R sind Paare von Gegensätzen; I und O, I und G, O und R sind Paare von Unterwidersätzen. Zwei Aussagen sind widersprüchlich, wenn sie nicht beide wahr und nicht beide falsch sein können; sie sind gegensätzlich, wenn sie nicht beide wahr, aber beide falsch sein können. Sie sind subkonträr, wenn beide Aussagen wahr, aber nicht beide falsch sein können.

b. Erstaunlicherweise hat sich die oben genannte traditionelle Interpretation der grundlegenden Kategorienformen (Diagramm 29.1) in der heutigen Zeit als problematisch erwiesen. Die oben aufgeführten Aussagen sind nicht so einfach, wie sie scheinen. Die Form „Einige S sind P“ (I) bedeutet „Etwas ist sowohl S als auch P“, während die Form „Alle S sind P“ (A) bedeutet „Etwas ist sowohl S als auch P, und nichts ist sowohl S als auch nicht-P“. Ebenso bedeutet die Form „Einige S sind nicht P“ (O) „Etwas ist sowohl S als auch nicht-P“, während die Form

---

118 Die implizite Aussage wird als Subalternante und die implizierte Aussage als Subalternante bezeichnet, und beide werden als Subalternativen bezeichnet.

119 Wenn A wahr ist, dann ist R wahr, dann ist G falsch, dann ist E falsch; daraus ergeben sich die im Diagramm dargestellten Gegensätze. Wenn I falsch ist, dann ist R falsch, dann ist G wahr, dann ist O wahr; daraus ergeben sich die dargestellten Unterwidersätze. Da R und G unvereinbar (können nicht beide wahr sein) und erschöpfend (können nicht beide falsch sein) sind, folgt daraus, dass A und O sowie E und I, deren Fälle sich teilweise überschneiden, widersprüchlich sein müssen, denn wären sie beide wahr oder beide falsch, wären R und G in mindestens einem Fall entsprechend beide wahr oder beide falsch (dies ist ein Beweis durch Erläuterung).

„Kein S ist P“ (E) bedeutet „Etwas ist sowohl S als auch nicht-P, und nichts ist sowohl S als auch P“. Betrachtet man die Formen I, A, O und E auf diese detailliertere Weise, so wird deutlich, dass A I impliziert, da I Teil von A ist (und ebenso E und O). Dann wird aber auch klar, dass A und O keine wirklichen Widersprüche darstellen (ebenso wie E und I).

Das genaue Gegenteil von „Etwas ist sowohl S als auch nicht-P“ (O) ist „Nichts ist sowohl S als auch nicht-P“ (d. h. nur ein Teil von A, ohne Erwähnung der I-Komponente), und das genaue Gegenteil von „Etwas ist sowohl S als auch P, und nichts ist sowohl S als auch nicht-P“ (A) ist „Nichts ist sowohl S als auch P, und/oder etwas ist sowohl S als auch nicht-P“ (d. h. eine Disjunktion, die O, aber auch E einschließt). Merken Sie sich das gut [120].

Es sei darauf hingewiesen, dass „Alle S sind P“ (A) kürzer definiert werden kann als: „Etwas ist S, und nichts ist sowohl S als auch nicht-P.“ Denn aus dieser Information folgt logisch, dass die Dinge, die S sind, auch P sind (denn würde dies verneint, wären manche Dinge sowohl S als auch nicht-P). Ebenso kann „Kein S ist P“ (E) kürzer definiert werden als: „Etwas ist S, und nichts ist sowohl S als auch P“, ohne explizit angeben zu müssen, dass „manche Dinge sowohl S als auch nicht-P sind.“ Somit implizieren oder setzen alle vier Formen A, E, I und O voraus (was logisch dasselbe ist), dass „einige S existieren“. Die positiven Formen A und I implizieren zudem, dass „einige P

120 Die Kneales schlagen eine ähnliche Analyse des Problems in *The Development of Logic* (Oxford, London: Clarendon, 1962), Kapitel II, Abschnitt 5, vor. Weiter unten (auf S. 211) sagen sie, dass Peter Abaelard „das Verdienst gebührt, sich als Erster mit dem traditionellen Oppositionsquadrat auseinandergesetzt zu haben, obwohl er nicht alle Konsequenzen der von ihm befürworteten Änderung ausgearbeitet hat.“

existieren“. Die negativen Formen E und O hingegen implizieren nicht, dass „einige P existieren“, da die Negation eines Begriffs keine Aussage über seine Aussage zulässt [121]. Im obigen Diagramm sollten die diagonalen Verbindungen zwischen den Ecken A und O sowie zwischen E und I also keine Widersprüche, sondern Gegensätze darstellen. Denn während die Bejahung einer Aussage die Verneinung ihres Gegenteils impliziert, impliziert die Verneinung einer Aussage nicht die Bejahung der anderen. Um dieses Problem der Konsistenz zu beheben, haben moderne Logiker vorgeschlagen, die allgemeinen Aussagen A und E als die exakten Widersprüche von O bzw. I neu zu *definieren* . Das heißt, die neue Bedeutung von A lautet lediglich „Nichts ist sowohl S als auch nicht-P“ und die neue Bedeutung von E lautet lediglich „Nichts ist sowohl S als auch P“. Daraus folgt, dass A (in seinem neuen, engeren Sinne) nicht mehr I impliziert und ebenso E (in seinem neuen, engeren Sinne) nicht mehr O. Diese Neudefinition der Symbole A und E kann meiner Ansicht nach zu erheblicher Verwirrung führen. Meiner Meinung nach wäre es besser, die beteiligten Formen wie folgt *neu zu benennen :*

- Behalten Sie die traditionellen (alten) Bezeichnungen A und E bei, ohne die Bedeutung zu ändern; d.h. altes A = A, altes E = E.
- Bezeichnen Sie die modernen (neuen) Bedeutungen von A und E als nicht-O bzw. nicht-I.
- Das heißt, neues 'A' = nicht-O ≠ altes A. Wohingegen altes A = neues 'A' plus I = I und nicht-O.

---

121 Wir könnten sagen, dass nichts auf der Welt denkbarerweise P ist, ohne die Wahrheit von „Einige S sind nicht P“ oder „Kein S ist P“ zu beeinträchtigen. Offensichtlich sind im Spezialfall, dass „nichts P ist“, die letztgenannten Aussagen für jeden beliebigen Wert von S wahr.

- Ebenso gilt: neues 'E' = nicht-I ≠ altes E. Wohingegen gilt: altes E = neues 'E' plus I = O und nicht-I.

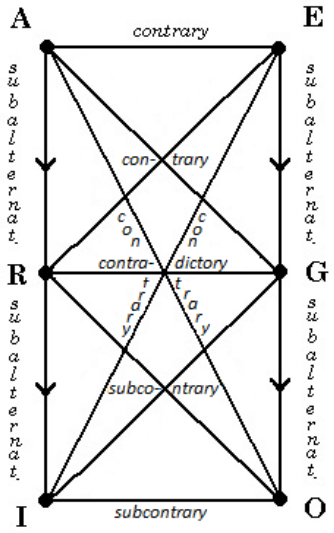
Wenn wir also in dieser Arbeit A oder E sagen, meinen wir ausschließlich das traditionelle A und E; und wenn wir von dem modernen „A“ und „E“ sprechen wollen, sagen wir einfach nicht-O bzw. nicht-I. Beachten Sie diese Konvention [122]. Tatsächlich werden solche Aussagensymbole in der modernen Logik praktisch aufgegeben, und die Aussagen werden mithilfe einer symbolischen Notation ausgedrückt, einschließlich der Existenz- und Allquantoren ∃ (es existiert) und ∀ (für alle). Wir müssen hier jedoch nicht auf die Feinheiten dieses Ansatzes eingehen, da wir die für uns relevanten Fragen in einfacher Sprache erörtern können. Betrachten wir nun die formalen Konsequenzen der obigen Erkenntnisse anhand eines Beispiels.

Eine Möglichkeit, das genannte Problem zu lösen, besteht darin, das traditionelle Rechteck der Gegensätze zu modifizieren, indem die diagonalen Beziehungen zwischen A und O sowie zwischen E und I als Kontrarietität statt Widerspruch dargestellt werden. Dies stellt die Konsistenz des traditionellen Diagramms wieder her, schwächt aber dessen Aussagekraft etwas ab (Diagramm 29.2). Eine andere Möglichkeit, die der üblichen modernen Reaktion entspricht, ist, die beiden oberen Ecken des Rechtecks anstelle von A und E in Nicht-O und Nicht-I zu ändern. Dadurch bleibt der Widerspruch zwischen diagonal gegenüberliegenden Ecken erhalten, obwohl die laterale Beziehung zwischen den oberen

---

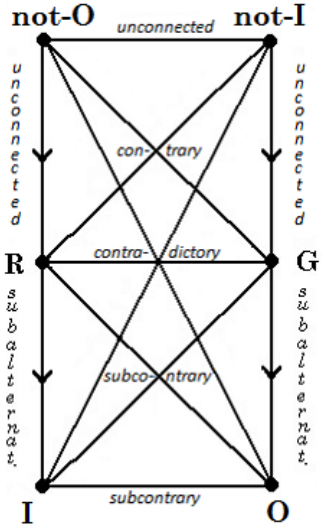
122 Natürlich könnten wir für das neue A und E modifizierte Symbole wie A' und E' einführen, aber ich möchte lieber ihre eigentliche Bedeutung hervorheben, nämlich „nicht-O“ und „nicht-I“. Meiner Ansicht nach ist es unehrlich und irreführend, die Symbole A und E *selbst* nur noch als „nicht-O“ und „nicht-I“ zu definieren. Das käme einer feindlichen Übernahme gleich, die weitere Reflexion und Debatte dauerhaft verhindert.

Ecken nun Unverbundenheit statt Kontrarietität und die vertikalen Beziehungen im oberen Quadrat Unverbundenheit statt Subalternation darstellen (Diagramm 29.3).[123]



123 Ein dritter möglicher Ansatz besteht natürlich darin, ein Rechteck zu zeichnen, in dessen oberen beiden Ecken A und E stehen und in dessen unteren beiden Ecken nicht-E und nicht-A (anstelle von I und O). In diesem Fall würde sich das untere Quadrat verändern, wobei nicht-E und nicht-A jeweils unabhängig voneinander und von R bzw. G wären. Diese Möglichkeit ist jedoch wenig interessant, da die Formen nicht-E und nicht-A disjunktiv sind. Das heißt, nicht-E = nicht-(O und nicht-I) = nicht-O und/oder I; und nicht-A = nicht-(I und nicht-O) = nicht-I und/oder O. Diese Position findet sich historisch bei Peter Abaelard, der darauf bestand, zwischen „Nicht alle S sind P“ (nicht-A) und „Einige S sind nicht P“ (O) zu unterscheiden, und der anscheinend bestritt, dass „Kein S ist P“ (E) impliziert, dass irgendetwas S, geschweige denn P ist (obwohl er „Alle S sind P“ (A) als Implikation dafür ansah, dass etwas S ist). siehe Kneales, S. 210.

29.2 – modifizierte traditionelle



29.3 – moderne Version

Man beachte, dass das untere Quadrat der modernen Version unverändert ist. Dies liegt an der Annahme, dass die Formen I und O, d. h. „Etwas ist sowohl S als auch P“ und „Etwas ist sowohl S als auch nicht-P“, beide implizieren, dass „einige S existieren“ (oder „einige Dinge sind S“ oder „es gibt Dinge, die S sind“). Das bedeutet, dass, wenn sie wahr sind, ihr Subjekt „einige S“ existentielle Bedeutung hat. Im Fall von I wird dem Prädikat P ebenfalls existentielle Bedeutung zugeschrieben, da es bejaht wird; im Fall von O hingegen nicht, da es lediglich verneint wird. Bis jetzt haben wir die Frage der existentiellen Bedeutung in unserer formalen Behandlung nicht erwähnt. Nun spielt sie mit dieser Interpretation bestimmter Aussagen eine Rolle.

Dasselbe gilt für R und G – ihr Subjekt „dieses S“ hat existentielle Bedeutung, wohingegen das Prädikat P diese

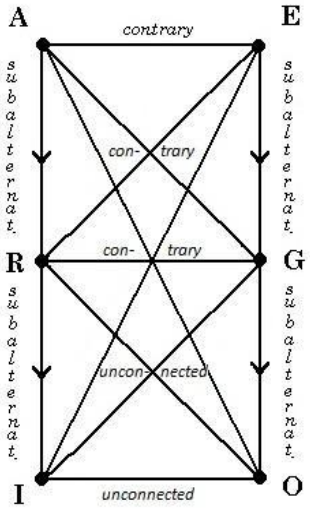
besitzt, wenn es bejaht wird, aber nicht besitzt, wenn es verneint wird. Da nicht-O (im Gegensatz zu A) hingegen eine negative Aussage ist, d. h. „Nichts ist sowohl S als auch nicht-P“, hat es keine existentielle Bedeutung. Ebenso hat nicht-I (im Gegensatz zu E), da es eine negative Aussage ist, d. h. „Nichts ist sowohl S als auch P“, keine existentielle Bedeutung. Wenn man annehmen würde, dass nicht-O im Widerspruch zu nicht-I steht, dann würde nicht-O, wenn es wahr wäre, die Negation von nicht-I implizieren, d. h. es würde I implizieren; da dies aber falsch ist, können nicht-O und nicht-I nicht im Widerspruch stehen, d. h. sie müssen unverbunden sein. Wenn man annehmen würde, dass nicht-O R impliziert, dann würde es I implizieren, da R immer noch I impliziert; daher muss auch nicht-O unverbunden zu R sein. Und analog gilt dies für nicht-I und G. Andererseits bleibt nicht-O im Widerspruch zu G, denn wenn nicht-O wahr ist, dann ist O falsch, und in diesem Fall muss auch G falsch sein; analog gilt dies für nicht-I und R.

Es wird nun verständlicher, warum das traditionelle Rechteck der Oppositionen (7.1) jahrhundertelang als richtig galt, obwohl es streng genommen falsch war. Bei seiner Aufstellung wurde stillschweigend angenommen, dass die Subjekte allgemeiner Aussagen *stets* Existenzbedeutung haben, d. h. implizieren, dass „ein oder mehrere S existieren“. *Wenn diese Bedingung erfüllt ist* , wird in Kombination damit Nicht-O zu A und Nicht-I zu E, A impliziert I und E impliziert O, und A widerspricht O und E widerspricht I exakt – mit anderen Worten, wir kehren erfreulicherweise zum ursprünglichen Rechteck der Oppositionen (7.1) zurück. Das Problem ist, dass diese Bedingung in der Praxis *nicht* immer erfüllt ist. Das heißt, Nicht-O oder Nicht-I können auftreten, ohne dass ihr Subjekt S Existenzbedeutung hat.

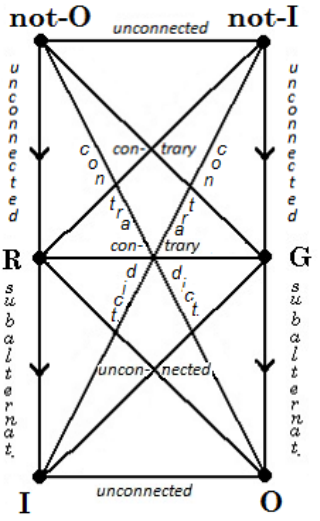
Die Formen „Nichts ist sowohl S als auch nicht-P“ (nicht-O) und „Nichts ist sowohl S als auch P“ (nicht-I) bezeichnen Konditionalsätze („Was immer S ist, ist P“ und „Was immer S ist, ist nicht P“), die ohne die Prämisse „Dies ist S“ nicht zu „Dies ist P“ bzw. „Dies ist nicht P“ führen können. Anders ausgedrückt: Sie stellen eine Verbindung zwischen Prämisse und Konklusion her, besitzen aber keine Grundlage, d. h. sie enthalten keine Information, die die Prämisse und somit die Konklusion bestätigt. Wird diese Information bereitgestellt, ist die Bedingung erfüllt und das Ergebnis folgt. Sobald wir erkennen, dass *das traditionelle Rechteck im Rahmen einer bestimmten einfachen Bedingung (nämlich der Existenz eines S) gültig bleibt* , sehen wir, dass seine versteckte „Inkonsistenz“ kein so großes Problem für die formale Logik darstellt.

Es ist interessant, auch die Bedeutung der obigen Revisionen im Bereich der Pädagogik (d. h. des unmittelbaren Schlussfolgerns) zu betrachten. Während A, das I impliziert („Einige S sind P“), zu „Einige P sind S“ konvertierbar ist, ist nicht-O, das I nicht impliziert, *nicht* so konvertierbar. Ebenso ist nicht-I zu „Kein P ist S“ konvertierbar, da „Nichts ist S und P“ und „Nichts ist P und S“ äquivalent sind und keine Existenzbedeutung für S oder P haben. E ist jedoch *nicht* ebenso bedingungslos konvertierbar, da wir in diesem Fall selbst bei der Annahme „Einige S existieren“ nicht sicher sein können, dass „Einige P existieren“ (sondern nur, dass „Einige Nicht-P existieren“). Man beachte: So wie O dem Prädikat P keine Existenzbedeutung verleiht, da es dieses lediglich negiert, so verhält es sich auch mit E; daher ist die traditionelle Konvertierung von E tatsächlich nur bedingt gültig. Wir können auch die Konsequenzen der obigen Revisionen im Bereich des syllogistischen Schließens untersuchen. Die wichtigsten werden weiter unten erläutert.

c. Gehen wir nun in der möglichen Kritik an aristotelischen Oppositionen einen Schritt weiter und schlagen wir vor, dass *allen* Begriffen die Existenzbedeutung abgesprochen werden kann, unabhängig von ihrer Form und ihrer Position darin. Das heißt, nicht nur den Subjekten allgemeiner Aussagen, sondern auch den Subjekten singulärer oder partikulärer Aussagen könnte die Existenzbedeutung fehlen. Obwohl R und G sowie I und O formal die Existenz eines oder mehrerer S implizieren, ist es dennoch möglich, sie paarweise ohne Widerspruch zu verneinen. Streng genommen können R und G nicht als widersprüchlich bezeichnet werden, denn wenn „dieses S existiert" falsch ist, sind beide falsch. Das bedeutet, dass ihre traditionelle Widerspruchsbeziehung nur bedingt gültig ist (d. h. vorausgesetzt, „dieses S existiert" ist wahr), und ihre absolute Beziehung in Wahrheit nur Kontrarietität ist. Ebenso sind I und O nur relativ subkontrarant, und ihre unbedingte Beziehung ist in Wirklichkeit Unverbundenheit.
Tatsächlich kommt es in der Praxis vor, dass wir ein einzelnes Subjekt gänzlich ablehnen, wenn wir feststellen, dass ein Prädikat sowohl bejaht als auch verneint werden kann. Dies ist ein Dilemma: Da wir sowohl feststellen, dass „dieses S" P ist, als auch, dass es nicht P ist, müssen wir folgern, dass entweder eine dieser Prädikationen falsch ist oder beide falsch sind, weil „dieses S" nicht existiert. Einzelheiten überschneiden sich natürlich nicht notwendigerweise; aber wenn wir auf anderem Wege zeigen können, dass „kein S existiert", können wir sicher sein, dass weder die von I bezeichnete Menge von S noch die von O bezeichnete Menge existiert, und somit beide Aussagen gleichzeitig verneinen. Unter Berücksichtigung all dessen können die obigen Diagramme (7.2 und 7.3) wie folgt *weiter* modifiziert werden:



29.4 überarbeitete traditionelle



29.5 – modifizierte moderne Version

In beiden Diagrammen (7.4 und 7.5) sind alle Relationen dieselben wie zuvor, mit Ausnahme der Relation zwischen R und G (Kontrarietität) sowie der Relationen zwischen R und O, G und I und I und O (die nun unverbundene Paare bilden). Im zweiten Diagramm (7.5) sind R und G zwar nicht mehr widersprüchlich, die Paare „Nicht-O“ und „O“ sowie „Nicht-I“ und „I“ bleiben jedoch widersprüchlich. Denn wenn wir die Aussage „Etwas ist sowohl S als auch P“ (I) mit der Begründung „Kein S existiert“ verneinen, können wir umso sicherer sein, dass „Nichts ist sowohl S als auch P“ (Nicht-I) gilt, und analog verhält es sich mit O und Nicht-O.

d. Wir haben daher zwei aufeinanderfolgende Abschwächungen (Revisionen) des traditionellen Gegensatzpaares vorgeschlagen. In der ersten folgten wir der modernen Logik, indem wir – wie Aristoteles – nicht länger davon ausgingen, dass die Subjekte universeller Aussagen existentielle Bedeutung haben. In der zweiten gingen wir noch weiter und verneinten zusätzlich, dass singuläre und partikuläre Aussagen durchaus keine existentielle Bedeutung besitzen können. Wenn unser Ziel darin besteht, eine absolute Logik zu formulieren, die gleichermaßen auf Aussagen mit und ohne existentielle Bedeutung anwendbar ist, sind die aufeinanderfolgenden Abschwächungen des aristotelischen Diagramms gerechtfertigt und wichtig. Doch sind solche Logiken über akademisches Interesse hinaus – haben sie auch praktische Bedeutung? Die Antwort muss eindeutig nein lauten, wie ich im Folgenden erläutern werde.

Eine Schwierigkeit mit den Begriffen der Existenz und der Leere wird sofort deutlich: Es handelt sich um Charakterisierungen, die wahr oder falsch sein können. Verschiedene Menschen können zur selben Zeit oder

dieselbe Person zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Meinungen über die Existenz oder Leere eines bestimmten Begriffs haben. Manche glaubten früher an die Existenz von Drachen, und vielleicht glauben das manche noch immer, doch die meisten Menschen heute gehen davon aus, dass es nie Drachen gegeben hat. Diese Charakterisierungen sind also weder offensichtlich noch unveränderlich. Dennoch stellen moderne Logiker die Frage nach Existenz oder Nichtexistenz als eine mit einer einfachen, formal festlegbaren Antwort dar. Sie verkennen, dass es sich nicht um eine formale, sondern um eine inhaltliche Frage handelt, die in jedem konkreten Fall den üblichen Prüfverfahren und der letztendlichen Bestätigung oder Widerlegung unterliegt.
Daraus folgt, dass die Frage der Existenzbedeutung nicht so binär ist, wie oft angenommen wird. Es geht nicht einfach um Existenz oder Nichtexistenz, wie moderne Logiker sie darstellen. Es geht vielmehr darum, ob wir zu einem bestimmten Zeitpunkt wissen, ob Existenz oder Nichtexistenz auf den jeweiligen Fall zutrifft. Ein Begriff mit Existenzbedeutung kann als „realistisch“ bezeichnet werden, da er sich auf etwas Existierendes bezieht (oder man annimmt, dass er sich darauf bezieht). Ein leerer Begriff, also einer ohne Existenzbedeutung, kann als „unrealistisch“ bezeichnet werden, da er sich auf etwas Nicht-Existierendes bezieht (oder man annimmt, dass er sich darauf bezieht). Zwischen diesen beiden Möglichkeiten liegt eine dritte, nämlich die der „hypothetischen“ Begriffe, für die wir die Frage, ob sie (unserer Meinung nach) realistisch oder unrealistisch sind, *noch nicht* abschließend geklärt haben. Darüber hinaus ist diese dritte Möglichkeit nicht monolithisch wie die beiden anderen, sondern umfasst eine Vielzahl unterschiedlicher Abstufungen.

Unser Wissen basiert größtenteils auf der Erfahrung physikalischer und mentaler Phänomene, aber auch auf logischen Erkenntnissen, die sich auf diese Erfahrung beziehen. Vereinfacht gesagt, würden wir einen Begriff als realistisch betrachten, wenn wir reichlich empirische Belege für die Existenz dessen haben, worauf er sich bezieht, und wenig Grund, daran zu zweifeln. Wir würden einen Begriff als unrealistisch betrachten, wenn wir wenige empirische Belege für die Existenz dessen haben, worauf er sich bezieht, und viel Grund, daran zu zweifeln. Und wir würden einen Begriff als hypothetisch betrachten, wenn wir bisher nicht entscheiden können, ob er so oder so charakterisiert werden sollte. In jedem Fall ist die Entscheidung in der Regel und meist induktiv und nicht rein deduktiv, wie es sich moderne Logiker üblicherweise vorstellen.

Wie entstehen Begriffe? Häufig wird ein Begriff gebildet, indem man einem abgegrenzten Phänomen oder einer Gruppe von Phänomenen, über die wir nachdenken möchten, einen Namen gibt. Hier ist die Definition fest. Häufiger wird ein Begriff jedoch *vorläufig* auf ein Phänomen oder eine Gruppe von Phänomenen angewendet, die wir noch nicht präzise und endgültig abgrenzen können. In diesem Fall können wir ihn zwar vorläufig definieren und bestätigen, aber der Begriff ist weiterhin vage und unsicher. Mit der Zeit gelingt es uns möglicherweise, ihn zu präzisieren und glaubwürdiger zu machen. Hier ist die Definition variabel. Die Begriffsbildung ist also in der Regel keine einfache Angelegenheit, sondern *ein induktiver Prozess* , der Zeit braucht und dessen Erfolg von den logischen Fähigkeiten der beteiligten Denker abhängt.

Natürlich lernen wir als Individuen seit unserer Kindheit Wörter hauptsächlich von den Menschen in unserer Umgebung. Dadurch entsteht für uns eine Art fest definierter

Wortschatz, selbst wenn der Begriff ursprünglich als variabel definiert entwickelt wurde. Stoßen wir in diesem Zusammenhang auf einen unbekannten, vorgefertigten Begriff, können wir ihn erst verstehen, wenn wir eine Wörterbuchdefinition finden oder uns jemand auf den/die gemeinten Bezugspunkt(e) hinweist. Doch selbst dann sind induktive Schlussfolgerungen nötig, um die Definition oder die Intention des Zeigens zu erfassen. Wenn Sie auf etwas zeigen, kann ich nicht sofort sicher sein, worauf Sie genau zeigen; ich muss Sie vielleicht fragen: „Meinen Sie dies eingeschlossen, das ausgeschlossen?“ und so allmählich Ihre wahre Absicht ergründen.

Jeder von uns trägt jederzeit die Verantwortung, den Status der von ihm verwendeten Begriffe zu beurteilen. Die Beurteilung, ob ein Begriff realistisch oder unrealistisch ist, ist nicht immer einfach. *In der Praxis sind daher die meisten Begriffe letztlich hypothetisch* , unabhängig davon, ob sie eher als realistisch oder eher als unrealistisch eingestuft werden. Dennoch gibt es Begriffe, die mit Sicherheit realistisch oder unrealistisch sind. Alle Begriffe, die ausschließlich auf empirischen Belegen beruhen oder deren Widerlegung sich selbst widerspricht, sind mit Sicherheit realistisch, und alle offenkundig kontrafaktischen oder widersprüchlichen Begriffe sind mit Sicherheit unrealistisch. Daher sind alle drei dieser Charakterisierungen notwendig und wirksam.

Nehmen wir an, die Bildung realistischer Terme sei hinreichend offensichtlich, und fragen wir uns, wie imaginäre Terme entstehen. Imaginäre Terme entstehen nicht aus dem Nichts; sie werden gebildet, indem bekannte Terme neu kombiniert werden. Ein neuer Term T wird aus zwei oder mehr existierenden Termen T_1, T_2, … gebildet. Wir würden einen Term T als realistisch bezeichnen, wenn alle

seine Bestandteile (T_1, T_2, …) realistisch sind und ihre Kombination plausibel ist. Sind jedoch alle Bestandteile von T realistisch, ihre Kombination aber nicht plausibel (z. B. wissen wir, dass kein T_1 gleich T_2 ist, die Konjunktion $T_1 + T_2$ also der Realität widerspricht), würden wir T als unrealistisch bezeichnen; und natürlich würden wir T als unrealistisch bezeichnen, wenn einer oder mehrere seiner Bestandteile unrealistisch sind. Besteht T aus hypothetischen Elementen oder sind seine Bestandteile zwar realistisch, ihre Kombination aber ungewiss, würden wir T als hypothetisch bezeichnen.

Unser Denken in der Praxis zielt auf die Erkenntnis der Realität ab. Das heißt, wenn wir auf einen Begriff ohne existentielle Bedeutung stoßen, also wenn wir ihn als unrealistisch einstufen – sei es, weil er unseren empirischen Beobachtungen widerspricht oder in irgendeiner Weise unlogisch ist –, *verlieren wir normalerweise das Interesse daran und lassen ihn fallen* . Wir verschwenden sicherlich keine Zeit damit, uns zu fragen, ob ein solches Subjekt ein Prädikat besitzt oder nicht, denn offensichtlich *hat ein nicht-existentes Subjekt ohnehin keine* Prädikate. Wenn wir einen Begriff als leer betrachten, sind die Gegensätze seiner verschiedenen Größen und Polaritäten in Bezug auf ein etwaiges Prädikat fortan völlig irrelevant. Ein leerer Begriff, einmal als solcher erkannt oder zumindest als solcher betrachtet, spielt keine weitere Rolle mehr im Streben nach Erkenntnis. Diese Haltung ist schlichtweg gesunder Menschenverstand, außer vielleicht für Geisteskranke verschiedenster Art. Aus diesem Grund sind die Gegensätze zwischen Aussagen mit leeren Begriffen *trivial* . Das heißt, die oben beschriebenen nicht-aristotelischen Modelle der Opposition sind bedeutungslos.

Die sukzessive „Verdünnung“ führt dazu, dass das starke, aristotelische Rechteck der Oppositionen (betreffend Aussagen mit existentieller Bedeutung) als Sonderfall von geringer Wichtigkeit erscheint, während die schwächeren, nicht-aristotelischen Rechtecke (betreffend verschiedene leere Aussagen) unverhältnismäßig wichtig erscheinen. Dies liegt daran, dass die schwächeren Oppositionen den kleinsten gemeinsamen Nenner zwischen den aristotelischen und nicht-aristotelischen Oppositionen darstellen, den wir benötigen, um Aussagen mit und ohne existentielle Bedeutung gleichzeitig zu diskutieren. Das Ergebnis ist jedoch absurd, denn das aristotelische Diagramm (7.1) ist das entscheidende, da es uns lehrt, klar zu denken, während die nicht-aristotelischen Diagramme von minimalem und nur tangentialem akademischem Interesse sind.

Die praktische Logik konzentriert sich auf Begriffe, die als realistisch oder zumindest hypothetisch gelten – sie befasst sich nicht grundsätzlich mit leeren Begriffen. Entgegen den Vorwürfen moderner Logiker beschränkt sich die aristotelische Logik nicht auf realistische Begriffe. Sie wird vielmehr hauptsächlich auf hypothetische Begriffe angewendet, da (wie bereits erwähnt) die meisten Begriffe, die unser Denken prägen, hypothetisch sind – vorläufige Konstrukte in einem fortlaufenden induktiven Prozess. Wir denken hypothetische Gedanken nicht mithilfe einer speziellen Logik – wir verwenden dafür die altbekannte aristotelische Logik. Das heißt, *gemäß* **dem Induktionsprinzip** *behandeln wir einen hypothetischen Begriff als realistisch, solange wir keinen Grund haben, etwas anderes anzunehmen* .

Der Grund dafür ist, dass ein hypothetischer Begriff, also ein Begriff, dessen Realismus oder Unrealismus noch nicht bewiesen ist, als realistisch gelten kann. Daher behandeln

wir ihn wie jeden realistischen Begriff und unterziehen ihn dem strengen, aristotelischen Modell der Gegensätze, anstatt ihn einem abgeschwächten Modell mit weitergehenden Ansprüchen im Rahmen eines induktiven Tests zu unterziehen. Verdient der hypothetische Begriff tatsächlich den Status des Realismus, besteht er den Test; verdient er ihn hingegen nicht, führt er hoffentlich zu einem Widerspruch. In diesem Fall würden wir den hypothetischen Begriff als unrealistisch einstufen und das Interesse daran verlieren. Somit gibt es nur ein sinnvolles und nützliches Modell für Gegensätze, nämlich das aristotelische.

Tatsächlich wenden wir die aristotelische Logik mitunter sogar auf unrealistische Begriffe an. Oftmals beseitigen wir den Makel der Unrealismushaftigkeit, indem wir unsere Aussage präziser formulieren [124]. Alternativ können wir uns auch einfach die imaginäre Absicht vor Augen halten: Möchte ein Romanautor beispielsweise über fiktive Personen

---

124 Wir könnten beispielsweise sagen (anstatt „Einhörner sind Pferde mit einem Horn“): „Die imaginären Wesen, die wir Einhörner nennen, sehen aus wie Pferde mit einem Horn auf der Stirn“ oder (anstatt „Manche Einhörner sind weiß, manche schwarz“): „Einige der mir bekannten Einhorn-Abbildungen zeigen ein weißes Pferd, andere ein schwarzes.“ Man beachte, dass *beide* ursprünglichen Aussagen (in Klammern) leere Terme enthalten, obwohl die eine allgemein und die andere partikular ist. Nach dieser Korrektur haben die beiden Aussagen eindeutig existenzielle Bedeutung, beziehen sich aber auf imaginäre (mentale) und nicht auf reale (physische) Wesen. Folglich können die ursprünglichen Aussagen nicht als wahr bezeichnet werden, die präziseren, sie ersetzenden Aussagen hingegen schon, und wir können die aristotelische Logik bedenkenlos auf sie anwenden. Beachten Sie nebenbei auch, dass selbst eine scheinbar ewig imaginäre Entität eines Tages Realität werden könnte – zum Beispiel könnten wir eines Tages durch künstliche Selektion oder durch genetische Manipulation echte Einhörner erzeugen.

oder gar Science-Fiction-Wesen schreiben, würde er seine Figuren nicht logisch als leere Begriffe behandeln, sondern sie der Logik realistischer Begriffe unterwerfen, um die Illusion von Realismus in seinem Roman zu verstärken. Die oben untersuchte Logik leerer Begriffe findet daher in der Praxis nie Anwendung.

Ungeachtet der angeblichen existentiellen Bedeutung der betreffenden Begriffe bleiben unsere Gedanken vom anspruchsvollen Modell der aristotelischen Oppositionen geleitet. Das rationale Streben nach Erkenntnis *erfordert nach wie vor unzweifelhaft* die klare Logik des Aristoteles, wie sie im traditionellen Rechteck der Oppositionen (Diagramm 29.1) verankert ist. Der Grund, warum Aristoteles die existentielle Bedeutung der Subjekte kategorischer Aussagen als gegeben ansah, liegt meiner Ansicht nach darin, dass ... *Wenn es nichts gibt (also kein Subjekt), worüber wir sprechen könnten (also kein Prädikat), sprechen wir nicht darüber; und wenn wir sprechen, bedeutet das vermutlich, dass wir sehr wohl etwas haben, worüber wir sprechen können, also ein Subjekt sowie ein (positives oder negatives) Prädikat* . Das ist offenkundiger gesunder Menschenverstand.

Wenn Aristoteles – soweit wir wissen, oder zumindest soweit Leser seiner erhaltenen Werke dies bisher feststellen konnten, so berichten Logikhistoriker – die Frage nach der Existenz des Subjekts nicht gestellt hat, dann wohl einfach deshalb, weil er sich klugerweise nicht für leere Subjekte interessierte. Er konzentrierte sich zu Recht auf die Erforschung der ihn umgebenden Welt, nicht auf ein nicht existierendes Gebiet. Moderne Logiker hingegen, so meine ich, sind eher darauf bedacht, die breite Masse mit ihrer intellektuellen Brillanz zu beeindrucken. Mit diesem übergeordneten Ziel vor Augen entwickeln sie Systeme von

völlig praktischer Bedeutung. Sie machen aus einer Mücke einen Elefanten und präsentieren Belanglosigkeiten als entscheidende Entdeckungen, um die Aufmerksamkeit auf sich selbst zu lenken.

Die moderne Logik ist ein komplexes Geflecht statischer Beziehungen, von denen die meisten irrelevant sind. Sie ignoriert die Dynamik des menschlichen Denkens und die Tatsache, dass unser Wissen einem ständigen Wandel unterliegt. Man könnte sagen, sie ist eine Wissenschaft des Raumes unabhängig von der Zeit. In dem vordergründig lobenswerten Bemühen, die Frage nach der existenziellen Bedeutung formal anzuerkennen, schenkt sie leeren Begriffen übermäßige Aufmerksamkeit und erhebt sie von einem Randproblem zu einer zentralen Überlegung. Anstatt die existenzielle Bedeutung beiläufig, als Nebenaspekt, zu behandeln, errichtet sie ein logisches System, das einige der wichtigsten logischen Prozesse des menschlichen Denkvermögens effektiv ausblendet.

Die traditionellen Universalsätze sind von großer kognitiver Bedeutung. Sie können nicht einfach verworfen werden, wie es die moderne Logik unter dem Vorwand versucht hat, die formale Logik müsse um kontrafaktische Terme erweitert werden. Es gibt logische Prozesse, die diese Aussagenformen einbeziehen und von großer praktischer Bedeutung sind, auf die sich die Logik konzentrieren und die sie hervorheben muss. Es ist absurd, diese altehrwürdigen und unverzichtbaren Formen fortan zu ignorieren und gleichzeitig eine theoretische Überlegung ohne jegliche praktische Relevanz zu befeuern. Die Universalsätze A und E können unter keinem Vorwand außer Acht gelassen werden; sie sind keine bloßen konventionellen Verknüpfungen primitiverer Formen.

Zunächst einmal sind universelle Aussagen wesentlich für die entscheidenden logischen Prozesse der *Subsumtion und Nicht-Subsumtion* , die in Aristoteles' Syllogistik verankert sind. Syllogismen erster Figur dienen dazu, ein Instanzobjekt einer Klasse oder eine Unterklasse einer größeren Klasse zuzuordnen; sie lehren uns die Vorstellung, dass „alle X" jedes einzelne „dieses X" und jede mögliche Menge von „einigen X" umfasst. Wenn wir anstelle eines Arguments wie „Alle X sind P und dieses S ist X, also ist dieses S P" (1/ARR) die moderne Oberprämisse „Nichts ist X und nicht-P" mit derselben Unterprämisse verwenden, *können wir offensichtlich (obwohl die Unterprämisse die Existenz eines X impliziert) nicht mehr direkt die gewünschte Schlussfolgerung ziehen* ! Wir sind gezwungen, innezuhalten und nachzudenken und zu folgern, dass „dieses S nicht nicht-P ist", bevor wir schließen, dass „dieses S P ist". In ähnlicher Weise dienen Syllogismen zweiter Figur dazu, ein Instanzobjekt aus einer Klasse oder eine Unterklasse aus einer größeren Klasse auszuschließen, und Syllogismen dritter Figur dazu, Überschneidungen zwischen Klassen zu identifizieren; und die Modi dieser Figuren werden gehemmt oder stark verzerrt, wenn universelle Aussagen, wie von modernen Logikern vorgeschlagen, neu interpretiert werden.
Universelle Aussagen sind wiederum unerlässlich für die entscheidenden logischen Prozesse der *Generalisierung und Partikularisierung* . Wenn „dieses X" und „einiges X" nicht aus „alle X" impliziert werden, können wir nicht von Ersterem auf Letzteres generalisieren. Natürlich haben wir, gegeben „dieses X" oder „einiges X", eine existenzielle Bedeutung und können daher trotzdem auf „alle X" generalisieren. Tatsache bleibt jedoch: Wenn wir, gemäß moderner Logik, unsere Generalisierung als einen Gedankengang von „Dieses/Einiges X ist/sind Y" zu „Nichts

ist X und nicht-Y“ auffassen, verfehlen wir den Kern der Sache völlig, selbst wenn die existenzielle Bedeutung von X in der Prämisse impliziert ist. Denn in einem solchen Fall *geht die formale Kontinuität zwischen Prämisse und Konklusion verloren* , da zwei unerklärliche Polaritätswechsel auftreten (von etwas zu nichts und von Y zu nicht-Y)! Ebenso erfordert Partikularisierung formale Kontinuität. Um frei von I zu A und dann möglicherweise zu IO zu gelangen, benötigen wir den traditionellen Gegensatz (Widerspruch) zwischen A und O.

Ein weiteres Problem, das von modernen Logikern vernachlässigt wird, ist *die Modalität* . Obwohl die moderne Logik die Modallogik in gewissem Maße weiterentwickelt hat, geschah dies mittels symbolischer Notationen, die auf sehr simplen Analysen der Modalität basieren. Zwar wurden die verschiedenen Kategorien der Modalität (Notwendigkeit, Unmöglichkeit, Aktualität, Inaktualität, Möglichkeit, Unnotwendigkeit) konventionell identifiziert, jedoch nicht umfassend verstanden. Die verschiedenen Arten der Modalität (logische, extensionale, natürliche, temporale und räumliche Modalität) wurden nicht klar identifiziert und integriert, obwohl der menschliche Diskurs sie alle seit jeher umfasst. Besonders auffällig ist das fehlende Bewusstsein dafür, dass Modalität Ausdruck von Konditionierung ist und dass die verschiedenen Arten der Modalität unterschiedliche Arten von Konditionierung bedingen.

Die Modalität wird in der Lehre von der Existenzbedeutung offenkundig nicht berücksichtigt. Diese basiert (wie wir gesehen haben) auf den zeitlosen (oder „omnitemporalen“) Formen kategorischer Aussagen, die nicht modal sind. Sie ist nicht auf modale kategorische Aussagen anwendbar, *da diese die Aktualität ihres Subjekts nicht formal implizieren (oder voraussetzen), sondern nur dessen Möglichkeit* . So

impliziert eine universelle Aussage mit natürlicher Modalität, „Alles S kann (oder muss) P sein“, nicht formal, dass „Manche Dinge *sind* S“, sondern nur, dass „Manche Dinge S *sein können* “; ebenso impliziert eine Aussage mit temporaler Modalität, „Alles S ist manchmal (oder immer) P“, nicht, dass „Manche Dinge *sind* S“, sondern nur, dass „Manche Dinge *manchmal* S sind“ usw.
Dies mag im erweiterten Sinne als „existenzielle Bedeutung“ bezeichnet werden, da Sein Abstufungen aufweist; doch entspricht dies sicherlich nicht dem von modernen Logikern gemeinten Sinn: Sie scheinen anzunehmen, dass die Verwendung solcher Modalsätze den Glauben impliziert, dass „einige Dinge S *sind* “. Und natürlich ist die *Modalität der Subsumtion* , wie ich dieses Phänomen in meinem Buch „ *Zukünftige Logik“* (Kapitel 41) genannt habe, für die Prozesse der Opposition, der Eduktion (unmittelbare Schlüsse), der syllogistischen Deduktion (mittelbare Schlüsse) und der Induktion von großer Bedeutung. Bezüglich Letzterer siehe meine detaillierte Theorie der faktoriellen Induktion in dem genannten Werk. Daher lässt sich durchaus sagen, dass die Verfechter der Lehre von der existenziellen Bedeutung ein erweitertes Logiksystem auf der Grundlage einer recht engen Auffassung des Anwendungsbereichs der Logik konstruiert haben. Selbst wenn ihre Erweiterung (und davon ist sie kaum brauchbar) auf nicht-modale Sätze anwendbar ist, trifft sie auf modale Sätze nicht zu.
f. Die Kritik am aristotelischen Oppositionsrechteck begann offenbar im Mittelalter mit Peter Abaelard (Frankreich, 1079–1142). Laut den Kneales trugen im Laufe der Zeit Wilhelm von Shyreswood, Peter von Spanien und Vinzenz Ferrer sowie Leibniz weitere Beiträge zu diesem Thema bei. Sie erwähnen auch Booles Interesse daran, und

viele schreiben die moderne Sichtweise diesem Logiker des 19. Jahrhunderts zu. E. D. Buckner hingegen vermutet, dass die moderne Auffassung eher auf Franz Brentano (Österreich, 1838–1917) und dessen 1874 veröffentlichte Arbeit zurückgeht. Und natürlich haben sich seither viele namhafte Logiker wie Frege und Russell zu diesem Thema geäußert [125].

Obwohl die daraus entstandene neue Logik, basierend auf dem Konzept der existentiellen Bedeutung, heute in der akademischen Welt fest verankert ist, war der Übergang zu ihr erkenntnistheoretisch nicht nur unnötig, sondern auch unklug. Die Doktrin der existentiellen Bedeutung ist irreführend benannt: Sie handelt in Wirklichkeit *nicht* von existentieller, sondern von *nicht*- existentieller Bedeutung. Sie misst leeren Begriffen übermäßige Bedeutung bei und mindert dadurch die tatsächliche Bedeutung nicht-leerer Begriffe erheblich. Gewiss, diese Neuerung entsprach dem irrationalen Zeitgeist und hielt viele Menschen über ein Jahrhundert lang beschäftigt und gab ihnen das Gefühl, zu existieren und wichtig zu sein – doch in Wahrheit war sie nichts als Leere und Eitelkeit.

Offenbar hat keiner dieser Leute die offensichtliche Tatsache bedacht, dass ein als leer identifizierter Term einfach verworfen wird – er beeinflusst unser Denken nicht mehr wesentlich. Daher besteht keine Notwendigkeit, die Universalformen A und E aufzugeben, da sie die Existenzbedeutung ihres Subjekts implizieren

---

125 Buckners Darstellung der Geschichte findet sich unter: www.logicmuseum.com/cantor/Eximport.htm. Beachten Sie seine prätentiöse Charakterisierung der „traditionellen Syllogistik“ als „historische Kuriosität“. Brentanos Position ist in seiner *Psychologie vom empirischen Standpunkt* , II, Kap. 7, zu finden. Die Kneales erwähnen diese letztgenannte Stelle beiläufig in einer Fußnote auf S. 411.

(voraussetzen). Selbst wenn das aristotelische System, das auf nichtleeren Termen basiert, gelegentlich aufgrund des Auftretens eines leeren Terms im Diskurs „versagt“, wird dies gelassen hingenommen und durch die summarische Eliminierung des diskreditierten Terms behoben, und sicherlich *nicht* durch einen Wechsel zu einem nicht-aristotelischen System, wie es moderne Logiker empfehlen. Die Frage der Existenzbedeutung ist ohnehin in der Modallogik irrelevant und daher nicht allgemein anwendbar.

Darüber hinaus erkannten diese Personen nicht, dass die aristotelische Logik nicht nur realistische, sondern vor allem hypothetische Begriffe, also *Begriffe im Prozess , umfasst* . Sie betrachteten Logik als deduktive Tätigkeit und verkannten ihren *im Wesentlichen induktiven* Charakter. Wenn die Logik aufgrund eines übermäßigen Interesses an leeren Begriffen die universellen Formen A und E aufgibt, beraubt sie die Menschen einer Sprache, mit der sie die Denkprozesse, die dem syllogistischen Schlussfolgern sowie der Generalisierung und Partikularisierung innewohnen, präzise ausdrücken können. Die Logik muss die Formen des tatsächlichen menschlichen Denkens anerkennen und darf keine künstlichen, nutzlosen Konstrukte einführen. Andernfalls lassen sich natürliche, für die menschliche Erkenntnis wesentliche Prozesse nicht glaubwürdig darstellen, und die Logik erscheint undurchsichtig und willkürlich.

Die moderne Logik hat in vielen Köpfen Verwirrung gestiftet und den Westen von einer Kultur der Vernunft zu einer Kultur neurotischer Unvernunft gewandelt. Logikstudien sollten Menschen kognitiv stärken, nicht schwächen. Wenn Logiker in den von ihnen beschriebenen und vorgeschriebenen Denkmustern irren, verraten sie ihren

Auftrag, der darin besteht, das menschliche Denken intelligent und wohlwollend zu lenken und zu verbessern. Irren sie sich, sei es aus Dummheit oder Bosheit, machen sie aus der verantwortungsvollen Wissenschaft und hohen Kunst ein sinnloses und gefährliches Spiel. Sie nützen der Menschheit nicht nur nicht mehr, sondern schaden ihr sogar.

30. KAPITEL DREISSIG

Entnommen aus *A Fortiori Logic* (2013),
Anhang 7.4-5.

DIE LÜGNER- UND RUSSELL-PARADOXIEN (NEUAUFLAGE)

1. Das Lügnerparadoxon (Neuauflage)

Ich habe das Lügnerparadoxon bereits in meinem *Werk „Zukunftslogik" behandelt* [126], merke aber nun, dass es weiterer Ausführungen bedarf. Dieses Paradoxon ist besonders schwer zu handhaben, da es gleichzeitig auf mehrere verschiedene diskursive „Tricks" zurückgreift.

a. Die Aussage „Diese Aussage ist falsch" erscheint auf den ersten Blick plausibel, bis wir erkennen, dass wir, wenn wir sie für wahr halten, ihre Falschheit eingestehen müssen, und umgekehrt – was unvereinbar erscheint. Offensichtlich liegt in dieser Argumentation ein Widerspruch vor, da nichts gleichzeitig wahr und falsch sein kann. Doch die Frage ist: Wodurch wird dieser Widerspruch verursacht und wie lässt er sich auflösen? Wir leiten den Widerspruch nicht aus einem Denkgesetz ab, sondern beobachten ihn mithilfe unserer Vernunft. Auch die Auflösung des Widerspruchs lässt sich nicht aus einem Denkgesetz ableiten – wir müssen das Problem genau analysieren und kreativ eine befriedigende Lösung entwickeln, die unsere intellektuelle Unsicherheit

126 Siehe dort Kapitel 32.2. (Siehe auch *Betrachtungen* 5.1.)

beseitigt. Wie wir sehen werden, ist dies keineswegs eine einfache Angelegenheit.

Die Aussage „Diese Aussage ist falsch“ ist ein doppeltes Paradoxon, denn: *Wenn sie wahr ist, dann ist sie falsch; und wenn sie falsch ist, dann ist sie wahr* . Man beachte die Zirkularität von wahr zu falsch und von falsch zu wahr. Die Schlussfolgerungen, die wir aus der gegebenen Aussage ziehen, scheinen auf den ersten Blick unausweichlich. Doch zunächst müssen wir uns fragen , *woher wir wissen, dass diese Schlussfolgerungen* (die beiden Wenn-dann-Aussagen) wahr sind. Woher wissen wir, dass „es ist wahr“ „es ist falsch“ impliziert und dass „es ist falsch“ „es ist wahr“ impliziert? Offenbar leiten wir diese Schlussfolgerungen nicht aus einer unausgesprochenen Aussage ab. Vielmehr nutzen wir eine Art ad hoc rationale Einsicht – wir nehmen die Schlussfolgerungen der gegebenen Aussage also gewissermaßen direkt wahr (erfassen sie intellektuell). Doch eine solche rationale Einsicht ist zwar prinzipiell zuverlässig, aber epistemologisch eindeutig *induktiv* und nicht deduktiv. Das heißt, sie ist vertrauenswürdig, solange sie nicht aus irgendeinem Grund als falsch befunden wird. Das bedeutet, dass unser Denken hier einen oder mehrere Fehler enthalten kann; es ist nicht in Stein gemeißelt. Und tatsächlich muss es Fehler geben, da es zu einem doppelten Paradoxon geführt hat. Daher müssen wir danach suchen.

Möglicherweise liegt das Problem in der Verwendung des Pronomens „es“, da es ein recht vager Begriff ist. Stellen wir uns daher die Frage: *Worauf genau bezieht sich das Pronomen „es“* hier?

Auf den ersten Blick bezieht sich das „es“ in „Wenn es wahr ist, dann ist es falsch; und wenn es falsch ist, dann ist es wahr“ auf *die gesamte Aussage* „Diese Aussage ist falsch“. In diesem Fall müssen wir das doppelte Paradoxon wie folgt

umformulieren: *Wenn „Diese Aussage ist falsch“ wahr ist, dann ist „Diese Aussage ist falsch“ falsch; und wenn „Diese Aussage ist falsch“ falsch ist, dann ist „Diese Aussage ist falsch“ wahr* . Hier wird das Subjekt der beiden Wenn-dann-Aussagen deutlicher als „Diese Aussage ist falsch“ hervorgehoben und bleibt somit konstant. Diese Klarstellung offenbart jedoch einen ungewöhnlichen Wechsel des Prädikats von „wahr“ zu „falsch“ und von „falsch“ zu „wahr“, der sich nicht ohne Weiteres erklären lässt. Normalerweise würden wir sagen: Wenn „Diese Aussage ist falsch“ wahr ist, dann ist „Diese Aussage ist falsch“ *wahr* ; und wenn „Diese Aussage ist falsch“ falsch ist, dann ist „Diese Aussage ist falsch“ *falsch* . Der Grund, warum wir hier die Prädikate umkehren, ist, dass wir die ursprüngliche Aussage „Diese Aussage ist falsch“ als Anweisung für eine solche Umkehrung betrachten.

Während sich eine Aussage der Form „‚Diese Aussage ist falsch‘ ist wahr“ leicht in der einfacheren Form „Diese Aussage ist falsch“ interpretieren lässt, kann eine Aussage der Form „‚Diese Aussage ist falsch‘ ist falsch“ nicht ebenso vereinfacht werden. Wie ließe sich die darin enthaltene doppelte Negation ausdrücken? Etwa mit „Diese Aussage ist wahr“? Offensichtlich ist die Bedeutung der letzteren nicht identisch mit der der ersteren, da sich das Subjekt „diese Aussage“ in beiden Fällen auf unterschiedliche Aussagen bezieht. Die vollständige Formulierung des Lügnerparadoxons, also „Wenn ‚Diese Aussage ist falsch‘ wahr ist, dann ist ‚Diese Aussage ist falsch‘ falsch; und wenn ‚Diese Aussage ist falsch‘ falsch ist, dann ist ‚Diese Aussage ist falsch‘ wahr“, erlaubt daher nicht die Wiedergabe der ursprünglichen Formel mit dem Pronomen „es“.

b. Versuchen wir daher etwas anderes. Wenn sich das Pronomen „es“ auf *den Begriff* „diese Aussage“ bezieht,

müsste das doppelte Paradoxon wie folgt umformuliert werden: *Wenn „diese Aussage“ wahr ist, dann ist „diese Aussage“ falsch; und wenn „diese Aussage“ falsch ist, dann ist „diese Aussage“ wahr* . Dabei sehen wir jedoch, dass in beiden Wenn-Dann-Aussagen das Subjekt („diese Aussage“) zwar konstant bleibt, das Prädikat („wahr“ oder „falsch“) im Konsequens aber nicht dasselbe ist wie im Antezedens. Für diese Umkehrungen des Prädikats gibt es keine logische Erklärung. Normalerweise impliziert die Wahrheit einer Aussage P nicht ihre Falschheit und umgekehrt.
Wir könnten versucht sein, die gegebene Aussage „Diese Aussage ist falsch“ als Prämisse zu verwenden, um den Schluss von den genannten Antezedenzien auf die genannten Konsequenzen zu rechtfertigen. Wir könnten versuchen, zwei Apodosen wie folgt zu formulieren:

Wenn diese Aussage wahr ist, dann ist sie falsch (Hypothese).	Wenn diese Aussage falsch ist, dann ist sie wahr (Hypothese).
und diese Aussage ist falsch (gegeben);	und diese Aussage ist falsch (gegeben);
Daher ist diese Aussage wahr (vermutete Schlussfolgerung).	Daher ist diese Aussage wahr (vermutete Schlussfolgerung).

Offensichtlich handelt es sich im ersten Fall um einen ungültigen Schluss, da wir versuchen, das Antezedens zu verneinen, um das Konsequens zu verneinen, oder das Konsequens zu bejahen, um das Antezedens zu bejahen. Im zweiten Fall folgt die vermeintliche Schlussfolgerung zwar aus den Prämissen; wir können uns aber immer noch fragen, woher die Oberprämisse (die hypothetische Aussage)

stammt, sodass wir kein Stück schlauer sind. Daher ist auch dieser Ansatz nutzlos – er beweist nichts.
Alternativ könnten wir versuchen, die folgenden beiden Syllogismen zu formulieren:

Diese Aussage ist falsch (unter der Voraussetzung).	Diese Aussage ist falsch (gegeben).
und diese Aussage ist wahr (Voraussetzung);	und diese Aussage ist falsch (Annahme);
Daher ist diese Aussage falsch (vermutete Schlussfolgerung).	Daher ist diese Aussage wahr (vermutete Schlussfolgerung).

Offensichtlich sind diese Argumente formal nicht syllogistisch; sie lassen sich jedoch leicht umformulieren, um Syllogismen zu bilden. Die ersten beiden Prämissen würden dann zu der Schlussfolgerung „Es gibt einen Satz, der wahr und falsch ist“ (3/RRI) führen, die widersprüchlich ist (daher muss eine der Prämissen falsch sein). Die zweiten beiden Prämissen hingegen, die ein und derselbe Satz sind, würden keine andere syllogistische Schlussfolgerung ergeben als „Es gibt einen Satz, der falsch und falsch ist“ (3/RRI), was selbstverständlich (und trivial) ist. Dies sind jedoch nicht die Schlussfolgerungen, die wir suchen. Wir müssen uns auf „diesen Satz“ und nicht bloß auf „irgendeinen Satz“ beziehen.
Ein besserer Ansatz besteht darin, die beiden letztgenannten Argumente wie folgt zu betrachten. Im ersten Fall scheinen die Prämissen „Diese Aussage ist falsch“ (gegeben) und „Diese Aussage ist wahr“ (Annahme) gemeinsam zu implizieren, dass „diese Aussage sowohl wahr als auch falsch ist“. Die daraus resultierende paradoxe

Schlussfolgerung legt wiederum nahe, dass „diese Aussage falsch ist“, da ein Widerspruch unmöglich ist. Im zweiten Fall stimmen die Prämissen „Diese Aussage ist falsch“ (gegeben) und „Diese Aussage ist falsch“ (Annahme) darin überein, dass „diese Aussage falsch ist“, und dies ist somit ihre logische Schlussfolgerung. Da beide Argumente mit „diese Aussage ist falsch“ enden, muss die letztere die Gesamtfolgerung sein.

Das letztgenannte Ergebnis ist jedoch nicht so eindeutig, wie es zunächst scheint, denn bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass sich „Diese Aussage ist falsch“ und „Diese Aussage ist wahr“ nicht auf dasselbe Subjekt beziehen, da sich das Prädikat ändert. Das erste „Diese Aussage“ bezieht sich auf die Aussage „Diese Aussage ist falsch“, das zweite auf die Aussage „Diese Aussage ist wahr“. Somit haben diese beiden Aussagen tatsächlich unterschiedliche Subjekte und Prädikate (nämlich falsch bzw. wahr). Die Subjekte erscheinen oberflächlich betrachtet gleich, da sie verbal mit denselben Worten ausgedrückt werden; ihre zugrundeliegende Intention ist jedoch nicht dieselbe, da sie sich auf deutlich unterschiedliche Aussagen beziehen (Aussagen mit offenkundig unterschiedlichen, ja sogar widersprüchlichen Prädikaten). Das bedeutet, dass sich mit dem Prädikat auch das Subjekt ändert. Ist das Prädikat „wahr“, hat das Subjekt eine Bedeutung; ist es „falsch“, hat es eine andere Bedeutung. Obwohl die Worte „Diese Aussage“ konstant sind, variiert ihre zugrundeliegende Intention. Das heißt, der Begriff „diese Aussage“ hat keine einheitliche Bedeutung und kann daher nicht als Grundlage für die oben vorgeschlagenen Schlussfolgerungen verwendet werden.

c. Betrachten wir die Sache nun aus einem anderen Blickwinkel. Untersuchen wir unsere anfängliche

Argumentation mit dem Pronomen „es“ genauer, erkennen wir, was darin tatsächlich geschieht. Da „Diese Aussage ist falsch“ wahr ist, können wir kürzer sagen: „Diese Aussage ist falsch.“ Ebenso können wir, da „Diese Aussage ist falsch“ falsch ist, durch Negation folgern, dass „Diese Aussage ist *nicht* falsch“ wahr ist, was bedeutet, dass „Diese Aussage ist wahr“ wahr ist, oder kürzer: „Diese Aussage ist wahr“ [127]. So *scheinen wir* hinsichtlich des Subjekts „Diese Aussage ist falsch“ von „es ist wahr“ zu „es ist falsch“ und von „es ist falsch“ zu „es ist wahr“ zu argumentieren. Tatsächlich ist die Verwendung des Pronomens „es“ oder des Ausdrucks „diese Aussage“ als abgekürztes Subjekt jedoch ein Trick, denn das zugrundeliegende Subjekt ändert sich im Verlauf des zweiten Übergangs (der mit „Diese Aussage ist wahr“ endet). Wenn durchgehend Abkürzungen verwendet werden, entsteht der Eindruck, dass wir immer wieder von ein und derselben Aussage sprechen, die gleichzeitig wahr und falsch sein könnte. Da dies jedoch auf einer versteckten Mehrdeutigkeit beruht, lösen sich die Paradoxien auf.

Es ist interessant festzustellen, dass die Aussage „Diese Aussage ist wahr“ paradox wird, wenn man die Argumentation so explizit betrachtet! Man könnte argumentieren: Wenn „Diese Aussage ist wahr“ wahr ist, dann ist offensichtlich auch „Diese Aussage ist wahr“. Und: Wenn „Diese Aussage ist wahr“ falsch ist, dann muss ihr Widerspruch „Diese Aussage ist *nicht* wahr“ wahr sein, was

---

127 Manche Logiker haben versucht, das Lügnerparadoxon zu lösen, indem sie leugneten, dass „wahr“ und „falsch“ widersprüchliche Begriffe seien, also dass „nicht wahr“ gleich „falsch“ und „nicht falsch“ gleich „wahr“ sei. Eine solche Behauptung ist völliger Unsinn; der Versuch, die Gesetze des Widerspruchsfreiheitssatzes (des ausgeschlossenen Dritten) außer Kraft zu setzen, um ein Paradoxon aufzulösen, ist ein Widerspruch in sich selbst.

bedeutet, dass „Diese Aussage ist falsch“ wahr ist, also kurz gesagt: „Diese Aussage ist falsch“. Oberflächlich betrachtet scheint hier kein Paradoxon vorzuliegen, da wir in Bezug auf das Subjekt „Diese Aussage ist wahr“ scheinbar von „Sie ist wahr“ zu „Sie ist wahr“ und von „Sie ist falsch“ zu „Sie ist falsch“ argumentieren. Betrachtet man jedoch die Schlussfolgerung „Diese Aussage ist falsch“, so erkennt man, dass sie dem Lügnerparadoxon [128]*entspricht !* Und auch hier liegt die Erklärung für das doppelte Paradoxon darin, dass das scheinbare Subjekt „es“ oder „diese Aussage“ seine Bedeutung im Laufe der Ableitung der Schlussfolgerungen ändert.

Man beachte, dass in beiden Argumentationssträngen der erste Schritt eine gewöhnliche Selbstimplizierung, eine reine Tautologie, ist, während der zweite Schritt den eigentlichen Selbstwiderspruch, das Paradoxon, darstellt. Ist die gegebene Aussage (ob „Diese Aussage ist falsch“ oder „Diese Aussage ist wahr“) wahr, wiederholen wir sie einfach unverändert (ohne die Prädikation „ist wahr“ hinzuzufügen). Ist die gegebene Aussage jedoch falsch, können wir die zusätzliche Prädikation („ist falsch“) nicht weglassen, ohne die ursprüngliche Aussage zu verändern. Daher könnten wir sagen, dass die beiden Aussagen „Diese Aussage ist falsch“ oder „Diese Aussage ist wahr“ kein Problem darstellen, wenn sie als wahr angenommen werden; das Problem entsteht erst, wenn sie hypothetisch als falsch angenommen

---

128 Dass „Diese Aussage ist wahr“ implizit (wenn auch nur potenziell) genauso paradox ist wie „Diese Aussage ist falsch“, ist meines Wissens eine neue Entdeckung. Man beachte, wie *beide* Paradoxien durch ganz gewöhnliche Schlussfolgerungen entstehen: Wenn „P ist Q“ bejaht wird, dann ist P Q; und wenn „P ist Q“ verneint wird und „P ist nicht Q“ bejaht wird, dann ist P nicht Q (wobei P für „diese Aussage“ und Q für „falsch“ oder „wahr“ steht).

werden. Man könnte also sagen, dass der Ausweg aus dem Lügnerparadoxon (und seinem positiven Analogon) einfach darin besteht, die beiden Aussagen als wahr zu akzeptieren und sich nicht vorzustellen, dass sie falsch sind!

Wir könnten, wenn wir es denn unbedingt wollten, argumentieren, dass sich „Diese Aussage ist falsch“ und „Diese Aussage ist wahr“ darin unterscheiden, dass die erstere sich selbst explizit in Zweifel zieht, die letztere jedoch nicht. Auf dieser Grundlage könnten wir die erstere sofort verwerfen und die letztere gewissermaßen akzeptieren, selbst wenn wir einräumen, dass auch sie keinerlei nützliche Information enthält. Das heißt, da die erstere „paradoxer“ erscheint als die letztere, wäre *im äußersten Fall die letztere vorzuziehen* . Doch dies ignoriert die damit verbundenen, ebenso unüberwindlichen Schwierigkeiten. Es ist besser, beide Formulierungen entschieden als fehlerhafte Konstrukte abzulehnen.

d. Um die Illusion des Lügnerparadoxons zu begreifen, ist es wichtig zu erkennen, dass die beiden Formen „Diese Aussage ist falsch“ und „Diese Aussage ist wahr“ einander *nicht widersprechen; und dass tatsächlich keine von ihnen einen Widerspruch besitzt* ! Dies ist *eine logische Anomalie* , ein fataler Fehler im Diskurs des Lügnerparadoxons; denn prinzipiell muss jede wohlgeformte und sinnvolle Aussage logischerweise einen Widerspruch haben. Fehlt einer Aussageform ein Widerspruch, kann sie nicht als wahr oder falsch beurteilt werden, da eine solche Beurteilung eine Wahlmöglichkeit voraussetzt. Wir müssen unsere Aussagen nicht einmal auf die Prädikate „wahr“ oder „falsch“ beschränken – jedes Prädikat X und seine Negation nicht-X würden bei gleichem Subjekt dieselbe Eigenschaft aufweisen. Das heißt, „Diese Aussage ist X“ und „Diese

Aussage ist nicht-X“ widersprechen einander *nicht und sind daher beide* gleichermaßen ohne Widerspruch.
Man könnte natürlich anmerken, dass „Diese Aussage ist X“ durch „ *Jene* Aussage (d. h. die vorhergehende) ist nicht X“ verneint werden kann, oder sogar *ein Symbol* für die ursprüngliche Aussage in die neue Aussage einführen. In diesem Fall wären die Subjekte zwar verbal unterschiedlich, ihre Intentionen jedoch sicherlich dieselben. Die Form „Jene Aussage ist nicht X“ ähnelt aber eher der Form „‚Diese Aussage ist X‘ ist nicht X“, in der die gesamte ursprüngliche Aussage die Rolle des Subjekts und ihr Prädikat die Rolle des Prädikats übernimmt. Obwohl diese beiden Formen in ihrer Bedeutung einander und der ursprünglichen Aussage gewissermaßen gleichwertig sind, sind ihre logischen Verhaltensmuster, wie wir bereits gesehen haben, nicht identisch mit denen der ursprünglichen Aussage. Es bleibt dabei, dass „Diese Aussage ist nicht X“ nicht das Gegenteil von „Diese Aussage ist X“ ist.
Offensichtlich weist jede Aussage mit dem speziellen Subjekt „diese Aussage“ eine sehr ungewöhnliche Eigenschaft auf und kann allein deshalb verworfen werden. Der Grund, warum einer solchen Aussage ein Widerspruch fehlt, liegt darin, dass sich ihr Subjekt auf die Aussage bezieht, *in der sie sich befindet* . Diese Aussage ist offensichtlich unterschiedlich, je nachdem, ob das Prädikat „falsch“ oder „wahr“ lautet (oder allgemeiner, ob es sich um ein beliebiges Prädikatpaar „X“ und „nicht-X“ handelt). Ändert sich das Prädikat, *ändert sich auch das Subjekt* ; es lässt sich also nicht festlegen, es ist variabel und nicht konstant, wie es sein sollte. Der Begriff „diese Aussage“ hat in jedem Fall eine andere Referenz, die vom Prädikat abhängt; folglich kann jedes Subjekt nur mit einem Prädikat

und niemals mit dem anderen (d. h. seiner Negation) assoziiert werden.
Daraus erkennen wir, dass wir anfangs beim Betrachten der Aussage „Diese Aussage ist falsch“ dachten, sie müsse wörtlich als falsch gelten, und daher „Diese Aussage ist nicht falsch“, also „Diese Aussage ist wahr“, bevorzugen müssten usw. Dabei haben wir nicht bemerkt, dass wir aufgrund der Mehrdeutigkeit des Begriffs „Diese Aussage“ bzw. „es“ dessen Bedeutung ständig veränderten. Diese Bedeutungsänderung bleibt unbemerkt, da der verwendete Begriff von Natur aus nicht feststeht. Die Pronomen „dies“ und „es“ können auf alles und sein Gegenteil angewendet werden, ohne dass eine solche Bedeutungsänderung verbal signalisiert wird. Sie sind nicht fest an ein Objekt gebunden, sondern lediglich kontextabhängige Bezeichnungen. In der linguistischen Fachsprache werden sie als „deiktisch“ oder „indexikalisch“ charakterisiert.
Demnach entsteht das Lügnerparadoxon, wie auch immer wir es definieren, durch eine Art Mehrdeutigkeit des Subjekts. Obwohl wir in unseren Wenn-Dann-Argumenten scheinbar vom selben Subjekt sprechen, findet tatsächlich eine versteckte Bedeutungsverschiebung statt, die, sobald wir uns ihrer bewusst werden, den anfänglichen Widerspruch widerlegt. Die vorgeschlagenen unmöglichen Schlussfolgerungen werden somit in Zweifel gezogen, ja unglaubwürdig. Die scheinbar entstehenden Widersprüche lösen sich somit auf, weil wir sie nicht aufrechterhalten können.
e. Ein weiterer, ergänzender Ansatz zur Behandlung des Lügnerparadoxons besteht darin, auf *die logische Schwierigkeit der Selbstreferenz hinzuweisen* . Diesen Ansatz haben viele Logiker verfolgt, darunter auch ich in meiner ersten Auseinandersetzung mit diesem Thema in „ *Future*

Logic" . Das hier vorgeschlagene Argument lautet, dass der Ausdruck „diese Aussage" sich auf ein Objekt bezieht (nämlich „Diese Aussage ist falsch" oder „Diese Aussage ist wahr"), das den Ausdruck selbst einschließt. Ein Finger kann nicht auf sich selbst zeigen, und „dies" ist das begriffliche Äquivalent eines Fingers. Tatsächlich hat der Ausdruck „dies" keinen Inhalt, wenn er auf sich selbst oder auf einen Satz gerichtet ist, der ihn enthält. Er ist leer, substanzlos. Es ist, als ob nichts gesagt würde, wenn wir uns auf solche Selbstreferenzen beziehen.

Daher ist „Diese Aussage ist X" (wobei X für falsch, wahr oder irgendetwas anderes steht) tatsächlich bedeutungslos; und ein bedeutungsloser Satz kann weder wahr noch falsch sein. Ein solcher Satz kann vernünftigerweise weder als wahr noch als falsch bezeichnet werden, ohne gegen den Satz vom ausgeschlossenen Dritten zu verstoßen, da keine dieser logischen Bewertungen auf bedeutungslose Sätze anwendbar ist. „Diese Aussage ist falsch" erscheint sinnvoll, weil seine vier Bestandteile („dies", „Aussage", „ist" und „falsch") einzeln betrachtet normalerweise sinnvoll sind. In dieser speziellen Kombination jedoch, in der sich eines der Elemente (nämlich „dies") auf nichts bereits Existierendes bezieht, erweist sich der Satz als bedeutungslos.

Die scheinbaren Widersprüche, die Selbstreferenz erzeugt, helfen uns, ihre Sinnlosigkeit zu erkennen. Und erst durch die intellektuelle Erkenntnis der Sinnlosigkeit von Selbstreferenz erklären und annullieren wir die scheinbaren Widersprüche. Auf dieser Grundlage können wir sagen, dass der Satz „Diese Aussage ist wahr" zwar auf den ersten Blick keinen Widerspruch aufwirft (wie man gemeinhin annimmt: „Wenn es wahr ist, ist es wahr; und wenn es falsch ist, ist es falsch"), er aber, da er ebenso wie „Diese Aussage ist falsch" Selbstreferenz beinhaltet, genauso sinnlos ist und nicht als

wahr oder falsch charakterisiert werden kann. Tatsächlich führt „Diese Aussage ist wahr“, wie ich oben gezeigt habe, auch zu einem doppelten Widerspruch.
Man könnte einwenden: Was ist mit den Aussagen „Diese Aussage ist selbstreferenziell“ und „Diese Aussage ist nicht selbstreferenziell“? Sicherlich können wir sagen, dass diese sinnvoll sind und die erste wahr, die zweite aber falsch ist! Die Erwiderung darauf lautet, dass die beiden Aussagen „Diese Aussage bezieht sich auf sich selbst“ und „Diese Aussage bezieht sich nicht auf sich selbst“ *keine* einander widersprechen, da (genau wie im Lügnerparadoxon) ihre Subjekte sich radikal unterscheiden; jedes bezieht sich auf die Aussage, in der es vorkommt, und nicht auf die andere. Obwohl die positive Version also widerspruchsfreier erscheinen mag als die negative und daher *im Extremfall vorzuziehen wäre* , sind beide in Wirklichkeit grundlegend fehlerhaft, da (genau wie im Lügnerparadoxon) keine von ihnen ein Gegenstück *besitzt* . Ohne die logische Möglichkeit, einen Diskurs zu negieren, lässt sich nicht beurteilen, ob er richtig oder falsch ist.[129]

---

129 Ein weiterer Einwand (der mir tatsächlich von einem Leser vorgebracht wurde) betrifft Aussagen wie „Diese Aussage hat fünf Wörter“ und „Diese Aussage hat sechs Wörter“ – obwohl sie das Demonstrativpronomen „diese“ enthalten, erscheint die erste wahr und die zweite falsch! Dem könnte man entgegenhalten, dass die Aussagen „Diese Aussage hat fünf Wörter“ und „Diese Aussage hat keine fünf Wörter“ zwar gegensätzliche Bedeutungen zu haben scheinen, aber nicht widersprüchlich sein können, da beide wahr erscheinen. Vergleichen wir auch: „Diese Aussage hat fünf Wörter“ und „Diese Aussage hat fünf Wörter“ – die erste ist wahr, die zweite falsch, obwohl beide im Wesentlichen dasselbe *bedeuten* . Offensichtlich ist das Verhalten dieser Aussagen alles andere als normal, da es ungewöhnlich stark von ihrer Formulierung abhängt. Wir erfassen zunächst die Aussage, zählen die Wörter und prüfen dann, ob diese Zahl mit der vorgegebenen

f. Kurz nach den vorangegangenen Überlegungen stieß ich auf ein weiteres interessantes Beispiel paradoxer Selbstreferenz, nämlich „Gehorche mir nicht!“. [130]Dies beinhaltet das Dilemma: *Wenn ich gehorche, gehorche ich nicht, und wenn ich nicht gehorche, gehorche ich* . Um dieses Paradoxon aufzulösen, müssen wir die Aussage zunächst präziser formulieren, etwa: „Du musst diesem Befehl nicht gehorchen!“ Wir können den Knoten dann entwirren, indem wir erkennen, dass der Befehl zwar *äußerlich imperativ formuliert ist, innerlich aber inhaltsleer* . Er definiert keine konkrete Handlung, die ausgeführt oder unterlassen werden soll. Wollten wir ihm gehorchen oder nicht gehorchen, wüssten wir nicht, was wir tun oder unterlassen sollen! Es ist daher ein Befehl, dem weder gehorcht noch nicht gehorcht werden kann. Das Nachdenken über diesen Fall führte mich zu dem, was ich heute für den entscheidenden Trumpf halte, der die Lösung des Lügnerparadoxons überzeugend abschließt, auch wenn die vorhergehenden Überlegungen weiterhin relevant bleiben.
Mir wurde klar, dass dies genau das Problem des Lügnerparadoxons ist. Es besagt: „Diese Aussage ist falsch“ – aber *es sagt uns nichts über die Welt, was als wahr oder falsch beurteilt werden könnte* . Eine Aussage ist eine

---

übereinstimmt: Wenn ja, gilt die Aussage als „wahr“, wenn nein, als „falsch“. Gleichzeitig müssen wir jedoch die wechselnde Bedeutung des Demonstrativpronomens „dies“ im Auge behalten, was die Angelegenheit, wie bereits erläutert, verkompliziert. Zudem müssen wir in diesem speziellen Kontext auf die Wirkung der Wortwahl achten. Die Kneales führen „Was ich jetzt sage, ist ein englischer Satz“ als Beispiel für eine „harmlose Selbstreferenz“ an (S. 228).

130 Ich habe dieses Beispiel in Robert Maggioris *La philosophie au jour le jour* (Paris: Flammarion, 1994) gefunden; der Autor gibt nicht an, ob es seine eigene Erfindung oder die eines anderen ist (S. 438).

Behauptung über die Welt. Wenn die Aussage keine solche Behauptung aufstellt, wenn sie nichts „aussagt“, kann sie logisch nicht als wahr oder falsch bewertet werden. Wenn sie sich auf nichts bezieht – sei es physisch, mental oder spirituell, perzeptuell, intuitiv oder begrifflich –, hat sie keine Bedeutung. Eine bedeutungslose Aussage kann nicht als Aussage gelten. Die Attribute „wahr“ oder „falsch“ sind keine gewöhnlichen Prädikate wie „weiß“ oder „schwarz“, die jedem beliebigen Subjekt zugeordnet und dann als wahr oder falsch beurteilt werden können. Die Attribute „wahr“ oder „falsch“ erfordern eine präzise Behauptung, bevor sie überhaupt verwendet werden können.

Die Richtigkeit dieser Erklärung lässt sich anhand der in der Logik verwendeten Aussagenformen verdeutlichen. Nehmen wir beispielsweise „Alle X sind Y“. Eine solche Aussagenform kann nicht als wahr oder falsch beurteilt werden, da sie offensichtlich keinen Inhalt besitzt. Erst wenn einer solchen Abstraktion ein konkreter Inhalt zugeschrieben wird, wie etwa „Alle Menschen sind sterblich“, können wir beginnen zu fragen, ob sie wahr oder falsch ist. Eine Aussagenform ist zu vage, um als Aussage zu gelten. Sie sagt uns nichts über die Welt, außer dass sie impliziert, dass es konkrete Aussagen dieser Form gibt (oder dass es sie geben könnte). So wie wir einem inhaltslosen Imperativ weder gehorchen noch ihn missachten können, so können wir auch einen rein formalen Ausdruck nicht als wahr oder falsch beurteilen.

Dasselbe gilt für das Lügnerparadoxon: Wie eine formale Aussage hat es keinen konkreten Inhalt und kann daher nicht als wahr oder falsch beurteilt werden. Das Lügnerparadoxon hat unter anderem deshalb keinen Inhalt, weil sein Subjekt selbstreferenziell ist („diese Aussage“). Tatsächlich aber hätte es auch dann nicht genügend Inhalt *, wenn sein Subjekt*

nicht selbstreferenziell wäre . Denn sein Prädikat „falsch“ (und ebenso sein Gegenteil „wahr“) ist kein gewöhnliches Prädikat, sondern eher ein formales. Es kann nur verwendet werden, wenn bereits ein anderes, konkreteres Prädikat für das betreffende Subjekt vorgeschlagen wurde. Beispielsweise könnte „diese Aussage ist interessant“ als wahr oder falsch beurteilt werden (wenn sie nicht selbstreferenziell wäre), weil sie bereits ein Prädikat hat (nämlich „interessant“). Das Problem beim Lügnerparadoxon besteht also nicht nur in der darin enthaltenen Selbstreferenz, sondern auch im Fehlen eines konkreteren Prädikats als dem logischen Prädikat „falsch“ (oder „wahr“).

All dies verdeutlicht, dass die „Denkgesetze“ keine Axiome im Sinne von grundlegenden Prämissen des Erkenntnisprozesses sind, aus denen wir mechanisch weitere Prämissen ableiten. Vielmehr bezeichnet der Ausdruck „Denkgesetze“ wiederkehrende Erkenntnisse, die uns zwar intellektuelle Orientierung bieten, aber nicht allein das Ergebnis bestimmen können. Der nach Erkenntnis strebende Mensch, insbesondere der Logiker, wird durch die Offensichtlichkeit oder Absurdität einer Situation dazu *angeregt* , nach kreativen Lösungen für Probleme zu suchen. Er oder sie muss dennoch mögliche Lösungen in Betracht ziehen und diese überprüfen.

2. Das Russell-Paradoxon (Neuauflage)

Logik hilft uns, verstreute, konkrete Wahrnehmungen in geordnete, abstrakte Konzepte zu verwandeln. Menschliches Wissen, oder Meinung, basiert auf Erfahrung, Vorstellungskraft und rationaler Einsicht. Letztere ist eine Art von „Erfahrung“ im weiteren Sinne, eine

nicht-phänomenale Erfahrung, man könnte sie logische „Intuition“ nennen. Aus diesem Grund wurde die Vernunft von den Alten, sowohl im Westen als auch im Osten, als „sechster Sinn“ oder „gesunder Menschenverstand“ bezeichnet, also als das Sinnesorgan, das die anderen fünf Sinne miteinander verbindet, jene Sinne, die uns in empirischen Kontakt mit phänomenaler Erfahrung bringen: Farben, Formen, Klänge, Gerüche, Geschmäcker, Tastsinn usw., ob sie nun physisch wahrgenommen oder mental vorgestellt werden. Die fünf Sinne ohne den sechsten ergeben chaotischen Unsinn (sie sind sinnlos, man kann ihnen keinen Sinn geben); und umgekehrt ist der sechste Sinn ohne die anderen fünf nutzlos, weil er keine Grundlage für rationale Einsichten hat. Die Vorstellungskraft ordnet vergangene Erfahrungsdaten und Schlussfolgerungen neu und ermöglicht so die Bildung neuer Ideen und Theorien, die später anhand weiterer Erfahrungen und Schlussfolgerungen überprüft werden.

Elemente der Klassenlogik . Die Logik entwickelte sich ursprünglich als Wissenschaft vor allem mit Bezug auf den natürlichen Diskurs, woraus das entstand, was wir heute Prädikatenlogik nennen. Im natürlichen menschlichen Diskurs denken und diskutieren wir (Sie und ich und alle anderen) routinemäßig über Dinge, die wir wahrgenommen oder schließlich erfasst haben, mithilfe kategorischer Aussagen, die ein Subjekt (z. B. S) und ein Prädikat (z. B. P) beinhalten, die durch die Kopula „ist“ miteinander verbunden sind. Solche Aussagen haben die Form „S ist P“, wobei S im Singular oder Plural stehen kann, im letzteren Fall allgemein (oder universell) oder partikular, positiv oder

negativ und darüber hinaus verschiedene Modalitätsmodi und -kategorien umfassen kann [131].

Eine Aussage der Form „S ist P“ ist eigentlich eine doppelte Prädikation – sie besagt, dass etwas, das S ist, auch P ist; somit sind S und P beides Prädikate, wobei dem Subjekt S Vorrang eingeräumt wird, um das Prädikat P auf dieses zu übertragen [132]. S bezieht sich primär auf ein oder mehrere konkrete Phänomene (seien sie physischer, mentaler oder spiritueller Natur), also eine einzelne Entität oder eine Menge von Entitäten, und P auf eine ihrer Eigenschaften. Beispielsweise sind „John ist ein Mann“ und „Alle Menschen sind menschliche Wesen“ jeweils eine Prädikation im Singular (über einen Mann, John) bzw. im Plural (über alle Menschen).

Darüber hinaus kann im natürlichen Diskurs das Subjekt unserer Gedanken ein Prädikat *als solches sein* , also ein Prädikat in seiner Eigenschaft als Prädikat; ein Beispiel dafür ist: „‚Männer‘ kann Subjekt oder Prädikat eines Satzes sein.“ Letzteres kommt im spezifisch philosophischen (oder logischen oder linguistischen) Diskurs vor; beispielsweise im vorliegenden Essay.

Logiker aller Zeiten, insbesondere in der Neuzeit, empfanden die natürliche Sprache als unzureichend und entwickelten daher nach und nach eine künstlichere Sprache: die der

---

131 Die Einzelheiten dieser Unterscheidungen brauchen wir hier nicht weiter auszuführen, da sie allgemein bekannt sind. Es gibt auch viele feine Unterschiede zwischen verschiedenen Arten von Termen, die in Sätzen als Subjekte oder Prädikate auftreten können; wir wollen es aber einfach halten.

132 Der Begriff „Prädikation“ bezieht sich auf die Kopula und das Prädikat zusammen, als ob es sich um eine Handlung des Sprechers (oder eine Aussage) in Bezug auf das Subjekt handelte.

Klassen [133]. Diese Sprache entspricht der natürlichen Sprache, ist aber abstrakter und beschreibender, um philosophische (oder logische oder linguistische) Diskurse zu erleichtern und präziser zu gestalten. Anstatt „Dieses S *ist* P“ zu sagen, sagt man in dieser Sprache „Dieses S *ist ein Element (oder eine Instanz) von* P“ (beachten Sie die Verlängerung der Kopula von „ist“ zu „ist ein Element (oder eine Instanz) von“). Symbolisiert „dieses S“ ein konkretes Individuum, so wird „P“ hier als „ *Klasse “ bezeichnet; symbolisiert „dieses S“ hingegen eine abstrakte Klasse, so wird „P“ hier als „ Klasse von Klassen “* bezeichnet .
Eine Klasse ist demnach eine Abstraktion, ein gedankliches Konstrukt, in dem wir konkrete Dinge (seien sie physischer, mentaler oder spiritueller Natur) bildlich gruppieren. Obwohl wir Dinge gedanklich vorübergehend einordnen können, ohne ihnen einen Namen zu geben, benennen wir Klassen normalerweise (d. h. wir weisen ihnen ein eindeutiges Wort oder eine Phrase zu), da dies das Erinnern und die Kommunikation erleichtert. Benennen ist nicht das Wesen der Klassifizierung, aber es erleichtert die Klassifizierung in größerem Umfang erheblich. Der Name einer Klasse von Dingen steht nicht für sie wie ein Symbol, sondern lenkt unsere Aufmerksamkeit auf sie; er ist also ein Instrument der Intention.

---

133 Die folgende Darstellung der Klassenlogik basiert auf meiner Präsentation in „ *Future Logic“* , Kapitel 43–45. Das Wort „Klasse“ stammt vom lateinischen „ *classis“* , was so viel wie „zum Militärdienst einberufene Gruppe“ bedeutet (Merriam-Webster). Ich weiß nicht, ob die Alten dieses Wort in seiner logischen Bedeutung oder eine ähnliche Formulierung verwendeten, aber sie dachten mit Sicherheit in Klassenlogik. Beispiele für Klassendenken sind Aristoteles’ Unterscheidung zwischen Arten und Gattungen sowie Porphyrios’ Baum.

Eine Klasse im primären Sinne ist eine Klasse von Dingen im Allgemeinen; eine Klasse im sekundären Sinne ist genauer eine Klasse *von Klassen* . Die Zugehörigkeit ist somit zweierlei Art: die Zugehörigkeit von Nicht-Klassen zu einer Klasse oder die Zugehörigkeit von Klassen zu einer Klasse von Klassen. Alternativ können wir von Klassen erster und zweiter Stufe sprechen, um diese beiden Typen zu unterscheiden. Es gibt keine anderen Klassenordnungen. Wenn wir über konkretere Dinge nachdenken oder sprechen, sprechen wir in der Prädikatenlogik erster Stufe; wenn wir über Klassen erster Stufe nachdenken oder sprechen, sprechen wir in der Prädikatenlogik zweiter Stufe, und Letzteres gilt auch für Klassen zweiter Stufe, da diese ja schließlich auch Klassen sind. Die beiden Klassenordnungen sollten nicht mit der Hierarchie der Klassen innerhalb jeder Ordnung verwechselt werden.

Die Beziehung zwischen Klassen von Klassen und Klassen im Allgemeinen ist analog zur Beziehung zwischen Klassen und Konkreten; es handelt sich um eine Subsumtionsbeziehung. Wenn eine niedrigere (d. h. Klasse erster Ordnung) Mitglied einer höheren (d. h. Klasse zweiter Ordnung) ist, folgt daraus *nicht* , dass die Mitglieder der niedrigeren Klasse auch Mitglieder der höheren Klasse sind; im Gegenteil, wenn sie Mitglieder der einen sind, sind sie sicherlich nicht Mitglieder der anderen. So sind beispielsweise Sie und ich zwar Mitglieder der Klasse „Männer“, weil wir Männer sind, aber wir sind nicht Mitglieder der Klasse „Klassen von Männern“, weil wir keine „Männer“ sind. Auch die Klasse „Männer“ ist kein einzelner Mann, sondern Mitglied der Klasse „Klassen von Männern“. Die Mitglieder der Klasse „Klassen von Männern“ (oder kürzer „Männerklassen“), die eine Klasse von Klassen ist, sind neben der breiten Klasse „Männer“ die

engeren Klassen „Gärtner“, „Ingenieure“, „Gelehrte“, „Neurotiker“ usw.[134]
Hierarchisierung hingegen bezeichnet Klassen *innerhalb einer gegebenen Ordnung* , die Instanzen nicht nur durch teilweise Überlappung, sondern so gemeinsam haben, dass alle Mitglieder der einen Klasse auch Mitglieder der anderen sind (und in einigen, aber nicht allen Fällen umgekehrt). Da beispielsweise alle Menschen Tiere sind, aber nicht alle Tiere Menschen, ist die Klasse „Männer“ *eine Unterklasse (oder Spezies)* der Klasse „Tiere“, und die Klasse „Tiere“ ist eine Unterklasse der anderen. ist *eine Oberklasse (oder Gattung)* der Klasse „Männer“. Wenn zwei Klassen genau dieselben Instanzen aufweisen, nicht mehr und nicht weniger, spricht man von *koextensiven* Klassen (eine Klasse, die in einem bestimmten Kontext sowohl als Art als auch als Gattung dient, wird als *sui generis bezeichnet*). Wenn zwei Klassen lediglich einige Instanzen gemeinsam haben, spricht man von sich *überschneidenden (oder überlappenden)* Klassen, die jedoch nicht hierarchisch geordnet sind (z. B. „Gärtner“ und „Ingenieure“). Wenn zwei Klassen derselben Ordnung keine gemeinsamen Instanzen aufweisen, spricht man von *sich gegenseitig ausschließenden* Klassen.

---

134 Beachten Sie, dass das Wort „Männer“ ohne Anführungszeichen ein *Prädikat bezeichnet* . Um auf die entsprechende *Klasse zu verweisen* , sagen wir „die Klasse der Männer“ oder „die Klasse Männer“. Schriftlich können wir dies mit oder ohne Anführungszeichen schreiben oder einfach „Männer“ in Anführungszeichen. Bei Klassen von Klassen sagen wir „die Klasse der Klassen von Männern“ oder „die Klasse der Männer-Klassen“ oder „die Klasse Männer-Klassen“. Auch hier können wir dies mit oder ohne Anführungszeichen schreiben oder einfach „Klassen von Männern“ oder „Männer-Klassen“ in Anführungszeichen.

Es ist wichtig, den Unterschied zwischen Hierarchie und Ordnung zu verstehen und zu beachten. Da wir Menschen Menschen sind, gehört jeder von uns zur Klasse „Menschen“; dies ist die Subsumtion ihrer konkreten Instanzen durch eine Klasse erster Ordnung. Da alle Menschen Tiere sind, ist die Klasse „Menschen“ eine Unterklasse der Klasse „Tiere“; dies ist eine Hierarchie zwischen zwei Klassen erster Ordnung. Da „Menschen“ eine Klasse von Tieren sind, gehören sie zur Klasse „Tierklassen“ (oder „Tier-Klassen“); dies ist die Subsumtion ihrer Instanzen erster Ordnung (d. h. bloßer Klassen) durch eine Klasse zweiter Ordnung (d. h. eine Klasse von Klassen). Da alle „Menschenklassen“ „Tierklassen“ sind, ist die Klasse „Menschenklassen“ eine Unterklasse der Klasse „Tier-Klassen“; dies ist eine Hierarchie zwischen zwei Klassen zweiter Ordnung, d. h. zwischen zwei Klassen von Klassen. Die Beziehung zwischen Klassen erster und zweiter Ordnung ist niemals eine hierarchische, sondern immer eine subsumtive. Das heißt, die ersteren sind immer Mitglieder (Instanzen) der letzteren, niemals Unterklassen. Hierarchien treten nur zwischen Klassen derselben Ordnung auf.

In der Klassenlogik müssen wir daher zwei Existenzebenen betrachten. Auf der untersten Ebene befindet sich die relativ objektive Ebene der empirischen Phänomene (seien diese physischer, mentaler oder spiritueller Natur). Darüber, in unserem Bewusstsein angesiedelt, liegt die relativ subjektive Ebene der Ideen (die zwar als substanzlos gelten, aber phänomenale Aspekte besitzen – nämlich mentale oder physische Bilder, gesprochene oder geschriebene Worte und die Intentionen solcher Zeichen). Diese Ebene umfasst Ideen über empirische Phänomene und Ideen über solche Ideen. Klassen werden entwickelt, um unser Studium empirischer Phänomene zu erleichtern, und Klassen von Klassen werden

wiederum entwickelt, um unser Studium von Klassen zu erleichtern – denn Klassen (einschließlich Klassen von Klassen) sind selbstverständlich auch empirische Phänomene. Die Klassifizierung ist eine menschliche Erfindung, die der kognitiven Ordnung der Dinge dient, die wir mit unseren Sinnen, unserer Vorstellungskraft oder unserer introspektiven Intuition wahrnehmen. Obwohl Klassen Produkte des Geistes sind, bedeutet dies nicht, dass sie willkürlich sind – sie werden mithilfe unserer Vernunft, also mithilfe der Logik, gebildet, organisiert und kontrolliert.
Damit eine Klasse als solche gilt, muss sie mindestens ein Element besitzen (in diesem Fall ist das einzige Element „einzigartig“). Üblicherweise hat eine Klasse zwei oder mehr Elemente, ja sogar unzählige. Eine Klasse ist endlich, wenn sie eine bestimmte Anzahl von Instanzen umfasst; ist die Anzahl der Instanzen schwer zu bestimmen, spricht man von einer offenen Klasse (also unendlich oder zumindest unbestimmt). Die Instanzen einer Klasse zeichnen sich durch eine gemeinsame, charakteristische Eigenschaft aus; die Klasse wird durch diese Eigenschaft definiert (die natürlich eine komplexe Kombination vieler Eigenschaften sein kann). Eine Klasse ohne Instanzen wird als Nullklasse (oder leere Klasse) bezeichnet; dies bedeutet, dass ihre definierende Eigenschaft als fiktiv gilt, sodass sie streng genommen keine Klasse ist.
Daher ist der Begriff „Klasse“ etwas mehrdeutig, da er sich sowohl auf eine Klasse erster Ordnung (eine Klasse von Nicht-Klassen, also von Dingen, die keine Klassen sind) als auch auf eine Klasse zweiter Ordnung (eine Klasse von Klassen, also ein mentales Konstrukt, das zwei oder mehr solcher mentalen Konstrukte zusammenfasst) beziehen kann. Eine Klasse (erster Ordnung) ist nicht und kann auch gar keine Klasse von Klassen (also keine Klasse zweiter

Ordnung) sein. Es gibt natürlich die Klasse der „Nicht-Klassen“; ihre Instanzen sind im Wesentlichen alle konkreten Dinge, die selbst keine Klassen sind; beispielsweise sind Sie und ich Nicht-Klassen. „Nicht-Klassen“ ist lediglich eine Klasse, keine Klasse von Klassen, da sie keine Klassen umfasst. Daher kann man sagen, dass „Nicht-Klassen“ eine Klasse erster Ordnung sind, aber sie qualifiziert sich nicht als Klasse zweiter Ordnung.[135]

Der Bereich der Klassen von Klassen ist als Studiengegenstand im Vergleich zum Bereich der bloßen Klassen sehr begrenzt. Denn welche Unterscheidungen lassen sich zwischen Klassen treffen? Nicht viele. Wir können zwischen Klassen und Klassen von Klassen, zwischen endlichen und offenen Klassen, zwischen positiven

---

135 Es ist zu beachten, dass sich positive Begriffe zwar relativ leicht in die Sprache der Klassenlogik übersetzen lassen, negative Begriffe jedoch eine echte Schwierigkeit darstellen. Beispielsweise bezieht sich der Begriff „Männer“ ausschließlich auf Nicht-Klassen, während sein striktes Gegenteil, der Begriff „Nicht-Männer“ im weitesten Sinne, sowohl Nicht-Klassen (d. h. konkrete Dinge außer Menschen) als auch Klassen (d. h. abstraktere Dinge) umfasst. Ebenso bezieht sich der Begriff „endliche Klassen“ ausschließlich auf Klassen, während sein striktes Gegenteil, der Begriff „unendliche Klassen“ im weitesten Sinne, sowohl offene Klassen (Abstrakte) als auch Nicht-Klassen (Konkrete) umfasst. Daher müssen wir aus Gründen der Konsistenz anerkennen, dass einige Begriffe sowohl Nicht-Klassen als auch Klassen (einschließlich Klassen von Klassen) abdecken. Praktisch bedeutet dies, dass wir *Disjunktionen verwenden müssen* , die die impliziten Alternativen offenlegen. Dies verkompliziert die Klassenlogik natürlich erheblich.

und negativen Klassen [136]und vielleicht noch einiges mehr unterscheiden, aber nicht viel mehr.

Ein scheinbares Doppelparadoxon . Bertrand Russell (Großbritannien, 1872–1970) schlug eine Unterscheidung zwischen „einer Klasse, die Element von sich selbst ist“ und „einer Klasse, die kein Element von sich selbst ist“ vor. Obwohl jede Klasse notwendigerweise mit sich selbst koextensiv ist (und in diesem Sinne in sich selbst enthalten ist), folgt daraus nicht, dass jede Klasse Element von sich selbst ist (offensichtlich sind manche es, manche nicht). Eine solche Unterscheidung lässt sich anhand überzeugender Beispiele belegen. So ist die Klasse „positive Klassen“ Element von sich selbst, da sie durch eine positive Eigenschaft definiert ist; wohingegen die Klasse „negative Klassen“ kein Element von sich selbst ist, da sie ebenfalls positiv definiert ist (wenn auch mit allgemeinem Bezug auf die Negation). Auch die Klasse „endliche Klassen“ ist kein Element von sich selbst, da sie unzählige Elemente besitzt; wohingegen die Klasse „offene Klassen“ Element von sich selbst ist, da auch sie unzählige Elemente besitzt.
Wie verhält es sich mit der Klasse „Klassen“ – ist sie Element von sich selbst oder nicht? Da „Klassen“ eine Klasse ist, muss sie Element von „Klassen“ sein – also von sich selbst. Dies wird gesagt, ohne die Unterscheidung zwischen Klassen erster und zweiter Ordnung zu berücksichtigen. Stellt man die Frage genauer, ist die Antwort differenzierter. Die Klasse „Klassen erster Ordnung“ ist eine Klasse von Klassen und keine bloße

---

136 Positive Klassen werden durch eine positive Eigenschaft definiert, negative Klassen durch eine negative. Beispielsweise wird „Männer“ in Bezug auf vernunftbegabte Tiere (positiv) definiert, während „Junggesellen“ in Bezug auf noch nicht verheiratete Männer (negativ) definiert werden.

Klasse. Daher kann sie nicht Element von sich selbst sein, sondern nur Element von „Klassen zweiter Ordnung“; die Elemente der „Klassen erster Ordnung“ sind allesamt bloße Klassen. Da die Klasse „Klassen zweiter Ordnung“ hingegen eine Klasse von Klassen ist, ist sie Element von sich selbst, also Element von „Klassen zweiter Ordnung“. Somit umfasst die Klasse „Klassen zweiter Ordnung“ sowohl sich selbst als auch die Klasse „Klassen erster Ordnung“. Wenn wir also sagen, dass die umfassendere Klasse „Klassen“ Element von sich selbst ist, meinen wir genauer, dass sie Element der engeren Klasse „Klassen von Klassen“ ist. Die Klasse der „Nicht-Klassen“ ist, da sie eine Klasse und keine Nicht-Klasse ist, kein Element von sich selbst. Man beachte jedoch, dass Russells Paradoxon nicht zwischen Klassen erster und zweiter Ordnung unterscheidet, sondern sich unterschiedslos auf „Klassen“ konzentriert.

Russell fragte, **ob die Klasse „aller Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ Mitglied ihrer selbst sei oder nicht** . Logisch schien es unmöglich, diese Frage zu beantworten, da in beiden Fällen ein Widerspruch entstand. Denn wenn die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst *sind“ kein* Mitglied der Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ ist, dann ist sie tatsächlich Mitglied von „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ (also von sich selbst); und wenn die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ Mitglied von „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ *ist* , dann ist sie auch Mitglied von „Klassen, die Mitglieder ihrer selbst sind“ (also von ihrem Widerspruch). Dies erschien wie ein verblüffendes doppeltes Paradoxon.

Die Lösung des Problems . Das Streben nach Erkenntnis ist ein menschliches Unterfangen und beruht daher auf Versuch und Irrtum. Erkenntnis ist viel eher induktiv als deduktiv;

Deduktion ist lediglich eines der Werkzeuge der Induktion. Es gibt absolute Wahrheiten im menschlichen Wissen, aber sie sind selten. Wenn wir eine Theorie formulieren, handelt es sich im Wesentlichen immer um eine Hypothese, die später revidiert oder verworfen werden muss. Solange sie nützlich und schlüssig erscheint und dies besser tut als jede konkurrierende Theorie, übernehmen wir sie; sollte sie sich jedoch als durch Fakten widerlegt erweisen oder zu einem Widerspruch führen, sind wir verpflichtet, sie entweder neu zu formulieren oder zu verwerfen. Dies ist das Prinzip der Induktion. Stoßen wir auf einen Widerspruch, müssen wir unsere Prämissen überprüfen und sie gegebenenfalls anpassen. Da unser Verständnis der Klassenlogik durch das Russell-Paradoxon als fehlerhaft erscheint, müssen wir zurückgehen und herausfinden, wo genau wir einen Fehler gemacht haben. Lassen Sie uns also unsere Schritte sorgfältig nachvollziehen. Wir haben eine Klasse und die Zugehörigkeit zu einer Klasse definiert, indem wir Prädikation in Klassifizierung umgewandelt haben, und sagten im Wesentlichen:

> Wenn etwas X ist, dann ist es ein Element der Klasse 'X' und kein Element der Klasse 'nonX'.
>
> Wenn etwas nicht X ist, dann ist es kein Element der Klasse 'X', sondern ein Element der Klasse 'nonX'.

Woher stammt diese Definition? Sie ist keine absolute Größe, die uns kognitiv aufgezwungen wurde. Wir haben sie selbst erfunden – sie war eine Konvention, mit deren Hilfe wir die Idee von Klassen und ihrer Zugehörigkeit entwickelten. Erkenntnis kann durchaus ohne diese Idee gewonnen werden, und das geschah über Jahrtausende und geschieht weiterhin im Denken vieler Menschen. Es ist eine Idee mit Geschichte, die von Logikern relativ neueren Datums in das Repertoire der Denktechniken aufgenommen

wurde. Diese Logiker beobachteten, wie sie selbst und andere mithilfe von Klassifikation argumentierten, und erkannten, dass dies ein nützliches Hilfsmittel ist, das sich von der Prädikation unterscheidet, aber dennoch auf ihr basiert. Daher schlugen sie die obige Definition formell vor und untersuchten die Angelegenheit eingehender, um ihren Nutzen zu maximieren. Die „Logik der Klassen" oder „Klassenlogik" war geboren.

Irgendwann erkannte der Logiker Bertrand Russell jedoch, dass unserer Klassifikationskonzeption ein inhärenter Widerspruch zugrunde lag, der das gesamte Gebäude der Klassenlogik ernsthaft infrage stellte. Dies war die Entdeckung des nach ihm benannten Paradoxons. Es war eine bedeutende Erkenntnis, denn nichts ist für die Wissensentwicklung, insbesondere für die Entwicklung der formalen Logik, wichtiger als die Wahrung der Konsistenz. Jede Entdeckung eines Widerspruchs regt dazu an, unser Wissen zu verfeinern und zu perfektionieren. Russell gebührt für diese Erkenntnis große Anerkennung, auch wenn es ihm schwerfiel, das Paradoxon vollständig überzeugend aufzulösen. Versuchen wir hier, es besser zu machen, indem wir die Denkprozesse der Klassifikation tiefergehend untersuchen als er. Was genau ist Klassifikation?

Betrachten wir unsere obige Definition einer Klasse „X" und die Zugehörigkeit von Dingen zu dieser Klasse aufgrund ihrer Eigenschaft als X genauer, so stellt sich die Frage: Was bewirkt diese Definition konkret? Ersetzen wir lediglich die Kopula „ist" durch „ist Mitglied von" und das Prädikat X durch die Klasse „X"? In diesem Fall ist die Definition sinnlos – denn es ist offensichtlich, dass die Änderung *des Namens* einer Relation oder eines Terms nichts an deren Bedeutung ändert. Wörter sind für Wissen nebensächlich; entscheidend ist ihre zugrundeliegende Intention, ihre

Bedeutung. Ändern sich die Wörter, nicht aber die Bedeutung, hat sich nichts Wesentliches geändert. Nein, wir ändern hier nicht einfach nur die verwendeten Wörter – wir schlagen ein mentales Bild vor.

Unsere Vorstellung von Klassifizierung ist die von *mentalen Einheiten,* sogenannten Klassen, in denen Dinge, die nicht zu einer Klasse gehören (oder zu kleineren Klassen, im Falle von Klassen von Klassen), *bildlich zusammengefasst und enthalten sind* . Wenn wir von Dingen sagen, dass sie zur Klasse „X“ gehören, meinen wir, dass Klasse „X“ eine Art Kiste ist, *in* der diese Dinge mithilfe unserer Vorstellungskraft (zu einem bestimmten Zeitpunkt, sei es vorübergehend oder dauerhaft) gespeichert werden. Das heißt, unsere „Definition“ von Klassifizierung ist eigentlich eine formale Konvention, die dazu dient, dieses Bild zu etablieren. Was sie wirklich bedeutet, ist Folgendes:

> Wenn etwas X ist, dann gehört es *zur* Klasse 'X' und *nicht* zur Klasse 'nonX'.
>
> Wenn etwas nicht X ist, dann gehört es nicht zur Klasse 'X', sondern zur Klasse 'nonX'.

Offensichtlich sind „sein“ und „in“ etwas anderem „sein“ *nicht dasselbe* . Unsere übliche Definition (d. h. die allgemeine Übereinkunft) besagt, dass, wenn X etwas zugeschrieben wird, wir dieses Etwas als von der mentalen Entität „Klasse X“ enthalten betrachten können. Diese Definition ist jedoch nicht absolut; sie besagt nicht, dass die Zuschreibung von X *natürlich und notwendigerweise* die Zugehörigkeit zur Klasse X impliziert. Denn die gesamte Idee der Klassifizierung und damit auch diese Definition dessen, was eine Klasse ausmacht und wer dazu gehört, ist eine menschliche Erfindung. Diese Erfindung mag sehr nützlich sein – und ist es in der Tat –, aber sie unterliegt den Naturgesetzen. Wenn wir feststellen, dass unsere Auffassung,

also unsere Definition, zwangsläufig zu einem Widerspruch führt, müssen wir unsere Definition so anpassen, dass ein solcher Widerspruch nicht mehr auftreten kann. So argumentieren und handeln wir in allen ähnlichen Situationen.

Wie wir gleich zeigen werden, ist der Widerspruch eine Folge der soeben erwähnten definierenden Implikation, weshalb wir diese Implikation modifizieren müssen. Das heißt, wir müssen ihr Grenzen setzen. Natürlich können wir nicht einfach vage behaupten, sie habe Grenzen; wir müssen diese Grenzen präzise definieren, damit der praktische Wert unseres Klassifikationsbegriffs wiederhergestellt wird. Dies gelingt uns, indem wir erkennen, dass unsere Definition von Klassifikation, die sich auf das „Sein in“ etwas anderem bezieht, bedeutet, dass *die Klassenlogik als mit der geometrischen Logik verwandt verstanden wird* . Dies wird deutlich, wenn wir bedenken, dass wir Klassen oft als geometrische Figuren (insbesondere Kreise) und ihre Elemente als Punkte innerhalb dieser Figuren darstellen. Diese Praxis ist kein Zufall, sondern gehört zum Wesen unserer Klassifikationsvorstellung. Klassifikation bedeutet, sich vorzustellen, dass wir bestimmte Elemente, die durch eine gemeinsame und zugleich distinktive Eigenschaft identifiziert werden, in einen beschrifteten Behälter einordnen [137].

Betrachten wir nun das Konzept der Selbstzugehörigkeit im Lichte dieser Überlegungen. Was ist die Idee der Selbstzugehörigkeit? Sie ist die Annahme, dass eine Klasse Mitglied von sich selbst sein kann. Aber ist diese Vorstellung wirklich denkbar? Wenn wir die Klassenlogik einmal beiseitelassen und die Frage geometrisch-logisch neu

---

137 Dies ist eine bildliche Darstellung, ein analoges Bild, das nicht wörtlich zu nehmen ist.

formulieren, erkennen wir ihre Absurdität. Kann ein Behälter sich selbst enthalten? Natürlich nicht. Es gibt kein bekanntes Beispiel eines Behälters, der sich selbst in der physischen Welt enthält; und wir können uns einen solchen Behälter nicht einmal visuell vorstellen. Die Idee der Selbstenthaltenheit hat also keine empirische Grundlage, nicht einmal im mentalen Bereich. Sie ist lediglich eine phantasievolle Wortverbindung ohne Erfahrungsgrundlage. Aus diesem Grund erscheint uns die Idee unlogisch, und wir können getrost als universelles und ewiges „Axiom" annehmen, dass Selbstenthaltenheit unmöglich ist. Ein sinnloser Begriff wie „die Menge aller Mengen" ist notwendigerweise ein leerer Begriff. Wir sind nicht gezwungen, dies zu akzeptieren, logisch gesehen ist es uns sogar verboten; wir können nur konsequent von „der Gesamtheit aller *anderen* Gesamtheiten" sprechen [138].

Ein Behälter ist natürlich immer mit sich selbst koextensiv, d. h. er nimmt exakt den Raum ein, den er einnimmt. Doch diese „Koextension" ist weder Enthaltensein noch Selbstenthalten, denn sie betrifft (außer verbal) nicht zwei Dinge, sondern nur eines; es gibt kein „Ko-", es ist lediglich einmalig erweitert. Wir sprechen von Enthaltensein, wenn ein kleineres Objekt in ein größeres passt (oder im Grenzfall, wenn *ein anderes* Objekt gleicher Größe passgenau in ein bestimmtes Objekt passt). Der Begriff des Enthaltenseins bezieht sich auf zwei Objekte, nicht auf eines. Es müssen zwei verschiedene Objekte sein; es genügt nicht, dasselbe Objekt auf zwei Arten zu bezeichnen. Sich „Selbstenthalten"

---

138 Um ein konkretes Beispiel zu geben: Ein Beutel mit Murmeln (weder allein noch, noch schlimmer, mit den Murmeln darin) kann nicht in sich selbst zurückgesteckt werden, auch wenn der Beutel als Ganzes, zusammen mit seinem gesamten Inhalt, wie eine Murmel herumgerollt werden kann und somit als Murmel bezeichnet werden kann.

vorzustellen bedeutet, sich vorzustellen, dass ein ganzes Objekt irgendwie in sich selbst als kleineres Objekt passen kann (oder dass es irgendwie zu zweien werden kann, wobei eines der beiden im anderen enthalten ist). Das ist *unhaltbar* . Ein Ganzes kann nicht Teil (weder vollständig noch teilweise) von sich selbst sein; nichts kann gleichzeitig Ganzes und Teil sein. Ein einzelnes Ding kann nicht gleichzeitig zwei Dinge sein (egal ob von gleicher oder unterschiedlicher Größe); nichts kann gleichzeitig als zwei Dinge existieren.

Man kann nicht per Konvention festlegen, dass etwas zugleich Ganzes und Teil ist oder dass ein Ding zwei ist. Man kann nichts natürlich Unmögliches vereinbaren. Man kann nur etwas natürlich Mögliches vereinbaren, auch wenn es unnötig ist. Daher ist der Begriff der Selbstenthaltenheit bedeutungslos; er ist zwangsläufig leer, weil er etwas Unmögliches für möglich hält. Selbstenthaltenheit existiert nicht; ein Behälter kann sich niemals selbst enthalten. Wenn dies wahr ist, dann ist es natürlich ebenso wahr, dass keine Klasse sich selbst einschließt, denn (wie wir gesehen haben) ist die Klassifizierung im Wesentlichen eine geometrische Idee. Da ein Behälter sich nicht selbst enthalten kann, folgt daraus, dass die Antwort auf die Frage, ob eine Klasse ein Element von sich selbst sein kann, unzweifelhaft und endgültig lautet: Nein. Denn von einer Klasse zu sagen, sie sei ein Element von sich selbst, bedeutet, dass ein Behälter ein Inhalt von sich selbst sein kann. Genauso wie kein Behälter existiert, der ein Inhalt von sich selbst ist, so *existiert auch keine Klasse, die ein Element von sich selbst ist!*

Dies ist eine revolutionäre Idee für die Klassenlogik. Sie gilt für jede beliebige Klasse, nicht nur für die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“, die zum

Russell-Paradoxon führte. Wir verneinen hier die Möglichkeit der Zugehörigkeit einer Klasse zu sich selbst, nicht aber die Möglichkeit der *Nichtzugehörigkeit* . Wenn wir sagen, dass kein Behälter sich selbst enthält, implizieren wir, dass jeder Behälter sich nicht selbst enthält. Ebenso implizieren wir, wenn wir sagen, dass keine Klasse Mitglied ihrer selbst ist, dass jede Klasse kein Mitglied ihrer selbst ist. Das bedeutet: Wir erkennen zwar den Gegenstand des Russell-Paradoxons an, nämlich die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“, lehnen aber die Vorstellung ab, dass eine solche Klasse *jemals* , auch nur hypothetisch, Mitglied ihrer selbst sein könnte (und somit paradox wäre) – denn wir behaupten, keine Klasse ist jemals Mitglied ihrer selbst.

Wie kann das sein, fragen Sie sich vielleicht? Haben wir nicht bereits anhand von Beispielen gezeigt, dass manche Klassen Elemente ihrer selbst sind? Haben wir uns nicht beispielsweise darauf geeinigt, dass die Klasse „Klassen“, da sie eine Klasse ist, Element der Klasse „Klassen“ sein muss, also ihrer selbst? Wie können wir etwas so Offensichtliches leugnen? Sicherlich werden Sie weiter einwenden: Wenn die Klasse „Klassen, die nicht Elemente ihrer selbst sind“ kein Element ihrer selbst ist, dann ist sie unbestreitbar ein Element ihrer selbst; und wenn sie ein Element ihrer selbst ist, dann ist sie unbestreitbar kein Element ihrer selbst? Um diese berechtigten Fragen zu beantworten, kehren wir zu unserer Definition der Klassifikation und dem, was wir über diese Definition gesagt haben, zurück. Wie ich bereits erwähnte, hat unsere Definition von Klassen und ihrer Zugehörigkeit zu ihnen die Form einer konventionellen Implikation. Sie besagt:

> Etwas ist genau dann ein Element der Klasse 'X', wenn es X ist.

Da diese herkömmliche Implikation unweigerlich zu einem Paradoxon führt, müssen wir sie überarbeiten, d. h. ihren Anwendungsbereich einschränken und die genauen Bedingungen festlegen, unter denen sie „funktioniert“ und wann sie nicht mehr „funktioniert“. Wie wir gesehen haben, liegt das Kernproblem darin, dass sie suggeriert, eine Klasse könne Element von sich selbst sein. Da beispielsweise die Klasse „Klassen“ eine Klasse ist, ist sie Element von „Klassen“; in diesem Beispiel hat die Variable X den Wert „Klasse“ und die Variable „X“ den Wert „Klassen“. Wie wir jedoch gezeigt haben, impliziert die Behauptung, eine Klasse könne Element von sich selbst sein, logisch etwas geometrisch Unmögliches: nämlich, dass ein Container sein eigener Inhalt sein kann. Um das Russell-Paradoxon zu vermeiden, müssen wir also die unerwünschten Konsequenzen unserer Definition verhindern. Angesichts der Tatsache, dass unser Klassifikationsbegriff in seiner jetzigen Form problematisch ist, welche Bedingungen müssen wir festlegen, um ihn so einzugrenzen, dass das Problem gelöst wird?

Die Antwort auf diese Frage lautet: Wenn Subjekt und Prädikat des Antezedens identisch sind, ist der Konsequens nicht mehr impliziert. Das heißt, wenn der Antezedens die Form „Wenn die Klasse 'X' gleich X ist“ hat, folgt der Konsequens „Dann ist die Klasse 'X' ein Element von 'X' (und somit von sich selbst)“ nicht . Dieses „folgt nicht“ ist eine Konvention, ebenso wie das allgemeine „es folgt daraus“. Wir haben hier lediglich eine Grenze gezogen und festgestellt, dass das Konsequens *im Allgemeinen* dem Antezedens folgt, *außer in dem Sonderfall,* dass Subjekt und Prädikat im Antezedens identisch sind (im Sinne von Prädikat X, das auf die Klasse 'X' anwendbar ist, welche selbst auf Prädikat X basiert). Dies ist logisch gesehen ein

durchaus akzeptables Vorgehen. Wenn sich herausstellt, dass eine abgeleitete allgemeine Aussage Ausnahmen aufweist, ist es legitim und sogar geboten, sie weniger allgemein zu fassen und nur so weit einzuschränken, dass diese Ausnahmen berücksichtigt werden.

Da die ursprüngliche Definition von Klassifizierung eine allgemeine Konvention war, ist es durchaus zulässig, sich auf eine etwas engere Konvention zu einigen, sobald sich herausstellt, dass diese Konvention zu einem Widerspruch führt. So gilt zwar in den meisten Fällen weiterhin: Wenn etwas X ist, dann ist es ein Element der Klasse 'X', und genauer gesagt: Wenn eine Klasse (sagen wir 'Y') X ist, dann ist sie (d. h. 'Y') ein Element der Klasse der Klassen 'X' – doch ***im Sonderfall, dass die Klasse, die X ist, die Klasse 'X' ist (d. h. wenn 'Y' = 'X'), können wir nicht weiter sagen, dass sie ein Element von 'X' ist.*** Denn dies hieße zu behaupten, sie sei ein Element von sich selbst, was unmöglich ist, da dies impliziert, dass ein Container sein eigener Inhalt sein kann. Wohlgemerkt, wir leugnen nicht, dass beispielsweise die Klasse 'Klassen' eine Klasse *ist* ; wir leugnen lediglich *die üblicherweise damit verbundene Implikation* , dass die Klasse 'Klassen' ein Element der Klasse 'Klassen' *ist* . Wir können weiterhin fröhlich „ist“ sagen (denn das ist reine Prädikation), aber es ist uns hier nicht erlaubt, aus „ist“ „ist Mitglied von“ zu machen (denn das wäre eine unzulässige Klassifizierung).

Auf diese Weise wird das Russell-Paradoxon verhindert. Das heißt, mit Blick auf die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“: Erstens ist es durchaus zulässig anzunehmen, dass die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ kein Mitglied ihrer selbst ist, da wir (aus der geometrischen Logik) sicher wissen, dass keine Klasse Mitglied ihrer selbst ist. Es ist jedoch *nicht* zulässig zu

behaupten, dass diese Tatsache (d. h., dass sie kein Mitglied ihrer selbst ist) impliziert, dass sie Mitglied ihrer selbst ist, da eine solche Implikation konventionell ausgeschlossen wurde. Zweitens ist es auch *nur* argumentativ unzulässig anzunehmen, dass die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ ein Mitglied ihrer selbst ist, da wir bereits (aus der geometrischen Logik) wissen, dass keine Klasse Mitglied ihrer selbst ist. Daher können wir durch eine solche Annahme nicht beweisen, dass sie kein Mitglied ihrer selbst ist, obwohl dies ohnehin zutrifft.

Wie ersichtlich, beseitigt unsere Korrektur der Definition von Klassifikation – die wir durch die Spezifizierung der spezifischen Situation, in der die entsprechende Implikation nicht anwendbar ist, weniger allgemein als ursprünglich formuliert haben – das Russell-Paradoxon. Wir können sagen, dass die Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ kein Mitglied ihrer selbst ist, aber wir können nicht sagen, dass sie ein Mitglied ihrer selbst ist; somit sind beide Seiten des doppelten Paradoxons blockiert. In der ersten Seite haben wir den Schluss vom Nicht-Mitglied-Sein auf das Mitglied-Sein verhindert; in der zweiten Seite haben wir die Annahme des Mitglied-Seins untersagt, obwohl der Schluss daraus, kein Mitglied zu sein, unschädlich wäre. Demnach lautet die Antwort auf Russells Frage – „Ist die Klasse aller Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind, ein Mitglied ihrer selbst oder nicht?“ –, dass diese Klasse kein Mitglied ihrer selbst ist und dass das Nicht-Mitglied-Sein dieser Klasse sie entgegen dem Anschein nicht zu einem Mitglied ihrer selbst macht, da ohnehin keine Klasse Mitglied ihrer selbst ist.

Es stimmt also zwar, dass die Klasse „Klassen“ eine Klasse ist, aber daraus folgt nicht, dass sie Element von sich selbst ist; die Klasse „Klassen von Klassen“ ist zwar eine Klasse

von Klassen, aber daraus folgt nicht, dass sie Element von sich selbst ist; die Klasse „positive Klassen“ ist zwar eine positive Klasse, aber daraus folgt nicht, dass sie Element von sich selbst ist; die Klasse „offene Klassen“ ist zwar eine offene Klasse, aber daraus folgt nicht, dass sie Element von sich selbst ist; die Klasse „Klassen, die nicht Element von sich selbst sind“ ist zwar eine Klasse, die nicht Element von sich selbst ist, aber daraus folgt nicht, dass sie Element von sich selbst ist. Die Klasse „Klassen, die Element von sich selbst sind“ hat überhaupt keine Elemente. Es sei betont, dass die hier eingeführte Einschränkung der Klassifizierung nur sehr begrenzt anwendbar ist; sie betrifft die Klassenlogik kaum, da sie nur einige wenige Grenzfälle betrifft.

Das Obige ist meines Erachtens die *korrekte und endgültige Lösung* des Russell-Paradoxons. Wir haben die Existenz des Problems, des Russell-Paradoxons, anerkannt. Wir haben die Ursache des Problems diagnostiziert: die Annahme, dass *Selbstzugehörigkeit* möglich ist. Wir haben gezeigt, dass Selbstzugehörigkeit unhaltbar ist, da sie impliziert, dass ein Container sich selbst enthalten kann; dies war kein willkürliches Herumdoktern, wohlgemerkt, sondern ein Appell an die Vernunft. Wir haben eine Lösung für das Problem vorgeschlagen, die es präzise angreift und chirurgisch beseitigt. Unser Mittel bestand darin, die Prädikation von der Klassifikation in allen Fällen *zu entkoppeln* , in denen Selbstzugehörigkeit angenommen wird, und nur in solchen Fällen. Diese Lösung des Problems ist schlichtweg gesunder Menschenverstand und keine Spekulation; sie ist einfach und elegant; sie ist überzeugend und unkompliziert; sie verändert das Konzept der Klassenzugehörigkeit nicht grundlegend, sondern schränkt seine Anwendung nur geringfügig ein; sie führt eine Einschränkung ein, aber eine, die klar umrissen und recht

geringfügig ist. Sie führt nicht zu Kollateralschäden in Bereichen der Klassenlogik oder der Logik im Allgemeinen, die unproblematisch sind, und erfordert daher keine weiteren Anpassungen der Logiklehre. Es ist außerdem anzumerken, dass unsere Lösung nicht auf ein obskures „System“ der modernen symbolischen Logik zurückgreift, sondern vollständig in Alltagssprache und unter Verwendung allgemein bekannter und anerkannter Konzepte und Prozesse entwickelt wurde.

Ein kurzer Blick in die Geschichte . Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Geschichte des Russell-Paradoxons und sehen wir, wie er und einige andere moderne symbolische Logiker damit umgegangen sind [139].

Georg Cantor hatte bereits 1895 eine Antinomie in seiner Mengenlehre entdeckt. Als Gottlob Frege (Deutschland, 1848–1925) 1902 den zweiten Band seiner *Grundgesetze veröffentlichen wollte* , machte ihn Russell auf dieses Paradoxon aufmerksam. Frege war völlig überrascht und sah keinen Ausweg aus den Widersprüchen, die der „Klasse der Klassen, die sich selbst nicht angehören“ innewohnen. Er empfand dies als sehr schwerwiegend und sagte: „Die Frage ist … ob die Arithmetik überhaupt eine logische Grundlage erhalten kann.“ Frege versuchte zunächst, das Problem zu lösen, indem er vorschlug, dass es „Begriffe ohne entsprechende Klassen“ geben könnte, oder alternativ, indem er eines seiner „Axiome“ so anpasste, dass:

> „Zwei Begriffe haben genau dann die gleiche Extension, wenn jedes Objekt, das unter den ersten fällt, *aber selbst nicht die Extension des ersten ist,*

139 Ich beziehe mich hier hauptsächlich auf die Darstellung von William und Martha Kneale in *The Development of Logic* (Oxford, London: Clarendon, 1962), Kap. XI.1-2.

> gleichermaßen unter den zweiten fällt und umgekehrt[140]. “

Freges anfängliche Annahme, es könne „Begriffe ohne entsprechende Klassen“ geben, lässt sich als Vorwegnahme meiner Entkopplung von Prädikation und Klassifikation in bestimmten Fällen verstehen. Frege legte jedoch nicht genau fest, in welchen Fällen eine solche Entkopplung erfolgen muss. Dies zeigt sich in seinem nächsten Vorschlag, der zwar die Schwierigkeit des Begriffs der Selbstzugehörigkeit andeutet, diesen aber nicht gänzlich verwirft, sondern ihn abzuschwächen versucht. Er spricht von zwei Begriffen statt von einem und versucht, die Extension als Ganzes jedes Begriffs vom anderen auszuschließen, während er die unter die Extension fallenden Objekte natürlich weiterhin einschließt. Dies zeigt, dass er nicht erkannt hat, dass Selbstinklusion durch eine Extension nicht einmal denkbar ist.

Es ist wichtig zu betonen, dass sich Russells Paradoxon auf die Frage bezieht, ob eine bestimmte Klasse (nämlich alle Klassen, die nicht zu sich selbst gehören) zu *sich selbst gehört oder nicht* – nicht zu *einer anderen* Klasse. Frege versucht, dieses Paradoxon nicht anhand einer einzelnen Klasse, sondern anhand zweier gleichwertiger Klassen zu lösen, obwohl er (meines Wissens) nicht gezeigt hat, dass koextensive Klassen zu einem mit dem Russellschen Paradoxon vergleichbaren Paradoxon führen. Folglich ist sein Lösungsversuch für das Problem irrelevant. Frege scheint zudem angenommen zu haben, dass, wenn alle Elemente einer Klasse (sagen wir, „Y“) auch einer anderen Klasse (sagen wir, „X“) zugeordnet sind, *die Klasse* „Y“ auch zur Klasse „X“ gehört; und umgekehrt im Falle der Koextension. Dies legt sein Versuch nahe, eine solche

---

140 Kneale und Kneale, S. 654. Hervorhebungen im Original.

Annahme zu verhindern, um (seiner Einschätzung nach) das daraus resultierende Russellsche Paradoxon zu vermeiden. Tatsächlich folgt aus der Tatsache, dass alle Y X sind, nicht, dass die Klasse 'Y' ein Element der Klasse 'X' ist – sie folgt lediglich, dass die Klasse 'Y' eine Unterklasse der Klasse 'X' ist oder, falls die Beziehung umkehrbar ist, eine gleichwertige Klasse. Frege scheint also die Beziehungen der Klassenzugehörigkeit und der Hierarchisierung von Klassen verwechselt und einen vagen Begriff wie „fallend“ verwendet zu haben, um beides zu charakterisieren.
Man könnte sich fragen, ob eine gleichrangige Klasse, eine Unterklasse oder gar eine Oberklasse Mitglied ihrer hierarchisch verwandten Klasse sein kann. Auf den ersten Blick erscheint dies möglich. Beispielsweise sind alle positiven Klassen Klassen und somit Mitglieder der Klasse „Klassen“, und die Klasse „positive Klassen“ ist eine Unterklasse der Klasse „Klassen“. Obwohl jedoch nicht alle Klassen positiv sind (einige sind negativ), ist die Klasse „Klassen“ dennoch eine positive Klasse (da sie durch eine positive Aussage definiert ist) und somit Mitglied der Klasse „positive Klassen“. Obwohl dieses Beispiel nahelegt, dass eine Oberklasse Mitglied ihrer Unterklasse sein kann (und daher umso mehr eine gleichrangige Klasse oder eine Unterklasse Mitglied ihrer hierarchisch verwandten Klasse sein kann), könnten wir dennoch , wie vielleicht Frege beabsichtigte, mithilfe einer *Analogie Zweifel äußern.* Man könnte induktiv, durch Verallgemeinerung, argumentieren, dass, wenn eine Klasse nicht Element ihrer selbst sein kann, sie vielleicht auch nicht Element irgendeiner koextensiven Klasse sein kann (wie Frege vorschlägt) und möglicherweise nicht einmal einer Unterklasse oder Oberklasse. Denn die Frage ist hier, ob die von der ersten Klasse bezeichneten Instanzen in der zweiten Klasse zweimal vorkommen können

(als eigenständige Elemente und als Bestandteile eines Elements). Frege hat also möglicherweise ein berechtigtes Problem aufgeworfen, das zu weiteren Einschränkungen in der Klassenlogik führen könnte. Dies muss uns im vorliegenden Kontext jedoch nicht weiter beschäftigen, da es (wie bereits erläutert) für die Lösung des Russell-Paradoxons nicht direkt relevant ist.

Russell beschrieb sein Paradoxon in seinem kurz darauf erschienenen Buch „ *Principles of Mathematics“* . Obwohl er zunächst Freges zweitem Ansatz zuneigte, bevorzugte er später Freges ersten und schlug vor, dass es „Aussagenfunktionen geben könnte, die keine echten Klassen bestimmen“. Auch hier fällt auf, dass er die genaue Ursache und Lösung des Problems nicht benennen konnte. Russell glaubte später, dass „das Problem erst dann vollständig gelöst werden könne, wenn alle Klassen aus der Logik verbannt wären“. Dies wäre meiner Ansicht nach übertrieben und würde das Kind mit dem Bade ausschütten. Doch dann entdeckte er (oder besser gesagt, er glaubte es, oder er überzeugte sich selbst davon), dass sich dasselbe Paradoxon auch ohne „Klassenbegriffe“, also mit bloßen Prädikaten, erzeugen ließe – also mithilfe der Prädikatenlogik statt der Klassenlogik. Wie Kneale und Kneale es ausdrücken (S. 655):

> „Anstelle der Klasse, die alle Klassen enthalten soll, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind, betrachten wir die Eigenschaft des Seins, eine Eigenschaft, die sich selbst nicht exemplarisch darstellt. Wenn diese Eigenschaft sich selbst exemplarisch darstellt, dann kann sie sich nicht selbst exemplarisch darstellen; und wenn sie sich nicht selbst exemplarisch darstellt, dann muss sie sich selbst exemplarisch darstellen. Offensichtlich ist die Natur des Problems hier

> dieselbe wie im ursprünglichen Paradoxon, und doch ist hier nicht von Klassen die Rede.“

Aber selbst wenn Klassen hier nicht explizit erwähnt werden, ist ihre stillschweigende Annahme klar. Wie könnte eine Eigenschaft sich selbst „exemplifizieren“? Vermutlich wäre Eigenschaft X „eine Eigenschaft, die sich selbst exemplifiziert“, wenn Eigenschaft X zufällig zu den Dingen gehört, die die Eigenschaft X besitzen. Das heißt, X exemplifiziert X, wenn X ein Element der Klasse der Dinge ist, die X sind. Wir können nicht über Eigenschaften sprechen, ohne auf Prädikation zurückzugreifen; und sobald wir prädikieren, können wir (angesichts der ursprünglichen Definition von Klassifikation) sicherlich klassifizieren. Dieser Versuch ist also nichts weiter als verbale Spitzfindigkeit; derselbe Gedanke wird gemeint, nur anders formuliert. Es ist unehrlich. Darüber hinaus führt die Art und Weise, wie das Paradoxon hier angeblich hervorgerufen wird, in Wirklichkeit nicht zu einem Paradoxon.

Wir können nicht einmal hypothetisch sagen: „Wenn diese Eigenschaft [d. h. die Eigenschaft, eine Eigenschaft zu sein, die sich nicht selbst exemplarisch darstellt] sich selbst exemplarisch darstellt“, denn das ist bereits ein Widerspruch in sich. Um ein Russell-Paradoxon in Bezug auf „Eigenschaften“ zu rekonstruieren, müssten wir von „ *der Eigenschaft aller Eigenschaften sprechen* , die sich nicht selbst exemplarisch darstellen“; denn dann hätten wir einen neuen Begriff, über den wir nachdenken müssten, wie wir es in der Klassenlogik getan haben. Aber offensichtlich ist dieser neue Begriff ziemlich konstruiert und bedeutungslos. Auch hier müssen wir „ *die Klasse aller Eigenschaften meinen* , die sich nicht selbst exemplarisch darstellen“ – und in diesem Fall sind wir wieder in der Klassenlogik. Man beachte also gut: Obwohl Russell richtigerweise untersuchte,

ob sein Paradoxon ein spezifisches Problem der Klassenlogik oder auch der Prädikatenlogik sei, und er behauptete, nachgewiesen zu haben, dass es in beiden Bereichen auftritt, ist ihm dies in Wahrheit (wie wir gerade gezeigt haben) nicht gelungen. Tatsächlich *war das Paradoxon* spezifisch für die Klassenlogik. Und es wäre besser für ihn gewesen, die Tatsache zuzugeben, anstatt sie zu ignorieren.

Als Reaktion auf Kritik seiner Kollegen stimmte Russell schließlich zu, dass die Paradoxien allesamt auf Teufelskreise zurückzuführen seien, und legte als Prinzip zur Vermeidung solcher Kreise fest: „Was auch immer alles einer Menge umfasst, darf nicht Teil der Menge sein." Man kann also sagen, dass Russell das von mir ebenfalls verwendete Prinzip akzeptierte, nämlich dass eine Menge sich selbst nicht als eines der gesammelten Elemente enthalten kann. Tatsächlich deutet seine Formulierung jedoch darauf hin, dass er es eher als Konvention zur Verhinderung unverständlicher Teufelskreise denn als logische Absolutheit verstand (man beachte, dass er „darf nicht" statt „kann nicht" sagt). Er betrachtete die Paradoxien der Mengenlehre als „im Wesentlichen von derselben Art wie das alte Paradoxon des Epimenides (oder des Lügners)". Dies legt nahe, dass er zu diesem Zeitpunkt sein eigenes Paradoxon als eine Art Selbstreferenz ansah. Auf den ersten Blick scheint es, als läge in der Aussage „Die Klasse aller Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind, ist (oder ist nicht) ein Mitglied ihrer selbst" eine Art Selbstreferenz vor, da der Ausdruck „Mitglied ihrer selbst" in Subjekt und Prädikat wiederholt wird (positiv oder negativ, im Singular oder Plural) [141]. Man

[141] Man beachte, dass, wenn die Selbstreferenz der Kern des Problems wäre, die Aussage „Die Klasse aller Klassen, die Mitglieder von sich selbst sind, ist (oder ist nicht) ein Mitglied von

kann aber nicht behaupten, dass die Selbstreferenz genau das Problem darstellt.

Einige Jahre später, in einer 1908 veröffentlichten Arbeit, entwickelte Russell eine ausführlichere Erklärung des Russell-Paradoxons auf Grundlage seiner Typentheorie. Russell argumentierte nun, dass „keine Funktion unter ihren Werten etwas haben kann, das die Funktion voraussetzt, denn sonst könnten wir die von der Funktion mehrdeutig bezeichneten Objekte nicht als definit betrachten, solange die Funktion nicht definit ist, und umgekehrt … die Funktion kann nicht definit sein, solange ihre Werte nicht definit sind [142].“ Anders ausgedrückt: Die Frage „Ist die Klasse aller Klassen, die nicht Element ihrer selbst sind, Element ihrer selbst oder nicht?“ ist von Grund auf fehlerhaft, da das Thema unerreichbar bleibt. Wir können es erst dann erfassen, wenn wir geklärt haben, ob es Element seiner selbst ist oder nicht, und wir können Letzteres erst klären, wenn wir Ersteres geklärt haben; daher ist das Rätsel unlösbar, d. h. die Frage unbeantwortbar. Tatsächlich handelt es sich bei dem Thema um einen Begriff, der kognitiv unmöglich zu formulieren ist, da die Frage seiner Definition für jeden Denker ein doppeltes Dilemma darstellt.

Hierbei ist anzumerken, dass Russells Erklärung im Grunde darauf abzielte, die negative Klasse „Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind“ zu entkräften, da diese Klasse den doppelten Widerspruch hervorrief, den er zu beheben suchte. Die positive Klasse „Klassen, die Mitglieder ihrer selbst sind“ führt offensichtlich nicht zu einem doppelten Widerspruch: Angenommen, sie ist *nicht* Mitglied ihrer selbst, so entsteht zwar ein Selbstwiderspruch, aber wir

---

sich selbst“ gleichermaßen problematisch wäre, obwohl sie scheinbar nicht zu einem ähnlichen Paradoxon führt.

142 Zitiert nach Kneales, S. 658.

können dennoch widerspruchsfrei sagen, dass sie Mitglied ihrer selbst *ist* . Wäre Russells Erklärung korrekt, müsste die positive Klasse tatsächlich genauso unzulässig sein wie die negative. Denn wenn wir die Unmöglichkeit einer Klasse behaupten, sich auf etwas *noch nicht Feststehendes zu beziehen* , wie Russell es mit Bezug auf die negative Klasse tat, dann müssen wir zugeben, dass diese Eigenschaft auch in der positiven Klasse zu finden ist, und wir müssen auch sie ablehnen. Russell scheint dies nicht erkannt zu haben, d. h., dass seine Lösung die beiden Klassen nicht technisch unterschied und daher auf beide anwendbar war. Aus diesem Grund muss sein Versuch, das Russell-Paradoxon mithilfe von Zirkularität oder Unendlichkeit zu lösen, als gescheitert gelten. In meiner Theorie hingegen ist die positive Klasse (die der Selbstzugehörigkeit) ungültig (und leer), da sie geometrisch undenkbar ist, während die negative Klasse (die der Nicht-Selbstzugehörigkeit) durchaus legitim (und instanziiert) bleibt, wie es dem Prinzip entspricht, dass alle Ansprüche (einschließlich des Anspruchs auf Selbstzugehörigkeit) verneinbar sein sollten.

Russell kam also, kurz gesagt, zu dem Schluss, dass eine Funktion nicht ihr eigener Wert sein kann. Er schlug vor, Funktion und Wert als zwei „Typen“ zu unterscheiden, die sich nicht beliebig vermischen lassen. Diese Theorie ist jedoch, wie ich meine, zu allgemein und verkompliziert die Angelegenheit erheblich. Wie wir gesehen haben, können wir beispielsweise nicht leugnen, dass „Klassen“ eine Klasse *sind* ; wir können höchstens bestreiten, dass dies impliziert, dass „Klassen“ *ein Element von sich selbst sind* . Dies ist eine Leugnung der Selbstzugehörigkeit, nicht der Selbstprädikation oder der Selbstreferenz. Was den Begriff der „Typen“ und später den der „Ordnungen innerhalb von Typen“ betrifft, so sollten diese nicht mit den traditionelleren

Vorstellungen von Hierarchien und Klassenordnungen verwechselt werden, die wir bereits früher in diesem Essay dargelegt haben. Die Ähnlichkeit zwischen Russells Konzepten und den letztgenannten Konzepten verleiht Russells Theorie zwar einen Anschein von Glaubwürdigkeit; dieser Schein ist jedoch trügerisch – es handelt sich um sehr unterschiedliche Konzeptsysteme. Russells Konzept der „Typen" ist höchst spekulativ und alles andere als einleuchtend; es mag zwar das Russell-Paradoxon lösen, hat aber weitreichende Konsequenzen und stellt nebenbei traditionelle, unproblematische Ideen infrage [143]. Kurz gesagt, es handelt sich um eine grobe, provisorische und wenig überzeugende Maßnahme.

Jedes Paradoxon, dem wir begegnen, ist natürlich ein Hinweis darauf, dass wir uns in irgendeiner Weise irren. Demnach kann man sagen, dass das Russell-Paradoxon für Frege, Russell und andere moderne Logiker ein Signal war, dass etwas in ihrer Sichtweise nicht stimmte. Sie bemühten sich sehr, die Ursache des Problems zu finden, konnten sie aber offenbar nicht genau lokalisieren. Die ganze Komplexität ihres symbolischen und axiomatischen Ansatzes in der Logik half ihnen nicht, sondern verschleierte ihnen die Lösung des Problems. Dies zeigt, dass es für Logiker unerlässlich ist, den jeweiligen Sachverhalt vor jedem Versuch der Symbolisierung und Axiomatisierung in verständlicher Sprache und mit gesundem Menschenverstand vollständig zu verstehen. Meines Wissens ist die in diesem Aufsatz vorgeschlagene Lösung des Problems originell, d. h. sie findet sich nirgendwo sonst. Wenn das zutrifft, dann muss die von modernen symbolischen Logikern entwickelte Theorie der Klassenlogik, die noch immer den Kern der

143 Siehe zum Beispiel Kneales' Kritik an der „Typentheorie" in Kap. XI.2.

heutigen Universitätslehre bildet, gründlich überprüft und überarbeitet werden.

Ein wenig Selbstkritik . Was die Lösung des Russell-Paradoxons betrifft, die ich vor über zwei Jahrzehnten in meinem Werk *„Future Logic" vorgeschlagen habe* , muss ich Folgendes anmerken: Obwohl ich im Wesentlichen weiterhin zu meiner dortigen Theorie der Klassenlogik (Kapitel 43–44) stehe, muss ich mich nun etwas von meinem damaligen Lösungsversuch des Russell-Paradoxons (Kapitel 45) distanzieren.

Zu meinem Vorteil habe ich in meiner früheren Arbeit große Skepsis gegenüber dem Konzept der Selbstzugehörigkeit geäußert; ich konnte es aber nicht gänzlich ausschließen. Ich erklärte: „Intuitiv ist für mich die Vorstellung, dass etwas gleichzeitig Behälter und Inhalt sein kann, schwer zu akzeptieren", und ich postulierte sogar, ausgehend von einer Reihe untersuchter Fälle, dass „keine Klasse von irgendetwas oder eine Klasse von Klassen von irgendetwas jemals Mitglied von sich selbst ist", mit der möglichen Ausnahme von „Dingen" oder „Dingklassen" (wobei man von diesen Klassen sagen könnte, dass sie weder Mitglieder irgendeiner Klasse noch von sich selbst sind [144]); dennoch habe ich die Selbstzugehörigkeit nicht prinzipiell verworfen und diese Verwerfung nicht genutzt, um das Russell-Paradoxon zu erklären und aufzulösen, wie ich es im vorliegenden Aufsatz tue.

Dies zeigt sich beispielsweise in meiner Akzeptanz der Idee, dass „Selbstmitgliedklassen ein Mitglied ihrer selbst sind".

---

144 Es sei angemerkt, dass ich in diesem Zusammenhang auf die Idee kam, dass die Definition der Zugehörigkeit gelegentlich nicht zutreffen könnte. Ich habe diese Idee damals jedoch nicht weiter verfolgt, da ich nicht analysiert habe, welche formalen Konsequenzen ein solches Versagen hätte.

Der Grund dafür war der Gedanke, dass „die Frage, ob Selbstmitgliedschaft möglich ist oder nicht, irrelevant ist". Oberflächlich betrachtet stimmt das natürlich – das Russell-Paradoxon betrifft die „Klasse aller Klassen, die nicht Mitglieder ihrer selbst sind", und nicht die „Klasse aller Klassen, die Mitglieder ihrer selbst sind". Tatsächlich aber, wie ich heute gezeigt habe, ist dies nicht richtig; die Akzeptanz von Selbstmitgliedschaft ist die eigentliche Ursache des Russell-Paradoxons, und Nicht-Selbstmitgliedschaft ist an sich nicht problematisch.
Da ich die Selbstzugehörigkeit nicht hinreichend ausgeschlossen hatte, griff ich auf die einzige Lösung zurück, die mir damals vielversprechend erschien: die Ablehnung der „Permutation" von „ist (oder ist nicht) ein Element von sich selbst" zu „ist (oder ist nicht) {ein Element von sich selbst}" (beachten Sie die geschweiften Klammern). Das heißt, ich schlug das logische Verbot vor, die *Beziehung* der Selbstzugehörigkeit bzw. Nicht-Selbstzugehörigkeit in einen vorhersagbaren *Term umzuwandeln. Heute sehe ich, dass dies falsch war – es war ein zu später* Schritt im Denkprozess, der zum Russell-Paradoxon führte. Es war ein oberflächlicher Versuch, ein Symptom statt der Ursache zu behandeln. Ich tat dies natürlich, weil ich dachte, dies sei „von allen Prozessen, die zur Entwicklung dieser Argumente verwendet wurden, der einzige mit unsicherer (unbewiesener) Gültigkeit". Doch in Wahrheit war es nicht die einzige mögliche Ursache des Effekts – es gab einen *vorhergehenden* , bedeutsameren Prozess, nämlich den Übergang von „ist" zu „ist ein Element von". Ich habe diesen vorangegangenen Prozess damals nicht bemerkt, geschweige denn seine Schwachstelle erkannt; und aus diesem Grund habe ich ihn nicht angegriffen.

Offensichtlich war ich auf dem richtigen Weg, da ich nach einem Punkt im Denkprozess suchte, an dem sich die Entwicklung des Russell-Paradoxons unterbrechen ließe. Mein Fehler bestand jedoch darin, einen zu späten Punkt in diesem Prozess zu wählen. Tatsächlich liegt der richtige Punkt, wie im vorliegenden Essay dargelegt, früher. Das Russell-Paradoxon entsteht nicht durch eine unzulässige Permutation, sondern durch die unzulässige Transformation eines Prädikats in eine Klasse in Fällen, in denen eine Selbstzugehörigkeitsbehauptung implizieren würde. Und obwohl die vorgeschlagene Lösung in gewisser Weise auch heute noch „konventionell“ ist, ist der Fehler, den sie beheben soll, durchaus real: Selbstzugehörigkeit ist tatsächlich unmöglich und kann daher niemals als wahr angenommen werden. Mein vorheriger Lösungsvorschlag verhinderte lediglich das Russell-Paradoxon; er verhinderte nicht die Selbstzugehörigkeit, die die eigentliche Ursache des Paradoxons ist. Daher ist die Lösung, die ich im vorliegenden Essay vorschlage, tiefgründiger und präziser.

HAUPTREFERENZEN

Ein Wörterbuch der Philosophie . Herausgegeben von Anthony Flew. London: Pan, 1979.

Blofeld, John. Übers. *Die Zen-Lehre des Huang Po: Über die Übertragung des Geistes* . New York: Grove, 1958.

Bodhidharma. *Die Zen-Lehre des Bodhidharma* . Übersetzt von Red Pine. New York: North Point, 1989.

Cheng, Hsueh-li. *Leere Logik : Madhyamika-Buddhismus aus chinesischen Quellen.* Delhi: Motilal Banarsidass, 1991.

Dhammapada, Das . Juan Mascaro, Übers. Harmondsworth, Mexiko: Penguin, 1973.

Dogen. *Die Erleuchtung entfaltet sich: Die wesentlichen Lehren des Zen-Meisters Dogen* . Hrsg. von Kazuaki Tanahashi. Boston: Shambala, 2000.

Eracle, Jean. *Enseignements du Bouddha* . Paris: Librio, 2005.

Gould, Stephen Jay. *Die liegenden Steine von Marrakesch: Vorletzte Betrachtungen zur Naturgeschichte* . London: Vintage, 2001.

Hume, David. *Ein Traktat über die menschliche Natur* . Project Gutenberg E-Text (Internet).

Kamalashila (Anthony Matthews). *Meditation: Der buddhistische Weg zu innerer Ruhe und Einsicht* . Birmingham: Windhorse, 1992.

Kneale, William und Martha. *Die Entwicklung der Logik* . Oxford, London: Clarendon, 1962.

Suzuki, Shunryu. *Zen-Geist, Anfängergeist.* New York: Weatherhill, 1970.

Trungpa, Chögyam. *Illusion's Game* . Boston: Shambhala, 1994.

Weitere Quellenangaben finden sich in den Fußnoten.

Werke von Avi Sion

Avi Sion ist Autor zahlreicher Werke zur Logik und Philosophie: „Future Logic“ (1990), „Judaic Logic“ (1995), „Buddhist Illogic“ (2002), „Phenomenology“ (2003), „The Logic of Causation“ (1999, 2003, 2010), „Volition and Allied Causal Concepts“ (2004), „Ruminations“ (2005), „Meditations“ (2006), „Logical and Spiritual Reflections“ (2008–2009) und „A Fortiori Logic“ (2013). Diese Werke sind kostenlos unter www.TheLogician.net abrufbar.

ISBN: 978-1495973147